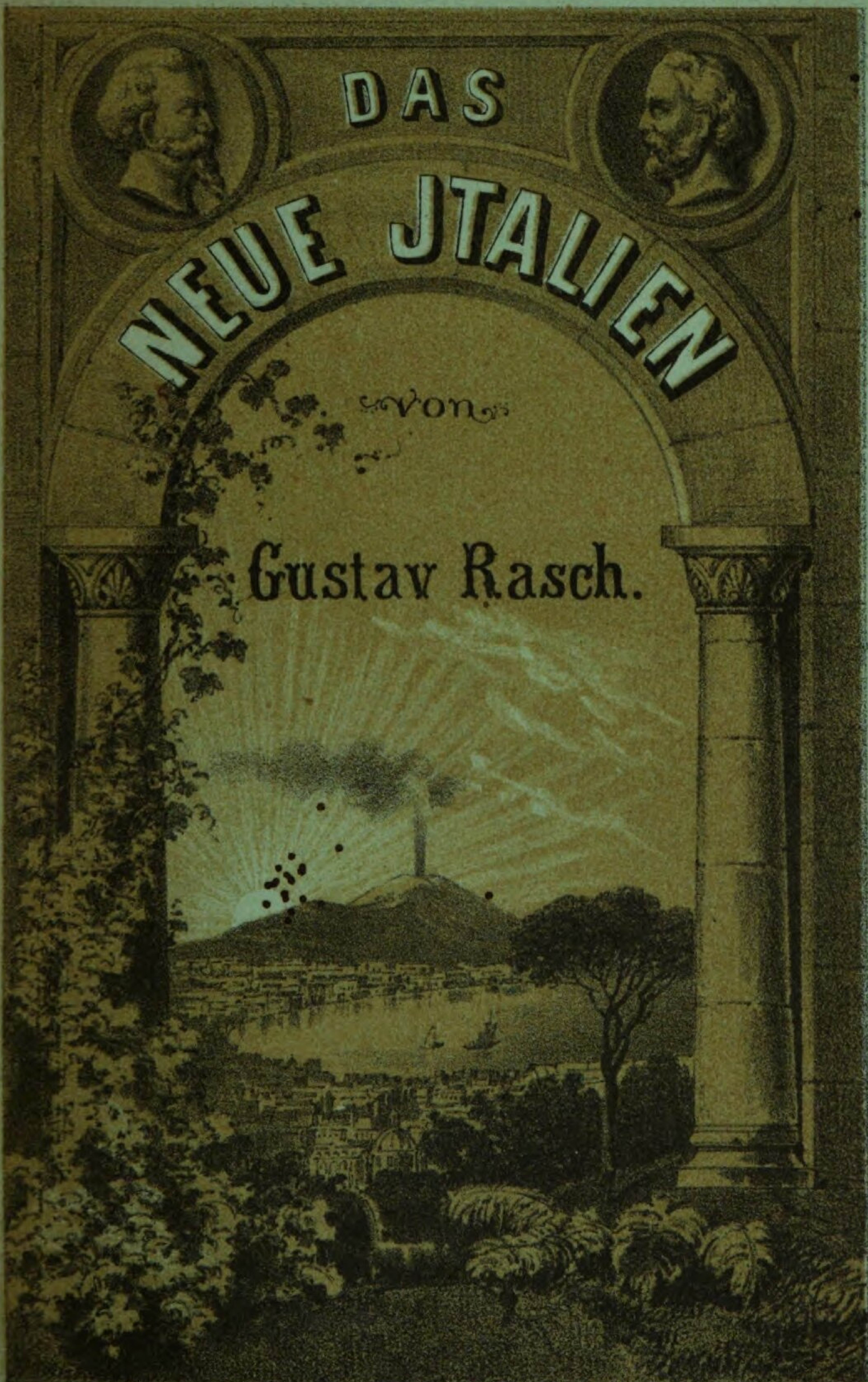
<36614229460018


DAS
NEUE JTALIEN
von
Gustav Rasch.

Das neue Italien.

Von

Gustav Rasch,

Dr. jur. utr.

Verfasser von „Frei bis zur Adria," „Italienisches Wanderbuch" ꝛc.

Italia libera, Dio vuole.
(Fahnendevise Garibaldi's.)

Erster Band.

Berlin 1862.

Verlag von A. Vogel & Comp.

Vorrede.

An der Wand des Campo Santo in Pisa sieht man seit dem Frühling des vergangenen Jahres zwei mächtige Ketten hängen. Die eine wurde im Jahr 1848 von den Genuesen, die andere im verflossenen Jahre von den Bürgern von Florenz der Stadt Pisa zurückgeschickt. Es sind die Ketten, mit denen einst während der mittelalterlichen Kämpfe der italienischen Städte die Genueser und die Florentiner den alten Hafen von Pisa gesperrt haben. Genua und Florenz sandten beide Ketten als ein Zeichen, daß der Bruderzwist aufgehört habe, und als Versprechen, daß von jetzt an sie alle, „die hundert Städte" ein einiges und freies Italien bilden wollten, an die Bürger von Pisa zurück.

Die beiden Ketten sind ein rührendes Sinnbild des Gedankens, der seit zwanzig Jahren die italienischen Völker von den schneeumwehten Kanten der Alpen bis zu den lorbeergeschmückten Gestaden Siciliens erfüllt, des Gedankens, für den sie seit einem halben Jahrhundert litten, für den sie bluteten, für den sie mit dem freudigsten Opfermuth gestorben sind, des herrlichsten Gedankens eines Volkes, der Idee seiner nationalen Selbstständigkeit. Die große Idee, für welche die Märtyrer in den österreichischen und bourbonischen

Kerkern starben, für welche die Söhne des neuen Italiens, ihrer großen Ahnen würdig, auf den Schlachtfeldern von Novara, Mailand, Rom, Magenta, Palaestro und Solferino stritten, für welche die Tausend Tapfern von Marsala unter der Führung des „Richters von Italien" bei Melazzo, Catalafimi, in Palermo und am Volturno fochten, für welche das Haus Savoyen die Feuersäule war, welche dem italienischen Volke voranzog und es aus der Sclaverei der Fremden hinausführte, dieser Gedanke ist durch die heldenmüthigen Anstrengungen aller italienischen Völkerstämme im vergangenen Jahre zur Wahrheit geworden. Italia una e libera hallt es von Catanea bis zu den smaragdenen Fluthen des schönen See's von Como. Nur auf dem Platze von San Marco, an denselben Fahnenstangen, wo einst die Banner von Cypern, Candia und Morea flatterten, vor der mit Vergoldung und Mosaik bedeckten ehernen Pforte der tausendjährigen märchenhaften Kirche weht noch die schwarzgelbe Fahne des Hauses Habsburg, jener Familie, welche den Bann der Knechtschaft der Geister über die ganze Erde aussprechen möchte, des Schöpfers und des Repräsentanten jenes selbstsüchtigen Princips, welches die Nationen getrennt hielt, und so die Knechtung Aller erleichterte. Durch gleiche Principien und durch gleiche Zwecke eng mit ihm verbunden thront noch der Papst im Vatican zu Rom, obschon seine geistige Herrschaft durch das ganze Land hin vollkommen gebrochen ist, der Papst, von

dem Garibaldi, als er am 1. November der ungarischen Legion ihre Fahne auf dem Largo del Palazzo in Neapel überreichte, sprach: „Aber, ehe Ihr diesen Feind draußen bekämpft, habt Ihr im Innern Feinde zu bekriegen, und ich sage Euch, der vornehmste derselben ist der Papst. Wenn ich mir um Euch ein Verdienst erworben habe, so ist es dadurch geschehen, daß ich Euch offen und ohne Schleier die Wahrheit sage. Indem ich von diesem Vorrecht Gebrauch mache, sage ich Euch, daß Euer vornehmster Feind der Papst ist. Ich bin Christ so gut, wie Ihr, ja ich bekenne mich zu der Religion, welche die Ketten der Sclaverei gebrochen und die menschliche Freiheit verkündigt hat; der Papst, der seine Unterthanen bedrückt und ein Feind der italienischen Unabhängigkeit ist, ist kein Christ; er verläugnet das Christenthum in seinem ersten Grundsatz — er ist der Antichrist." Der Geist des Jahrhunderts ist mächtiger wie die Knechtschaft der Geister; die Macht der Idee ist die erste Großmacht der Erde. Der Antichrist in Rom und das selbstsüchtige Princip Oestreichs, welches die Nationen getrennt hält und so die Knechtung Aller erleichtert, wird dem Geist des Jahrhunderts und den Degen von Paläſtro und Catalafimi erliegen. Rom wird bald die Hauptstadt des freien und einigen Italiens sein, und die Venetianer werden über die Porta della Carta ihres alten Dogenpalastes mit goldenen Lettern die Worte schreiben: „Frei bis zur Adria."

Wie ich in meinem Buche „Frei bis zur Adria"

die Leidensgeschichte des italienischen Volkes unter östreichischer, päpstlicher und bourbonischer Herrschaft im Kampfe für die nationale Wiedergeburt ihres Landes geschrieben habe, so will ich in dem neuen Italien den Sieg dieser großen Idee der Freiheit und nationalen Einheit schildern. Der erste Band enthält eine Schilderung der Ereignisse des vergangenen Jahres. Ich habe es mir darin zur Aufgabe gemacht, in einer zusammenhängenden Reihe von Bildern und Skizzen, aus Ober-, Mittel- und Süditalien, also aus allen Theilen des Landes, den Beweis zu führen, daß der Gedanke der nationalen Einheit und der Befreiung von der Herrschaft fremder Tyrannen, welche Italien durch Verträge und diplomatische Kunststücke aller Art aufoctroyirt wurde, der einzige Träger dieser Auferstehung eines großen und edlen Volkes gewesen ist. Den Schluß des ersten Bandes bildet die Schilderung der Garibaldischen Regierung in Süditalien und die Darstellung der Garibaldischen Feldzüge in Sicilien und auf dem neapolitanischen Festlande.

Der zweite Band wird die Männer des neuen Italiens in einer Reihe von Charakteristiken schildern.

Der dritte Band soll den kommenden Ereignissen, dem bevorstehenden Kriege mit Oestreich zur Befreiung Venetiens und dem Sturze der weltlichen Herrschaft des Papstes vorbehalten werden.

Berlin, im Sommer 1861.

Der Verfasser.

Inhalt.

Erstes Kapitel.

Die Straße über den Mont Cenis.

Französische Sympathien in Savoyen. Die Abstimmungskomödie. Touristenausbeutung und Touristenfang. Die Eisenbahn durch Savoyen. Der längste Tunnel in der Welt. Fort Bramant, der Schlüssel von Piemont. Die Straße über den Mont Cenis. Tedesco und Prussiano. Ein Garibaldiner.

Vier Tage lang habe ich das annexirte Savoyen nach allen Richtungen hin theils auf der Eisenstraße, theils zu Fuß, theils auf dem Rücken eines Maulesels durchwandert; aber ich müßte die Unwahrheit sagen, wenn ich behaupten wollte, daß ich irgendwo auch nur die geringste Sympathie für die neue Regierung gefunden hätte. Wenn auch in Savoyen meistens französisch und weit weniger italienisch gesprochen wird, so ist die Sprache doch wohl das einzige Bindemittel, was die Bewohner mit ihren westlichen Nachbarn vereinigt; alles Andere in Savoyen ist italienisch, und man bezeigt über die territoriale Verbindung mit der großen Nation ganz und gar keine Freude. „Aber man hat doch in ganz Sovoyen abstimmen lassen", fragte ich

einen Fabrikanten, mit dem ich nach St. Jean fuhr und über die savoyischen Zustände sprach, „und die Bevölkerung hat sich in ihrer Majorität für den Anschluß an das Kaiserreich ausgesprochen?“

„Abstimmen lassen?“ lachte er mich an. „Diese Komödie, die hier aufgeführt ist, nennen Sie eine Abstimmung? Nun, Sie hätten sehen sollen, wie das hier zuging, und dann würden sie nicht mehr von einer Abstimmung sprechen. Ja doch, man hat in Frankreich über den zweiten December und über das Kaiserreich auch einmal abgestimmt. Dreiviertel der Bevölkerung hat sich ganz der Abstimmung enthalten, oder ist gar nicht gefragt. Lassen wir das; ich habe aber nicht geglaubt, daß irgend Jemand in Europa diese Komödie für Ernst gehalten hätte.“

Der Mann wurde ordentlich hitzig, als er mir in dieser Weise seine Meinung über den Werth des vote universel zu erkennen gab; dann fuhr er, nach einiger Zeit ruhiger geworden, fort:

„Ich begreife nur nicht, wie man hier im Lande die französische Gesetzgebung einführen wird. Nichts paßt für einander, das wird enorme Schwierigkeiten machen. Vieles ist ganz unmöglich.“

Jetzt war die Reihe an mir zu lachen. Mein etwas hitziger Nachbar machte ein böses Gesicht. „Verzeihen Sie, mein Herr, daß ich lache,“ erwiderte ich ihm endlich, „erst haben Sie über mich gelacht, aber jetzt ist Ihre Anschauungsweise doch zu naiv. Schwierigkeiten, sagen Sie? Mein Gott, man wird Savoyen die ganze französische Staatsverfassung mit allem, was daran

hängt, auf einmal durch ein Regierungsdecret octroyiren; daß Sie die ganze Geschichte verdauen, das ist Ihre Sache. Das französische Steuersystem haben Sie ja schon, und ich habe in Bellegarde gesehen, daß es verdaut wird."

Er verstummte. „Ja," sagte er dann ganz verdutzt, „es wird gar keine Schwierigkeit machen. Da, nehmen Sie eine Cigarre, — französische Cigarre; wahrhaftig alles ist jetzt französisch.

In der industriellen Ausbeutung der Fremden haben die guten Savoyarden übrigens, seitdem eine Eisenbahn von Genf durch ihre Thäler führt, und im Norden die Verbindung mit der schweizerischen Westbahn, im Westen mit der Lyoner Bahn vermittelt, vortreffliche Fortschritte gemacht, und sie thun es ihren Nachbarn, den Schweizern, weit zuvor. Diese kennen doch noch wenigstens einen bestimmten Tarif, eine bestimmte Taxe, wenn sie auch noch so hoch hinaufgeschraubt wird; aber hier, in Savoyen, wird in der Ausbeutung der Touristen alles Maß überschritten, und man hat nur ein Ziel im Auge, ihm so viel, wie irgend möglich in kürzester Zeit abzunehmen. 75 Centimes für eine kleine Tasse Caffee, welche die Größe eines Fingerhuts hat, ist auf den Bahnhöfen der gewöhnliche Preis; die „Bougies", für welche ein kleines Talgstümpfchen eingeschmuggelt wird, und die undenkbaren „Services" während der Nacht, wo der müde Tourist schläft, kennt der Inhaber jedes Bauernwirthshauses, dazu 2 Frcs. Logis und außerdem Extratrinkgelder für jedes menschliche Wesen, was in dem Wirthshause die Hand aufzuhalten im Stande ist, für das Mädchen, was in der Küche kocht, für den Haus-

knecht, der die Stiefel nicht putzt, kurz, für jeden, der den unglücklichen Touristen ansieht oder von ihm angesehen wird. Ich kam Abends in Lanslebourg an, einem kleinen Städtchen, welches hart am Fuße des Mont Cenis liegt, um dort die Nacht zu bleiben, und am andern Morgen zu Fuß über den Mont Cenis zu gehen, und die Straße nach Muße betrachten zu können. Ich hatte dies dem Kellner des Wirthshauses, der vor der Thüre stand, ganz laut in allgemein verständlichem Französisch auseinandergesetzt, als ich von dem Rücken meines sehr störrigen Maulesels hinabkletterte, und die ganze Gesellschaft von in blaue Blousen gekleideten Bewohnern Lanslebourg's hatte meine Meinung vollständig begriffen. Das hinderte sie aber nicht im Mindesten, bevor ich in die Thür des Wirthshauses gelangen konnte, einen allgemeinen Sturmangriff auf mich zu machen. Der Eine wollte mir absolut für nicht weniger als dreißig Franken seinen Wagen aufzwingen, um mich in der Nacht schnell über den Berg nach Susa zu bringen, der Andere wollte mir zu diesem Zwecke seinen Maulesel vermiethen, der Dritte wollte mich, als ich ihm zehnmal wiederholt hatte, daß ich hergekommen sei, um die Straße in Augenschein zu nehmen, und daß man bekanntlich in der Nacht nichts sehen könnte, am andern Tage fahren, und, da er hörte, daß ich nun mir eigensinnigerweise das Vergnügen machen wollte, zu Fuß zu gehen, so wollte er mir als Führer dienen. Endlich riß mir die Geduld, und ich fuhr ihn an: „Aber, der Teufel, auf der Landstraße braucht man doch keinen Führer!“

„O nein, Monsieur," erwiederte er mir mit größter Gleichgültigkeit, „aber ich will sie nähere Wege führen, als die Landstraße."

Ich schwieg, erstarrt über diese Frechheit. Der Mensch hatte gehört, daß ich bloß deshalb durch Savoyen nach Lanslebourg gefahren sei, um die Straße über den Mont Cenis zu sehen, und erdreistete sich, mir den Vorschlag zu machen, er wollte mich einen andern und nähern Weg über das Gebirge führen, wo ich die Straße nicht sähe! Wahrhaftig, mußte ich zu mir selbst sagen, der Egoismus ist doch der vortrefflichste und schnellste Lehrmeister des Menschen. Vor einigen Jahren noch, als die Eisenstraße noch nicht in das Land führte, saßen diese Menschen hier einsam in ihren Gebirgsdörfern, und der Anblick eines Fremden war ihnen eine seltene Erscheinung, und jetzt, nach kaum zwei Jahren, haben sie solche Fortschritte gemacht, daß ich mich in das Thal von Grindelwald oder an den Molo von Venedig versetzt wähne! Und der Wirth der Kneipe, welche er ein Hotel nannte, debütirte am andern Morgen mit einer Rechnung, über deren Ansätze der Gastgeber zu den heiligen drei Königen in Basel sein Erstaunen zu erkennen gegeben haben würde.

Die Eisenbahn, nachdem sie Bellegarde und Chambery berührt hat, hört in Savoyen bei St. Jean de Maurienne, 4 Stunden hinter Chambery, auf, und von dort beginnt die Straße über den Mont Cenis langsam hinanzusteigen. Von St. Jean bis Modane sind es noch 5 Stunden, und bis dorthin soll die Eisenstraße fortgeführt werden, und man ist auf allen Punkten

eifrig mit dem Bau beschäftigt. Die Terrainschwierigkeiten sind auf dieser Strecke gerade nicht bedeutend, aber es sind mehrere Felsenvorsprünge zu durchbrechen, einige Tunnels und mehrere Brücken zu bauen, und man wird, wie mir ein an der Bahnstrecke beschäftigter französischer Ingenieur sagte, zu ihrer Vollendung wenigstens fünf Jahre gebrauchen. Die Vollendung der Eisenbahnstrecke von Genf, welche mehrere bedeutende Tunnels aufzuweisen hat, hat dieselbe Zeit in Anspruch genommen. Bei Modane beginnt sodann der große Tunnel, welcher die Eisenstraße mitten durch den Mont Cenis führen und auf der anderen Seite in der Nähe von Susa mit der piemontesisch-lombardischen Bahn, oder mit der italienischen Nordbahn, will ich lieber sagen, verbinden wird. Der Tunnel wird der längste Tunnel werden, den man bis jetzt in der alten und neuen Welt gebaut hat, denn er wird eine Länge von nicht weniger als 14 Kilometer haben. Nach Stunden berechnet würde seine Länge also beinahe eine deutsche Meile betragen. Es wird von beiden Seiten zu gleicher Zeit gebaut; auf der einen Seite ist man bereits 700 Metres, auf der andern Seite 300 Metres in die aus Gneus und Granit bestehenden Felsen eingedrungen. Die Aufgabe ist selbstverständlich eine sehr schwierige und langwierige. Ich fragte einen der dort beschäftigten Ingenieure, ob man ganz gewiß sei, zum Ziele zu kommen, nämlich den Tunnel zu vollenden? Er zuckte die Achseln und erwiederte mir: „Ah Monsieur, on y parviendra.“ „Wann und in wie langer Zeit?“ fragte ich. „Quatorze ans“, war die Antwort.

Ich war erstaunt. „Vierzehn Jahre!“ dachte ich, das ist sehr lange. Ich glaubte falsch gehört zu haben und wiederholte meine Frage. Aber, es war so. Er wiederholte nochmals die Worte: „Quatorze ans, Monsieur“. Lächelnd fragte ich: „Wollen Sie denn so lange in Modane bleiben?“

Er lachte laut auf. „Non, Monsieur, pas du tout!“ rief er, „je m'en vais bientôt.“ Interessant wird die Straße zwischen Modane und Lanslebourg. Sie führt, oft hoch ansteigend, und dann sich wieder senkend, auf dieser Strecke durch einen ganz wüsten, breiten Felsenkessel, dessen Granit- und Gneuswände in zerrissenen Gruppen und Formen drei- bis viertausend Fuß ansteigen. Es ist jene wüste Leere und Oede, jene sterile Zerrissenheit, welche im Hochgebirge der eigentlichen Welt des Erstarrtseins vorangeht, welche dieser Felsenkessel repräsentirt. An seiner engsten Stelle erhebt sich, theils in die Felsen gesprengt, theils aufgemauert, das Fort Bramant, „der Schlüssel von Piemont,“ wie man es nennt. Es besteht aus dem Hauptfort, auf einer Felskuppe hart an die Straße hin gebaut, von welcher es ein fürchterlicher Abgrund trennt, und welche es mit seinen Kanonen vollständig beherrscht, und aus vier kleinen Forts, welche, zum Schutze des Hauptforts, vier andere Felskuppen krönen. Das Fort ist uralt, in seiner jetzigen Anlage stammt es von Karl Albert, dem Vater des jetzigen Königs von Sardinien. Der Eingang ist nicht von der Seite der Straße, das Fort ist nicht einmal mit der Straße durch eine Zugbrücke verbunden, sondern man steigt seitwärts

auf einem langen, gewundenen Wege, der vielfach durch Brücken unterbrochen ist, hinauf. Auf der Straße steht eine kleine Kaserne, gerade der Feste gegenüber. Ich erwartete auf dem Walle die rothen Hosen zu sehen, und war nicht wenig erstaunt, als ich vor der Thüre der Kaserne Soldaten in piemontesischer Uniform und einen piemontesischen Officier erblickte. Jetzt sah ich nach dem Hauptfort hinüber, und siehe, da wurde auf der höchsten Bastion die italienische Fahne mit dem Kreuz von Savoyen aufgezogen. Ich traute meinen eigenen Augen nicht, und erfuhr dann, daß bei der Abtretung Savoyens Fort Bramant nicht abgetreten sei, sondern nach wie vor in dem Besitz der piemontesischen Regierung bleibe und eine piemontesische Besatzung behalte. Nun ja, man nennt es den Schlüssel von Piemont, und die Straße über den Mont Cenis ist schwer zu überschreiten, wenn man nicht im Besitz des Forts ist. Indeß auch Sebastopol ist gefallen, und der unüberwindliche Malakoff ist im Sturm genommen, warum soll dem kleinen Fort Bramant nicht dasselbe Schicksal bereitet werden können, wenn eine französische Armee einmal nicht mit Zustimmung der italienischen Regierung über den Mont Cenis zu den Fluren der lombardischen Ebene hinabsteigt? Schwerlich wird das kleine Fort Bramant, wenn es auch den Namen „des Schlüssels von Piemont“ führt, nach der Abtretung Savoyens und Nizzas für den französischen Einfluß in Italien von großer Bedeutung und Wichtigkeit sein, und höchstens die Bedeutung einer militairischen Position haben, welche man sich so oder so

vom Halse schafft, wenn es nothwendig erscheint, und der Zeitpunkt da ist.

Es war ein heiterer, warmer Augustmorgen, als ich früh von Lanslebourg aufbrach, um zu Fuß über den Mont Cenis zu steigen, und die eigentliche Hochstraße, welche gleich hinter dem kleinen Städtchen steil ansteigt, in Augenschein zu nehmen. Der Himmel war gütig gegen mich gewesen; er hatte, nachdem es die ganze Nacht hindurch stark gestürmt und geregnet, seinen schönsten Rock angezogen, einen Rock von ganz blauer Farbe, ohne einen Wolken- und Nebelstreif, den Sonntagsrock des Hochgebirges, und die alten schwarzgefleckten Granitfelsen hatten sich weiße Schlafhauben aufgesetzt und sich in weiße Schneemäntel gehüllt, deren Zipfel bis zu den grünen Matten hinabhingen. Ein frischer Ostwind wehte durch's Gebirge und drückte die Nebel hinab in das Thal, und die Glocke der Kirche in Lanslebourg läutete zur Frühmesse. Heiter und fröhlich, wie der Sommermorgen, der mich umgab, stieg ich die einsame Straße hinan, auf der hie und da Arbeiter beschäftigt waren, die von den Regenströmen der vergangenen Nacht beschädigten Stellen wieder auszubessern. Ich steige so gern eine Alpenstraße hinan. Es ist die Erwartung, welche mich so fröhlich macht, die Erwartung bei jedem Schritt, den ich aufwärts mache, die Wunder des Hochgebirges hinter den grün bematteten Vorbergen aufsteigen zu sehen, die großen Schneeberge, die zerrissenen, zerklüfteten Gletscher, deren Tiefen in den Farben des Smaragds und des Saphirs funkeln, die mit Schneekronen und diamantenen Diademen ge-

schmückten Riesenhäupter! Majestätisch, einsam, oft nie vom Fuß des Menschen berührt, steigen sie auf in das blaue Aethermeer, nur vom Flügelschlag des Geiers umkreist, die Könige in der Hochgebirgswelt! Doch heute wurde ich in meinen Hoffnungen getäuscht, oder meine Erwartungen waren vielmehr zu hoch gestimmt. Ich habe vor einigen Jahren in der Augsburger Zeitung eine Beschreibung der Straße über den Mont Cenis gelesen, deren Farben recht stark aufgetragen waren. Der Verfasser des Artikels sprach von Wundern der Straßenbaukunst, welche ich nun bei jeder Straßenwindung erwartete, und welche nicht erscheinen wollten. Vielleicht war es die erste Alpenstraße, welche der Verfasser hinanstieg! Es ging ihm wie den jungen Mädchen von neunzehn Jahren, welche zum ersten Male mit Papa und Mama in das Hochgebirge reisen und auf den Schafberg steigen. Sie träumen und sprechen Jahre hindurch von der Aussicht vom Gipfel des Schafberges und verwechseln ein Miniaturalpenbild mit den großartigen Hochgebirgsrundsichten von den Gipfeln des Rigi und des Faulhorn, oder von der Kuppe des Gornergrats. Ich bin an den zerklüfteten, wilden Gletschermassen des Madatsch und der Trafoiferner vorüber über die höchste Alpenstraße Europas, über das Wormserjoch, zu den smaragdenen Fluthen des schönsten aller europäischen Seen hinabgestiegen; ich bin über den St. Gotthardt und über den Splügen gewandert; ich kenne die Simplonstraße und den Brennerpaß, und die neue, grandiose Hochstraße über Finstermünz, und ich muß sagen, die Straße über den

Mont Cenis hat mich sehr kalt gelassen. Sie ist in strategischer und commercieller Beziehung von großer Wichtigkeit; die französischen Heeresmassen, welche die österreichische Armee bei Magenta und Solferino schlugen, stiegen im vorigen Jahre ihre Höhen hinan, aber in pittoresker Beziehung und unter den großen Straßenbauten dieses Jahrhunderts steht die Straße über den Mont Cenis zwischen der Brennerstraße und der Straße über den Splügen, die letztere an Großartigkeit und an pittoresken Bildern lange nicht erreichend. Sie hat weder Gallerien zum Schutz gegen die Lawinen noch bedeutende Brückenbauten aufzuweisen, auch hat sie keine Stelle, welche beispielsweise der großartigen und wilden Felseneinsamkeit der Gotthardt-Straße in den Schöllenen gleichkäme. Eine kurze Strecke, bei dem Abstieg nach Italien, nimmt sie einen großartigen Charakter an, indem fünf Straßenwindungen theils ganz in die Felsen eingesprengt, theils aufgemauert sind. Dort hört man auch die Bergwasser brausen und die Steine rasseln, rauschend stürzen sich weiße Gletscherströme über die graugelben Felskuppen in das Thal, und weiße Schneehäupter blicken neugierig hinab in die wilde Hochgebirgseinsamkeit. Aber, als wenn es der Natur leid gethan hat, beim Schaffen dieser Gneus- und Granitfelsen Angesichts Italiens sich zu einer solchen Schroffheit und Wildheit verstiegen zu haben, nach einer halben Stunde Wanderns ist's vorüber, das Brausen und Rauschen hört auf, die Hochgebirgsmusik schweigt, und grüne, frische Matten steigen zu den Gipfeln der Berge hinan, welche sich zu

beiden Seiten des tiefen Thals aufbauen, und an deren bewaldeten Wänden die Straße in dreiundzwanzig Windungen bequem hinabsteigt: dieselbe erreicht überhaupt eine Höhe von sechstausend siebenhundert Fuß, bleibt also auch in der Ziffer zwischen der Brennerstraße und dem Splügen. Einige zwanzig Zufluchtshäuser sind längs der ganzen Straße von Lanslebourg bis nach Susa aufgebaut und dienen den Arbeitern als Wohnung und den Reisenden znm Schutz gegen plötzlich eintretendes stürmisches Wetter. Das Plateau des Berges bildet eine Hochebene etwa in dem Charakter, wie das Thal von Andermatt kurz vor dem Gipfel des Gotthardt, in der Länge von einer Stunde. Man kommt auch hier, wie so oft auf den Plateaus des Hochgebirges, an dem stillen Ufer eines kleinen grünen See's vorüber. Dort steht ein Post- und Wirthshaus und daneben ein Hospiz, in welchem arme Wanderer umsonst Verpflegung und Aufnahme finden, und wo ein kleines Commando piemontesischer Carabiniers zur Sicherheit der Straße stationirt ist.

Etwas verdrießlich geworden über meine getäuschten Erwartungen stieg ich die Straße nach Italien hinab. Ich hatte weit schneller das Plateau des Berges erreicht als wie ich erwartete; ich war überrascht, als es plötzlich von oben abwärts ging, und ich die weißen Gebäude und Ställe des Posthauses unter mir erblickte. Und doch hatte ich die Straße so schön gesehen, wie sie nur irgend Jemand sehen konnte, in der Beleuchtung eines sonnenhellen Augustmorgens, alle Felskuppen mit Schnee bedeckt. Aber, ich sah es ihnen an, sie täusch-

ten mich alle; es war frischer Schnee, den die Regennacht zur Welt gebracht hatte, und der vor den Strahlen der nächsten Mittagssonne schmolz, nur ein einziger Gletscher war echt, aber in seinem Umfange auch von keiner Bedeutung. Die Straße war ziemlich still; außer einer mit acht Maulthieren und vier Pferden bespannten Diligence und mehreren zweirädrigen Karren, auf denen der Besitzer schlafend auf seinen Waaren ausgestreckt lag, begegnete mir Niemand. Diesseits der Höhe antworteten mir die Straßenarbeiter noch in französischer Sprache; aber jenseits erwiederten sie mir meinen Gruß „bon soir“ bereits mit „buona sera“. Dann holte ich einen jungen Mann ein, welcher mit starken Schritten die Straße hinabeilte. Er war groß, schön gewachsen, sein Kopf war von antiker Schönheit, seine Augen hatten einen wunderbaren Glanz und jene Tiefe der Empfindung, wie man sie nur in den Augen des Südens sieht. Ich redete ihn an, und wir stiegen zusammen hinab. Genua war seine Vaterstadt; ich dachte es mir, solche Köpfe sieht man nur an der Bucht von Genua oder am Golf von Neapel. Und woher kam er? Er kam aus Paris, der junge Mann. Er war dort achtzehn Monate gewesen und hatte Musik gemacht, wie er sagte, und durch seine Musik sich den Lebensunterhalt verdient. Nun hatte er von der Erhebung seines Volkes in Sicilien gelesen, er hatte von Garibaldi gehört, wie derselbe seine Armee gegen Neapel führe, um ein freies und einiges Italien zu schaffen, und wie aus der Lombardei, aus Piemont, aus Toscana die Männer Italiens über das Meer nach Messina

und Palermo eilten, um Garibaldi in der Befreiung Italiens zu helfen. Da hatte es ihn nicht länger in Paris gelassen; er hatte seinen Violinbogen und seine Violine eingepackt, und eilte nun nach Genua, um auch hinüberzufahren über das Meer und auch für Italien zu streiten. So erzählte er mir, und immer eiliger stieg er hinab, als wenn es sich darum handelte, noch heute Abend Genua zu erreichen. Plötzlich hielt er inne und blieb stehen. Er sah mich an, und sein Gesicht wurde finsterer. Dann fragte er: „N'est ce pas, Monsieur, vous êtes Tedesco?"

Ich war zugleich überrascht und erstaunt über die Frage. Ich, der Verfasser des Buches: „Frei bis zur Adria", ich mußte hier in Italien, wahrscheinlich meines langen blonden Schnurrbarts wegen, für einen „Tedesco" gelten! Nachdem ich mich von meinem Erstaunen erholt hatte, erwiederte ich ihm: „Non, vous vous trompez, je suis allemand, mais pas „tedesco", je suis prussien. „Prussiano" wiederholte ich.

Da nahmen seine Gesichtszüge ganz wieder ihren früheren Charakter an. In seinen schönen Augen leuchtete die Freude und das Wohlwollen, und er reichte mir die Hand. „Ah!" rief er, „prussiano, j'en suis heureux, vous êtes un ami du peuple italien; les prussiens et les italiens sont des alliés." Ich konnte ein leises Lächeln über diese Naivetät der Anschauung nicht unterdrücken und dachte mit einem etwas bittern Gefühl an die Conferenz zu Teplitz. Oh, dachte ich, die Völker sind alle Freunde, aber nicht die Völker machen hohe Politik, sondern die Cabinette. Meinem

enthusiastischen Reisegefährten lag dieser Gedanke vollständig fern; er behandelte mich mit der größten Herzlichkeit, seitdem er gehört hatte, daß ich „prussiano“ sei. Noch enthusiastischer wurde er, als er von mir erfuhr, daß ich auch nach Messina in das Hauptquartier seines verehrten Helden reise. In dem nächsten Straßenwirthshaus mußte ich mit ihm eine Flasche herben savoyischen Wein auf das einige und freie Italien trinken, und er wollte durchaus nicht zugeben, daß ich den Wein bezahlte. In Susa verließ er mich, um sofort nach Turin zu fahren, weil er dachte, daß ein Bahnzug nach Genua sich anschlösse und er vielleicht am andern Tage schon nach Palermo hinüberfahren könne. Alle meine Vorstellungen, daß ich bestimmt wisse, daß Abends kein Bahnzug von Turin abginge, und daß er die Nacht bei mir bleiben solle, waren vergebens. Er dachte sich, es könnte eine zweite Schlacht von Milazzo ohne ihn geschlagen werden. Ich gab ihm meine Karte, um mich im Hauptquartier Garibaldis wieder zu treffen. Noch oft dachte ich seiner und seiner schönen, glänzenden Augen, als ich Abends allein auf dem Balkon des kleinen Gasthofes in Susa saß und auf den Marktplatz hinabsah, auf dem die ganze Bevölkerung des Städtchens sich ein Rendezvous gegeben zu haben schien. „Ja, wären sie alle so wie Du“, sagte ich zu mir, „von den schneegekrönten Zinnen der Alpen bis zu den sonnigen Gestaden Siciliens, so freudig, so muthig und so ergeben, dann hätte Mazzini Recht; dann würde es heißen können: „Italia fara da se!“

Zweites Kapitel.

Tedeschi und Prussiani.

Austriaci und Tedeschi. Umwandlung der Volksstimmung in Italien gegen Deutschland. Der Begriff der „Prussiani.“ Io sono Tedesco. Io sono Prussiano. Die alte Frau in San Geminiano. Der lombardische Kapitain im Lager Garibaldi's vor Capua. Die Wirthin in Susa. Preußische Diplomaten. Graf Perponcher und die Loreley.

Es sind kaum zwei Jahre verflossen seit der Zeit, wo die Italiener sich um den Unterschied in den Deutschen Völkerstämmen wenig oder gar nicht bekümmerten. „Tedeschi“ hießen alle Deutsche ohne Unterschied, mochten sie Oesterreicher, Preußen, Schwaben oder Baiern sein, und „Tedesco“ war der Ausdruck des Hasses und der Verachtung in Italien von den eisbedeckten Kämmen der Alpen bis zu den sonnigen Gestaden Siciliens, bis zu den Fluthen des blauen Golfes von Neapel geworden. „Austriaci“ und „Tedeschi“ waren gleichbedeutend, waren synonym geworden. Und hatten sie nicht Recht, diese Unglücklichen, welche in Venetien, in der Lombardei, und in Toscana unter dem

österreichischen Korporalstocke standen; hatten sie nicht Recht, diese Armen, welche ein Herzog von Modena peinigte, ein Ungeheuer, welches man noch heute in Modena für verrückt hält, weil seine wahnsinnigen Grausamkeiten mit dem Denkvermögen eines vernünftigen Menschen nicht in Einklang zu bringen sind; hatten sie nicht Recht, jene Millionen in Neapel, welche ein entsetzliches Weib, die Stiefmutter des schwachsinnigen Königs Franz, täglich durch Kreaturen der verächtlichsten Gattung, durch einen Maniscalco und Salzano, in den Polizeigefängnissen foltern ließ; hatten sie nicht Recht, die unglückseligen Romagnolen, welche österreichische Kriegsgerichte zu Hunderten zu Pulver und Blei oder zum Strange verurtheilt haben, ohne dafür einen andern Rechtstitel zu haben, als der Kaiser von China; hatten sie nicht Recht, diese siebenundzwanzig Millionen, welche eine von Oesterreich bezahlte Presse seit Jahren vor ganz Europa grundsätzlich für Lumpengesindel, für träge Faullenzer, für feige und niederträchtige Menschen erklärt hat, um ihnen die Sympathieen aller Völker zu rauben und um in ihren immerwährenden Belagerungszuständen von Niemandem gestört zu werden? —

Niemals ist ein Volk so berechtigt gewesen, seine Peiniger, seine Unterdrücker zu hassen, wie die italienischen Völker Oesterreich!

Es war nur sehr traurig, sehr demüthigend für das deutsche Volk, daß in Italien kein Unterschied in diesem Haß gemacht wurde, daß alle deutschen Stämme, auch diejenigen, welche in ihren gleichen nationalen Be-

strebungen Sympathieen für das unterdrückte nnd gequälte Volk jenseits der schneebedeckten Alpen empfanden, von den Italienern mit den Kroaten, Czechen und Raizen ganz in dieselbe Kategorie gestellt wurden. Noch vor zwei Jahren, im Herbst, vor der Schlacht bei Magenta, herrschte in Italien diese allen Deutschen feindselige Meinung. Ich wohnte mit dem Conte T., einem geborenen Lombarden, eine Zeit lang in einem Gasthofe in Como, um Ausflüge auf dem Comersee und auf dem Lago maggiore zu machen. Es dauerte Tage lang, bis ich dem Wirth und seiner Familie die fixe Idee aus dem Kopfe brachte, daß ich zwar ein Deutscher, aber kein „Tedesco“ sei, bis ich sie überzeugte, daß es auch jenseits der Alpen Menschen und Völkerstämme gäbe, welche Sympathieen für Italien empfänden, welche die Freiheit und nationale Einheit Italiens als einen Grundsatz des Völkerrechts anerkennten, welche sogar für diese Freiheit und Einheit Italiens gegen Oesterreich das Schwert ziehen könnten. Ohne Hülfe meines Begleiters wäre es mir nie gelungen.

Seit den Schlachten des vorigen Jahres, wo die italienischen und französischen Waffen vereint strahlende Siege über die Armee des Hauses Habsburg erfochten, hat sich die allgemeine Meinung in Italien zu Gunsten Deutschlands sehr geklärt. Die Nichttheilnahme Preußens an dem französisch-italienischen Feldzuge zu Gunsten Oesterreichs, die Schilderhebung der ganzen liberalen und demokratischen deutschen Presse für das Recht Italiens auf nationale Einheit und auf Befreiung von dem nach und nach über die ganze Halbinsel durch die

Specialverträge des Hauses Habsburg mit den einzelnen Regierungen von Mittelitalien und Süditalien ausgedehnten Druck, besonders aber die preußischen Kammerverhandlungen der letzten Sitzungsperiode über die italienische Frage haben in ganz Italien den fröhlichsten Widerhall gefunden, und der in Deutschland überall sich kundgebende Enthusiasmus für den Mann, dessen Name am meisten in Italien gefeiert wird, für den edlen und hochherzigen Befreier Süditaliens, für Garibaldi, hat bei den Italienern die Ueberzeugung hervorgerufen, daß es jenseits der Alpen ein Volk gäbe, dessen nationale Bestrebungen vollständig mit den ihrigen übereinstimmten, ein Volk, welches im nun kommenden Staats- und Völkerleben ihnen ein Brudervolk werden müsse. Es hat sich seitdem in Italien eine neue Idee, ein neuer Begriff gebildet, der Begriff der Prussiani. Unter diesem Titel fassen sie die ihren nationalen Bestrebungen günstig gesinnten Völkerstämme zusammen, oft den Begriff allein auf Preußen, oft auf ganz Deutschland ausdehnend, den Begriff der „Tedeschi" ihm streng entgegensetzend. „Austriachi" und „Tedeschi" sind in Italien endlich gleichbedeutend geworden.

Bei den Worten: „Io sono Prussiano!" empfängt den Fremden ein freundliches Lächeln, bei den Worten: „Io sono Tedesco" finstere Gesichter und stille Verachtung. Mit den Worten: „Io sono Prussiano" kann man in ganz Italien, in den Städten und auf dem Lande auf die freundlichste Aufnahme rechnen. Bei den Worten: „Io sono Tedesco" verschließen sich die Thüren, da zieht sich die Hand zurück, welche sich

schon zur Begrüßung ausgestreckt hatte, da wendet man sich ab, und auf dem Lande und im Gebirge kann man noch Schlimmeres erfahren. Ich war in einem einsamen Städtchen, hoch oben in den Apenninen gelegen, nicht weit von der römisch-toskanischen Grenze; es heißt San Geminiano. Selten verirrt sich der Fuß des Reisenden in diese Bergeseinsamkeit hinauf. Eine alte Frau war die Wirthin des ärmlichen kleinen Gasthofes. Sie nahm mich freundlich auf; sie räumte mir ein Zimmer ein, so gut sie es hatte; sie briet mir ein Huhn zum Abendessen, welches so vortrefflich zubereitet war, daß ich scherzweise äußerte, daß das Huhn mich mit allen magern und schlechten Hühnern in Italien aussöhne. Mit mir setzte sich ein schweizerischer Ingenieur aus Genf zu Tisch, der seit vierzehn Tagen im Wirthshause wohnte, und in dem an architektonischen Schönheiten reichen Oertchen zeichnete. Am andern Morgen, als ich vor meiner Abreise frühstückte, fiel es mir auf, daß die alte Frau mich durchaus bewegen wollte, noch einmal ein Huhn zu essen. Der Ingenieur saß am Tische und lachte. „Wissen Sie", sagte er endlich zu mir, „daß Sie gestern Abend einer großen Unannehmlichkeit entgangen sind?" „Ich", erwiederte ich zögernd, „und welcher?"

„Als Sie fortgegangen waren, um sich zu Bette zu legen, kam die alte Frau eiligst mit dem Fremdenbuch, worin Sie Ihren Namen einzuschreiben hatten, zu mir hereingetrippelt, legte mir dasselbe auf den Tisch, und fragte hastig: „Wer ist dieser fremde Herr? Ein Engländer ist er nicht, sagt man in der Stadt, auch kein

Franzose. Wer ist er, und woher kommt er?" Ich sah in das Fremdenbuch, und sagte nach alter gewohnter Weise: „Er ist ein Tedesco." Da nahmen die sanften, freundlichen Züge der alten Frau plötzlich einen finstern Ausdruck an. „Tedesco, sagte sie, da thut es mir leid, daß ich ihm ein Zimmer gegeben habe. Und das Huhn. Wie mich das ärgert. Es war mein bestes Huhn. Und er hat gesagt, das Huhn hätte ihn mit allen Hühnern in ganz Italien ausgesöhnt! Noch schläft er nicht; er soll seine Rechnung bezahlen und gleich aus dem Hause."

„Ich lachte", fuhr der Ingenieur fort, „und sah noch einmal in das Buch. Halt, rief ich der Frau zu, welche gerade die schmale Treppe zu Ihrer Kammer hinaufsteigen wollte. Der Herr ist kein Tedesco, der Herr ist aus einem deutschen Lande, wo man das italienische Volk und die Freiheit liebt, wo man von Oestreich nichts wissen will." Das Gesicht der Frau nahm wieder den frühern freundlichen und sanften Ausdruck an. „In diesem deutschen Lande", wiederholte ich, „liebt und verehrt man Garibaldi, man hat Geldsammlungen für ihn veranstaltet, und eine einzige Stadt hat mehrere Tausend Franken gegeben. Der Herr ist ein Prussiano." Das Gesicht der alten Frau strahlte vor Freuden. „Garibaldi", sagte sie, „ja, ja, ich habe davon gehört, die Prussiani lieben die Freiheit und Italien. Der Herr soll alle meine Hühner essen; gleich morgen früh will ich ihm eins braten." Sehen Sie, deshalb sollten Sie durchaus ein Huhn frühstücken."

Ich werde noch zwei Thatsachen aus den verschie-

densten Theilen des Landes erzählen. Sie werden am besten darthun, wie der Begriff der Prussiani und Tedeschi in alle Klassen der Bevölkerung eingedrungen ist. Ich kam spät Abends bei einem Besuch im Garibaldischen Hauptquartier aus dem Schloß zu Caserta und ging in das Städtchen, um mir einen Wagen zu suchen und nach Neapel zu fahren. Der letzte Bahnzug war fort; ich hatte mich, um Garibaldi, der in Santa Maria war, zu erwarten, verspätet; im Städtchen war viel Getümmel und Verwirrung. Vergebens suchte ich nach einem Wagen. Da redete mich ein Garibaldischer Offizier an, dem mein Umherlaufen und Suchen in den Straßen auffallen mochte. „Sie sind kein Italiener", sagte er, „wer sind Sie? Ich muß Sie fragen, wir müssen hier in Caserta gerade jetzt sehr vorsichtig sein, gestern erst ist ein gefährliches Komplott entdeckt und Sie haben das Aussehen eines Tedesco." „Io sono Prussiano", erwiederte ich ihm und zeigte ihm meinen Paß, da ich gerade kein anderes Legitimationspapier in der Tasche hatte. „Ah, das ist etwas Anderes", sagte er, „die Prussiani sind uns lieb und werth, kann ich Ihnen in irgend Etwas dienen?" Der Capitain war ein Lombarde aus einer Mailändischen Kaufmanns-Familie.

Als er hörte, daß ich nach Neapel wolle, verschaffte er mir einen Wagen und unterhandelte mit dem Vetturin um den Preis, damit mir derselbe kein zu hohes Fuhrlohn abnehme. „Warten Sie noch einige Minuten", sagte er, als ich im Wagen saß, „ich komme sogleich zurück." Er kam in Begleitung eines Ser-

geanten. „Ich will Ihnen doch lieber eine Ordonnanz mitgeben", sagte er, „hier ist ein Sergeant aus meiner Compagnie, er spricht französisch und wird Sie sicher durch die Linien nach Neapel in Ihr Hôtel bringen. Daß dem Herrn nichts passirt, Sie kommen mir für ihn auf", befahl er dem Soldaten, „der Herr ist Prussiano, also ein Freund Italiens."

Wieder war ich in Susa, an den südlichen Abhängen des Mont Cenis, um einen römischen Triumphbogen zu sehen, der an architectonischer Schönheit den Triumphbogen Konstantins in Rom übertrifft. Die hübsche Wirthin im Albergo zur Krone, bei der ich mir ein Frühstück bestellte, fragte mich neugierig, aus welchem Lande ich sei? Ich erwiederte ihr scherzweise, ich sei ein Tedesco. Sofort lagerten sich Schatten des tiefsten Unmuths über das schöne Gesicht. „Nun bekomme ich wohl kein Frühstück?" sagte ich lachend.

„Frühstücken der Herr wo anders," erwiederte mir die Frau, immer finsterer werdend, „in meinem Hause giebt es für einen Tedesco nichts zu essen."

Ich wollte ihre Hand fassen, sie stieß mich zornig zurück.

„Sein Sie nur ruhig, Sie werden mir doch ein Frühstück geben. Ich habe nur gescherzt. Ein Deutscher bin ich freilich, aber ich bin ein Prussiano, kein Tedesco. Auch komme ich aus Capua, ich war bei Garibaldi."

„Prussiano!" rief sie, „Garibaldi . . ach, dann sind Sie unser Freund. — Hier ist ein Signor aus Prussia", rief sie die Treppe hinab, „er kommt von

Garibaldi, er hat Garibaldi gesehen, kommt Alle hinauf, er wird uns von Garibaldi erzählen!"

Und alle Bewohner des Wirthshauses erschienen, um von Garibaldi zu hören, und das beste Dejeuner wurde aufgetragen, was die Küche zu liefern vermochte.

Während von der Warschauer Conferenz in den italienischen Zeitungen die Rede war, sanken die Sympathieen für die Prussiani etwas; doch wollte und konnte man nirgends zu der Ueberzeugung kommen, daß Preußen Oestreich in einem Kampfe um den Besitz Venetiens weder direkt noch indirekt unterstützen werde. Es liegt in dem viel geschmähten, italienischen Volkscharakter, leicht Zutrauen zu fassen und das Zutrauen nicht leicht zu verlieren. Der Italiener ist weichherzig, gutmüthig und erwiedert die Sympathien, welche ihm ein Ausländer zeigt, mit vielem Vertrauen. „Das deutsche Volk zeigt ja in den letzten zehn Jahren dieselben nationalen Bestrebungen wie wir; wie könntet Ihr in Italien, während Ihr jenseits der Alpen nach einem einigen Deutschland strebt, unser Streben nach nationaler Einheit und Größe unterdrücken?" Das habe ich so oft in Turin, in Florenz, in Rom, in Neapel und Palermo gehört. Dieselbe Aeußerung that auch Graf Cavour zu mir. „Ach, Herr Graf", erwiederte ich ihm, „Italien hat alle Sympathieen der deutschen Völkerstämme, aber noch machen in Deutschland die Völker nicht die Politik, sondern die Cabinette." Einen äußerst ungünstigen Eindruck hat das Benehmen des Grafen Perponcher hervorgebracht. Ich war gerade damals in Neapel, wie die Loreley die diplomatische

Fahrt nach Messina machte. Man war in Neapel in allen Kreisen über diese durch nichts gerechtfertigte Handlungsweise sehr erbittert; doch hat dies Ereigniß in Italien den Sympathien für Preußen keinen Abbruch gethan. Man war fest überzeugt, und ist es noch heute, daß Graf Perponcher gegen seine Instructionen gehandelt habe, und daß das preußische Volk die Fahrt der Loreley ebenso beurtheilen werde, wie dies von den Italienern geschehen ist. Die Italiener waren um so mehr zu dieser Anschauungsweise berechtigt, indem sie von allen in Neapel anwesenden Preußen darin unterstützt wurden. Die Loreley ist nicht zum Privatgebrauch des preußischen Gesandten nach Neapel gesandt worden, sondern damit die in Neapel anwesenden preußischen Landesangehörigen im Fall, daß die bourbonischen Truppen die Stadt wieder besetzten, an ihrem Bord einen Zufluchtsort gegen Scenen kannibalischer Rohheit und Plünderung finden sollten, wie sie am 15. Mai 1848 in Neapel stattgefunden haben, und wie sie mit Recht allgemein gefürchtet wurden. Während Graf Perponcher die Loreley mit sich nach Gaeta nahm, war vierzehn Tage lang kein preußisches Schiff in Neapel, und die dort anwesenden Preußen waren, im Fall die Garibaldische Armee vor Capua geschlagen wurde, einem entsetzlichen Schicksal preisgegeben. Wie will Graf Perponcher eine solche Ueberschreitung aller seiner Befugnisse verantworten, und wie kann das preußische Ministerium es verantworten, eine solche Ueberschreitung nicht auf das Strengste gerügt zu haben?

Drittes Kapitel.

Die Soldaten Garibaldi's in Genua und Livorno.

Der Kreuzzug Italiens. Die italienische Einheitsidee. Italien ist nicht das Land der Todten. Garibaldi, il dittatore, der Repräsentant des bewaffneten Italiens. Soldaten Garibaldi's. Ein Berliner. Eine italienische Mutter mit ihrem Sohn. Einschiffungen in Constantinopel und Marseille. Der Orvell. „Evviva l'Italia! Evviva Garibaldi!"

Ich reiste von Turin nach Genua. In allen Straßen der prächtigen, alten Dogenstadt, welche sich noch heute mit Recht und mit Stolz „la superba" nennt, begegnete ich den Soldaten Garibaldi's in ihren rothen Blousen, welche die Abfahrt des nächsten Schiffes nach Sicilien erwarteten. Ich fuhr von Genua nach Livorno. Zu gleicher Zeit mit dem italienischen Dampfer, der mich hinüberführen sollte, lief ein englisches Schiff aus dem Hafen. Das ganze Verdeck war gefüllt mit Garibaldi'schen Freiwilligen, welche nach Messina reisten, und kaum war ich in Livorno an's Land gestiegen, da begegneten mir Trupps von jungen Männern in rothen Blousen und rothen Waffenröcken —

es waren die Streiter Garibaldi's, welche aus der Stadt zum Hafen gingen, um sich nach der Abfahrt des nächsten Schiffes nach Sicilien zu erkundigen. Auf der Straße, im Café, im Hôtel, im Omnibus, überall Soldaten Garibaldi's. —

Zieht denn ganz Italien aus in den Streit, wie einst die Kreuzfahrer in das gelobte Land, um das heilige Grab den Händen der Ungläubigen zu entreißen? Ja, dies ist ein Kampf, wo es mehr und Größeres gilt, als tausendjährige Erinnerungen; es ist der Auferstehungskampf eines einigen und großen Landes, welches Europa im Sarge und lange begraben wähnte, dessen Tod in der Entwickelungsgeschichte Europa's hochmüthige und dumme deutsche Gelehrte und Professoren seit fünfzig Jahren prophezeit haben, die Auferstehung Italiens, welches sich hoch emporrichtet, das Schwert zieht und ruft: „Ich bin nicht todt, ich lebe, und ich will ein großes und freies Leben führen unter den Völkern Europa's. Italien ist nicht das Land der Todten."

Garibaldi ist der bewaffnete Repräsentant dieses einigen und freien Italiens, sein Schwert und sein Schild, „il dittatore", wie er kurzweg genannt wird, und wie unter seinen Bildern geschrieben steht, welche man in allen Gestalten vor den Schaufenstern der Bilderläden und Buchhandlungen sieht. Wo man steht und geht, hört man von Garibaldi sprechen, von den Kindern auf der Straße, im Café, an den Wirthstafeln der Gasthöfe, Nachts auf dem mittelländischen Meere am Steuerruder und auf dem Verdeck;

ich glaube, hätte die sardinische Regierung nicht ein Circular erlassen, wonach die conscriptionspflichtige Jugend bis zum zweiundzwanzigsten Jahre im Lande bleiben sollte, ganz Sardinien, die ganze Lombardei und ganz Toscana wäre über's Meer gefahren und zu Garibaldi gegangen, um unter der dreifarbigen Fahne für Italien zu kämpfen. Die Einheitsidee Italiens hat lange geschlummert; sie ist erst kürzlich erwacht, sie ist kaum zwanzig Jahre alt, aber sie ist in diesen zwanzig Jahren zu einem mächtigen Riesen herangewachsen, den weder die Diplomatie Europa's noch die österreichische Armee mehr erwürgen werden. Der Großherzog von Toscana und die Herzogin von Parma sind einzig und allein dieser Einheitsidee zum Opfer gefallen. Beiden waren wenig oder gar keine Vorwürfe zu machen, als nur der eine, daß ihr österreichisches und bourbonisches Blut und das neue Italien sich nicht mit einander vereinbaren konnten, und dieser Vorwurf stürzte ihre Throne im Wege friedlichster Manifestation, ohne Kanonenschuß, ohne Barrikaden und ohne Gewehrfeuer. Als bewaffneter Repräsentant dieser Idee eroberte Garibaldi binnen wenigen Wochen Sicilien und stürzte den Thron des Königreichs beider Sicilien — noch einige Monate, dann wird die Regierung des Statthalters Christi auf Erden und das berühmte Festungsviereck diesem täglich wachsenden Riesen erlegen sein.

Man sehe sich diese jungen Männer an, die in Genua und Livorno auf die Schiffe warteten, welche sie hinüberfahren sollten zu den sonnigen Gestaden Si-

ciliens, wo ihre Brüder sich soeben bei Milazzo schlugen, und man muß sich sagen: das ist kein Lumpengesindel, welches zusammenläuft, um sich zu schlagen, weil es zu Hause nichts zu thun und nichts zu essen hat! Nein, das ist die Blüthe der Jugend Italiens, das sind die Söhne aus den ersten, reichsten und besten Familien des Landes. „Mein Gott", sagte zu mir vor einigen Tagen ein junger Mann in Genua auf der Straße, „wenn man uns hier Schwierigkeiten mit der Einschiffung macht, nun, dann miethe ich mir ein englisches Schiff, das im Hafen liegt, und fahre die fünfhundert Mann hinüber, welche gerade hier sind." Der junge Mann war der Sohn eines der reichsten Grundbesitzer auf der Insel Sardinien, der eine Rente von mehreren hunderttausend Francs hat. Mit ihm ließ sich ein junger Genueser anwerben, dessen jährliches Einkommen, wie mir ein in Genua ansässiger deutscher Kaufmann erzählte, vierzigtausend Francs beträgt. Er trat als gemeiner Soldat bei der Infanterie ein. Und dann setzten wir uns zusammen, er und der Marchese von der Insel Sardinien und einige Venetianer, welche noch nicht zwanzig Jahre waren und heimlich über die Grenze kamen, und einige süddeutsche Officiere, welche ihren Abschied genommen hatten, und tranken Cyperwein, den der Vater des Marchese von seiner Insel geschickt hatte für die Soldaten Garibaldi's, und tranken auf das einige und freie Italien, auf seine Größe und auf seinen Ruhm, und brachten einen stillen Toast aus auf die gefallenen Brüder bei Milazzo.

Auch einen Landsmann aus Berlin traf ich. Es war im Café de la Concorde. Er saß unter den Orangenbäumen und Akazien, trank Kaffee mit Milch, und las die Augsburger Allgemeine, die einzige deutsche Zeitung, welche im Caffeehause zu finden war. Nachdem er einige Minuten hinein gesehen hatte, warf er sie fort, und rief: „Nein, diese ewigen Lügen über Italien werden ordentlich ekelhaft, und man ärgert sich doch darüber!"

Da redete ich ihn an, und hörte, daß er aus der nüchternen Stadt an der Spree komme, um sich mit Garibaldi für Italien zu schlagen und statt des Berliner Weißbieres Syracuser und Marsala zu trinken. Und am Abend ging ich mit ihm in ein Haus in der Nähe der Promenade del aqua sola, wo er Abschied nehmen wollte von einigen Kameraden, welche noch in der Nacht auf einem französischen Schiff nach Messina fuhren. Da lagen sie auf Stroh nebeneinander, einige Zwanzig, und die Meisten schliefen fest. Und neben dem Einen, einem schönen jungen Mann mit einem prächtigen schwarzen Schnurrbart, saß eine alte Frau mit grauen Haaren, hielt seine Hand in der ihrigen und sah ihn mit leuchtenden und doch traurigen Augen an. Er schlief fest. Und als ich mit der alten Frau sprach, sagte sie mir, sie sei seine Mutter und wolle ihren Sohn, den sie als Streiter für Italien dem Garibaldi sende, noch die letzte Stunde sehen, und seine brave und tapfere Hand in der ihrigen halten, und dann mit ihm zum Hafen gehen, und ihm ihren Segen geben.

Die meisten Einschiffungen Garibaldi'scher Freiwilliger fanden in Genua und Livorno statt. In Genua wurden im Monat Juli täglich durchschnittlich dreihundert eingeschifft. Auch aus Marseille, aus Constantinopel und den englischen Häfen gingen Schiffe mit Garibaldi'schen Soldaten nach Palermo und Messina ab. Aus Constantinopel brachte ein englischer Dampfer mit einmal sechshundert Ungarn nach Messina. Aus England und Frankreich trafen mit jedem Schiffe Matrosen ein, welche in der Garibaldischen Armee Dienste nehmen wollten. Die bei weitem größere Mehrzahl der Freiwilligen bestand aber, wie sich von selbst versteht, aus Italienern, aus Piemontesen, aus Toscanern, aus Venetianern, besonders aus Lombarden. Die Armen, sie haben ja selbst so lange unter dem Drucke der fremden Despoten geseufzt, um jetzt nicht ihren Brüdern in Neapel und Sicilien zu Hülfe zu eilen. Alle kamen als Reisende nach Genua und Livorno, waren als solche mit Pässen und allen nöthigen Legitimationspapieren versehen, und reisten als Passagiere auf englischen und französischen Schiffen, welche im Hafen bereit lagen, und von ihnen selbst oder von Garibaldi'schen Bevollmächtigten gemiethet wurden, nach Sicilien hinüber. Equipirt und bewaffnet wurden in Livorno nnd Genua Niemand. Es stand sonach selbstredend der sardinischen Regierung gar kein Recht zu, selbst, wenn sie von auswärtigen Cabinetten dazu gedrängt wurde, gegen derartige Einschiffungen hindernd eiuzuschreiten. Es steht ja Jedem frei, als Passagier auf einem englischen, französischen oder italie-

nischen Schiffe zu reisen und dort in der Garibaldischen Armee Dienste zu nehmen. Nirgends sah man in den Straßen Genua's oder in Livorno die Freiwilligen mit Waffen. Viele trugen die rothe Mütze, welche in der Garibaldischen Armee als Kopfbedeckung eingeführt war, Manche den rothen kurzen Wrffenrock, Manche die rothe Blouse, die Meisten den einfachen Anzug von ungebleichtem Leinen, kurzen Rock und Beinkleider mit Ledergamaschen, den Anzug der Garibaldischen Infanterie. Alle schwärmten im Voraus für ihren künftigen General, für Garibaldi, ohne ihn vorher gesehen zu haben, und erzählten sich Wunderdinge von seiner heroischen Tapferkeit. Von der Stärke dieser Armee kreuzten sich die wunderbarsten Gerüchte. Jedenfalls war sie eine tapfere Armee, eine Armee, welche sich dessen bewußt ist, wofür sie sich schlägt und schon durch dieses Bewußtsein, und weil sie sonst nur aus Freiwilligen besteht, hoch über den deutschen Söldnerheeren des Königs von Neapel stand.

Am Abend, als ich aus dem Hafen von Genua nach Livorno fuhr, verließ auch der englische Dampfer Orvell, ein Schiff von etwa dreihundert Pferdekraft, den Hafen. Das ganze Verdeck war mit den Streitern Garibaldi's angefüllt. Ihre rothe Blousen, die rothen Mützen und die weißen und grünen Federn leuchteten in den Strahlen der untergehenden Abendsonne, welche die Berge und die Forts und die aufsteigenden weißen Häusermassen Genua's in einen violettfarbenen Duft hüllte. Am Spiegel des Dampfers

flatterte die italienische Tricolore, über ihr die rothe englische Fahne. Und weithin über die ultramarinblauen Wogen tönten die begeisterten Rufe aller der Hunderte, welche hingingen, um für das einige und freie Italien zu kämpfen: „Evviva l'Italia! Evviva Garibaldi!“

Viertes Kapitel.

Die Stadt der Medicaeer.

Fahrt durch das Arnothal. Ankunft in Florenz. Grande Vittoria di Garibaldi. Freude in Florenz. Der Buchhändler Hahmann in Turin und der englische Courier. Die Soldaten Garibaldi's. Castel vecchio. Firenze, la bella. Der grüne Arno.

Wir fuhren von Livorno nach Florenz, ich und mein Freund Bernhard Endrulat. Endrulat's Geburtstag war, und sein Dichterherz schlug höher in dem Gedanken, an diesem Tage in der Stadt der Medicaeer zu sein. Ich hatte dieser etwas idealen Schwärmerei nachgegeben, und ihr Pisa und Lucca geopfert, oder vielmehr den Betrag von 12 Franken; denn 12 Franken mußte ich nun wenigstens zu einer Extratour von Florenz nach Pisa und Lucca verwenden. Es war ein italienischer Sommertag voll azurner Bläue und funkelnden Sonnenscheins; der Garten Italiens, durch den wir mitten hindurch fuhren, umgab uns ringsum bis zu den blauen Höhenzügen der Apenninen mit seinen Rosen- und Oleandersträuchen, mit seinen Lorbeerhecken, mit seinen Rebengeländen, mit seinen Feigen-

bäumen, Kastanien und Magnolien, zwischen deren großen Blättern rosaweiße Blüthen schimmerten, und mit seinen Cypressen, welche sie alle überragten wie hohe Federbüsche, die im Winde wehten, in sommerlicher Pracht; der grüne Arno rauschte neben der Eisenstraße; weiße Landhäuser mit Marmorsäulen und Marmorbalkonen flogen auf grüner Höhe vorüber, und nach zwei Stunden hielten wir auf dem Bahnhofe von Florenz. Ein schönes, dunkeläugiges Mädchen mit dem großen, zurückgebogenen Florentiner Strohhut auf den schwarzen Haarflechten stand am Schlage unsers Fiakers und überreichte uns mit dem Wunsche einer glücklichen Ankunft zwei Blumensträuße von rothen Nelken und weißen Rosen, und als wir ihr weit mehr Zwanzigcentimesstücke schenkten, als sie erwartete, warf sie uns alle Blumen in den Wagen, welche sie in den Händen hielt. „Ist das nicht ein schöner Geburtstagsgruß?" rief mein dichterischer Freund, „und dazu in der Stadt der Medicaeer?" und nun fuhren wir im gestreckten Trabe durch die engen Straßen und warfen allen schönen Mädchen Blumen zu, welche uns entgegen kamen.

Florenz hatte sich festlich geschmückt. Aus allen Fenstern wehten dreifarbige Fahnen, die italienische und französische Tricolore neben einander. In allen Straßen wogte eine fröhliche Menschenmenge und der goldene Sonnenschein spiegelte sich auf den Gesichtern der frohen Menschen. Es war ein Drängen und eine Bewegung, als wenn Florenz einen besonderen Festtag feierte. Und es war doch kein

Sonntag und im Kalender war auch kein besonderer Festtag angezeigt. Da rief ein Straßenjunge: Grande vittoria di Garibaldi in Calabria per cinque Centesimi! und warf uns einen gedruckten Zettel in den Wagen, und ein anderer rief: „Partira per l'Austria, il Re Bomba!“ und nun kannten wir das Geheimniß, warum die Stadt der Medicaeer sich festlich mit Blumen und Fahnen geschmückt hatte. Es geschah Garibaldi zu Ehren, oder vielmehr wegen der Uebergabe des Fort von Reggio, wovon die Nachricht so eben in Florenz eingetroffen war. Und durch alle Straßen, durch die wir fuhren, rief es: „grande vittoria di Garibaldi!“ und die Fahnen wehten, und die Colporteure und die fliegenden Buchhändler machten mit der Morgennummer der „Nazione“ und mit den besonders gedruckten „ultime notizie di Garibaldi“ glänzende Geschäfte. Oft mußten wir Schritt vor Schritt fahren, um zwischen der Menschenmenge die engen Straßen zu passiren. Wir trugen keine italienischen Cocarden an den Hüten, wir riefen auch nicht: „Evviva l'Italia!“ und Niemand konnte in unserm Herzen lesen, daß wir Freunde Italiens waren, vielmehr war der deutsche Typus auf unsern Gesichtern unverkennbar, aber Niemand kränkte uns mit einem Worte. Es ist eine absichtlich in deutschen Zeitungen verbreitete Unwahrheit, daß die Deutschen gerade jetzt in Italien Insulten und Beleidigungen ausgesetzt seien. Derartige Rohheiten sind weder nach den Schlachten bei Magenta und Solferino vorgekommen, noch kommen sie heute vor. Der Buchhändler Hahmann in Turin, der durchaus

an den Insulten der Italiener gestorben sein sollte, starb nach dreimonatlicher Krankheit ruhig in seinem Bette; er war ein Freund Italiens und niemals ist ihm ein Haar gekrümmt worden. Ich bin täglich in Turin in seinem Geschäft gewesen, und der Buchhändler, der dasselbe für Rechnung seiner Erben verwaltet, und damals Commis in demselben Geschäft war, sprach noch heute mit Entrüstung von dieser Verleumdung. Die Augsburger Zeitung weigerte sich, seine Erklärung als Rectificirung der von ihr zuerst gebrachten Correspondenz über die Ermordung Hahmann's aufzunehmen. Wer kann sich bei den principiell gewordenen Verleumdungen Italiens in der deutschen conservativen und ultramontanen Presse darüber wundern! Ein englischer Courier erschien zu jener Zeit mit sechsläufigem Revolver in der Rocktasche auf der Kanzlei der preußischen Gesandtschaft, so sehr hatte ihn die Nachricht von der Ermordung Hahmann's in Schrecken gesetzt. Die Herren auf der Gesandtschaft lachten ihn aus, nahmen seinen sechsläufigen Revolver und wiesen ihm einen sichern Platz in einem Schubfache der preußischen Gesandschaftskanzlei an, und der Courier ging vierzehn Tage in Turin und in Genua spazieren, ohne daß ihm ein Haar gekrümmt wurde. Es ist dieselbe Geschichte wie mit den Bauernunruhen, welche österreichische und conservative deutsche Blätter in Toscana alle Monate einmal zu Gunsten des vertriebenen Großherzogs ausbrechen lassen; kein Mensch weiß dort zu Lande ein Wort davon. Aber mit der Unsicherheit in den Straßen der Städte? Ich bin zu allen Tages-

zeiten und häufig spät in der Nacht allein durch die Straßen der ober- und mittelitalienischen Städte gegangen; niemals ist mir das Mindeste passirt. Ich wiederhole dies hier nur, weil ich es für meine Pflicht halte, diesen grundsätzlich in die Welt hinausgestreuten Verdächtigungen entgegenzutreten.

Und immer fuhren wir weiter durch die Straßen. Vor allen Bilderläden und Schaufenstern erblickten wir Garibaldi's und des Königs Victor Emanuel's Bild in Photographie, in Steindruck und in farbiger Malerei; an vielen Hausthüren war das Bild des Königs außerdem in der Form einer kleinen Photographie angeklebt. Hie und da kamen uns auch Soldaten Garibaldi's in ihren rothen Blousen oder in rothen, kurzen Waffenröcken entgegen. Die rothen Waffenröcke hatten grüne Aufschläge und Kragen und die rothen Mützen weiße und grüne Streifen und dreifarbige Federn, und repräsentirten so die Farben Italiens. Die meisten von ihnen sahen kränklich aus; sie waren bei Milazzo verwundet, und ihrer Heilung wegen nach Florenz geschickt. Manche waren in vollem Waffenschmuck; sie sahen stolz und schön aus; sie waren „in missione" hierher gesandt. „Das ganze Land wandert uns hier aus nach Sicilien", sagte zu mir ein Kaufmann, der aus der Lombardei kam, „wir behalten zuletzt keinen Mann mehr hier, wenn nicht etwas dagegen geschieht." Und schließlich erzählte er mir, daß vier von seinen Söhnen in der Armee Garibaldi's ständen. Dann kamen wir auf die Piazza di Gran Duca vor dem Castell Vecchio. Er hatte

seinen Namen verändert und war zur Piazza Grande geworden. Und oben auf dem Thurme des Castells flatterte eine große italienische Fahne, und der Herzog Cosmos sah von seinem Bronzepferde ernst zu ihr in die Höhe. Vor dem hohen Portal standen David als Hirtenknabe, Michel Angelo's Werk und Hercules, wie er den Cacus mit der Keule erschlägt, von Bandinelli. Jahrhunderte hindurch sahen sie die Geschichte Toscanas hier auf dem Platze an sich vorüberziehen, den Sturz des Medicaeischen Hauses, die Einverleibung des Landes an Oesterreich und den Untergang Toscana's als selbstständiger Staat, das Napoleonische Königreich Etrurien, die Revolution von 1848, die Republik Guerazzi's, den Feldmarschall d'Aspre mit den österreichischen Soldaten, und nun neuerdings das wiederauferstandene Italien, welches die Diplomatie Europa's längst für todt und begraben erklärt hatte. Nur sie überlebten alle diese Stürme; unversehrt standen sie auf ihren Piedestalen, Michel Angelo's und Bandinelli's Hand hat sie zu einem unvergänglichen Leben erschaffen. Und in der Loggia daneben, wo einst die herzoglichen Lanzenknechte sich aufhielten, war ein wüster Spektakel. Die ganze Loggia war mit Menschen angefüllt, welche hier Markt hielten, Geld wechselten und Wassermelonen aßen, und einen entsetzlichen Lärm machten. Benvenuto's Perseus mit dem Medusenhaupt, Bologna's Sabinerin in den Armen der sie hinweg führenden Römer und Ajax, den Leichnam des Patroklos tragend aus der Schlacht waren von Hunderten von Menschen umdrängt, welche für ihre Größe und ihren Schmerz

keine Augen hatten, sondern handelten und schacherten und den Namen Garibaldi's riefen. Der Verkauf der ultime notizie di Garibaldi machte allen anderen Handel auf Momente stocken. Männer in Blousen liefen über den Platz und verkauften kleine gelbe Zettel. Einer von ihnen kam auch an unsern Wagen, und ich sah, daß es Billets zu einem am heutigen Tage abzuhaltenden Balle waren. Der Ball interessirte mich nicht im Mindesten, und ich wollte das Billet, welches einen Franc kosten sollte, zurückgeben. Da sah der Mann mich mit einem ernsten und bittenden Blicke an und sagte: „per il beneficio di Sicilia.“ Ich nahm nun natürlich den Zettel wieder, bezahlte einen Franc und sah, daß am Abend ein großes National-Ball- und Musikfest vor der Porta San Nicolo stattfinden solle, dessen Einnahme der Garibaldi'schen Armee gehöre.

Da fuhr eine offene Kalesche mitten auf den Platz. Im Fond des Wagens saß ein ältlich aussehender Mann mit grauwerdendem Bart und Haar in gewöhnlicher bürgerlicher Kleidung, in der eine gewisse Sauberkeit nicht zu verkennen war. In der Mitte des Platzes, gerade dem Herzog Cosmos auf seinem Bronzepferde gegenüber, hielt er still. Dann stand er auf, nahm eine blank geputzte Trompete von dem Rücksitz des Wagens, setzte sie an den Mund und blies mehrere schmetternde Fanfaren, so rein und so schön, als wenn er Jahre lang Trompeter bei einem piemontesischen Cavallerie-Regimente gewesen wäre. Nach der zweiten Fanfare erregte er die allgemeine Aufmerksamkeit, un

nach der dritten umstanden Hunderte von Personen seinen Wagen, von denen Manche irgend eine officielle Kundmachung oder die Verkündigung neuer Nachrichten aus Neapel erwarten mochten. Dann erhob sich der Mann von Neuem, würdevoll und majestätisch um sich schauend. Er verkündigte dem harrenden Volke, daß er der „dottore in medicina“ Diomede Farini aus Volterra sei, daß er vierzig Jahre seines Lebens über eine Universalmedicin nachgedacht habe, welche alle Schmerzen des Lebens heile und jede Krankheit unmöglich mache. Man horchte allgemein auf. Er pries sodann noch in einer weiteren Rede, ausgeschmückt mit allen Floskeln der Rhetorik, seine Universalmixtur an, und hielt schließlich eine Medicinflasche, welche mit einer gelben Flüssigkeit versehen, wohlgepfropft und mit Staniol versiegelt war, in die Höhe. Er entkorkte sie, sprach noch einige flammende Worte zum Lob seiner Flasche und hielt sie sich unter die Nase. Da zuckten alle Muskeln seines Gesichts zusammen, als wenn er galvanisirt würde. „Nur einen Francescone kostet die Flasche dieser Universalmedicin, welche alle Krankheiten und alle Schmerzen heilt!“ rief er im reinsten Toscaner Dialect und schüttete den Umstehenden einige Tropfen in die Hände, welche dieselben unter die Nase hielten und sämmtlich dieselbe niesende Bewegung machten, wie der große Meister auf seinem Wagen. Ich stieg aus dem Wagen und hielt ebenfalls meine Hand hin, erhielt einige Tropfen und hielt sie unter die Nase. Die Medicin hatte einen starken Zusatz von Salmiakgeist, was auch ihre Grundsubstanz

sein mochte. Dann rief er von Neuem den Preis aus und pries alle Wunder seiner Universaltinctur an; Niemand streckte indeß seine Hand aus, um diese Wunder für einen Francescone zu kaufen.

Da rief der Mann: „Signori, ich verkaufe heute diese Universaltinctur „per il beneficio di Sicilia e Napoli“, ich werde den Ertrag bis auf den letzten Centesimo dem Comité für die Unterstützung der Garibaldi'schen Truppen überreichen.

Jetzt streckten sich hundert Hände aus. In wenigen Minuten war der Wagenkasten des patriotischen Wunderdoctors vollständig geleert.

Nun begann eine neue Scene. Der Wunderdoctor hielt eine Rede über Zahnarzneikunde, welche seine eigentliche Wissenschaft sei, da er sich mit der Erfindung der Universaltincturen nur nebenbei beschäftige. Die Rede hielt sich sehr in allgemeinen Redensarten und war den Begriffen der Menge angepaßt. Er forderte Jeden, der an Zahnschmerzen und Zahnkrankheiten leide, auf, in seinen Wagen zu steigen. In einigen Minuten werde er ihn heilen. Auch die Zahnoperationen, rief er, mache er heute „per il beneficio di Sicilia e Napoli.“

Trotzdem fand sich nicht sofort Jemand, der sich zu Ehren Siciliens und Neapels die Zähne ausziehen lassen wollte. Endlich stieg ein junger Mann auf den Wagen. Der Zahnarzt nahm seinen Kopf in die Hände, besah sich die Zähne und stocherte darin mit einem Haken herum, daß ich beim Zusehen Schmerzen empfand. Dann begann er eine neue Rede, worin er

sagte, daß Einer den Platz verlassen und im Exil sterben müsse — er sprach nur von dem kranken Zahn — oder alle Andern müßten zu Grunde gehen, wie vor Kurzem noch hier in jenem Palaste — er zeigte mit pathetischer Geberde auf den palazzo vecchio des granduca — es sei aber besser, wenn Einer sterbe, als Alle. Dann faßte er ein Instrument, wickelte sich ein Taschentuch um die Hand, und mit einem Ruck war der Zahn ausgerissen und wurde triumphirend in die Höhe gehalten. Der beste Zahnarzt in Berlin hätte seine Sache nicht besser gemacht. Der Kranke, der seiner Schmerzen jedenfalls ledig war, da ich nicht glaube, daß er sich „per beneficio di Sicilia“, um dem Zahnarzt einige Paoli zu geben, einen Zahn hatte ausziehen lassen, bezahlte, und der Zahnarzt forderte ihn auf, mit ihm zu fahren, um bei der Ablieferung des heute auf der piazza della Signoria im Angesichte des Herzogs Cosmos und der Statuen Michel Angelo's und Benvenuto's eingenommenen Geldes gegenwärtig zu sein. Dann blies er noch eine schmetternde Trompetenfanfare, welche an den alten Mauern der Loggia und des Palastes wiederhallte, und der Wagen fuhr im Trabe davon.

Und „Firenza la bella“, in deren Mauern sich Poesie und Kunst Jahrhunderte hindurch zu einem Reichthum von Erscheinungen entfaltete, wie sie in Europa einzig dastehen, wo ein Dante, ein Michel Angelo und Leonardo da Vinci ihre Meisterwerke schufen, Deiner habe ich an diesem Tage kaum gedacht! Ich sah nur das heutige Florenz, verklärt von Gari-

baldi's Siegesjubel, welcher über das Meer hinübertönte. Ich erwartete eine Stadt von Palästen zu finden, die Erdgeschosse eine Festung, die obere Hälfte Palast; ich erwartete eine Stadt zu sehen, wie Genua und Venedig, und ich fand eine moderne Stadt, in der nur hie und da ein mittelalterlicher Palast mit seinen trotzigen Massen an die Kämpfe der Guelfen und Ghibellinen erinnerte. Aber er stand dann einsam, wie ein Riese aus längstvergangener Zeit, inmitten eines Meeres moderner Häusergruppen. So trat mir der Palast Strozzi, der Palast Corsini, das Castel Vecchio und auch der Palast Pitti entgegen. Das Castel Vecchio mit seinen Mauerzinnen, mit seinem hohen Thurm und seinen colossalen Untermauern sah aus wie eine mittelalterliche Burg in fernen deutschen Landen und könnte auf einem der Rebenhügel am grünen Rhein stehen. Es ist auch schon uralt und wurde im dreizehnten Jahrhundert aufgebaut. Auf dem Platze stand einst der Palast der Uberti, welche die Republik als Verräther ächtete — der Architekt, der das Castel Vecchio baute, durfte die Stelle, wo der von der Volkswuth zerstörte Palast der letztern gestanden, nicht mit dem neuen Palast berühren, und darum ist er so schmal geworden. Drinnen ist ein großer Saal, in dem sechsunddreißig Frescogemälde die Geschichte der Stadt und des Hauses der Medicaeer erzählen. Den Palast der Uffizien ließ Herzog Cosmos der Erste erbauen, der Erbauer des Palastes Pitti in seiner jetzigen Gestalt, wo die drei alten Bauordnungen in die drei Stockwerke des Hofes vertheilt wurden. Aber sie

standen einzeln, die Paläste, in Straßen und Stadtvierteln, deren Bauart oft jeden italienischen Charakter verleugnete; in Venedig und Genua reihen sie sich aneinander und erzählen in einer langen Folge die Geschichte ihrer berühmten Besitzer Jahrhunderte hindurch, und repräsentiren alle Baustyle des mittelalterlichen Italiens. Nur hier und da erinnerten mich plötzlich die Loggien und Arcaden eines Platzes, in dessen Mitte Broncestatuen standen, daß ich in Italien sei, oder der Anblick einer Kirche führte mich in die schönste Blüthezeit germanisch-toscanischen Baustyls zurück. Da stand Santa Maria del Fiore, eine der schönsten Kirchen, welche ich in Italien gesehen habe, mit ihrem schlanken, hohen Campanile, beide ganz mit buntem Marmor bekleidet und mit unzähligen Statuen und Reliefs geschmückt, welche Dante erstaunt über ihre Schönheit oft stundenlang betrachtete; ihr gegenüber das Ballisterium mit den ehernen Thüren, welche Michael Angelo würdig für Pforten des Paradieses erklärte; da sah ich Santa Annunziata, ganz mit Vergoldung und goldenen Verzierungen bedeckt, und Santa Croce mit den Denkmalen Michel Angelo's, Alfieri's, Dante's und Macchiavelli's. Aber immer wieder, wenn ich mich umwandte, sah ich die moderne Stadt, keine Stadt Italiens, welche ich suchte. Und der viel gepriesene Arno mit seinen Brücken? Aufwärts vom Ponte Vecchio repräsentirten seine beiden Seiten in ihren Bauwerken Bilder italienischen Städtecharakters, wenn auch ohne italienische Städteschönheit, aber abwärts vom Ponte Vecchio erinnerten die Häuserfaçaden

durch nichts an Italien, nicht einmal durch die Form ihrer Balcone — und der Arno, er war dürftig, trocken und wasserarm, künstlich aufgestaut, um ein passables Wasserbild zu repräsentiren, an manchen Stellen, wenn auch alle Schwärmer für die Stadt der Medicaeer deshalb ein Anathema über mich aussprechen werden — der grüne Graben. Ich kann mir nicht helfen, das Bild des „grünen Grabens“ trat mir unwillkürlich immer wieder vor die Augen, und wenn mich auf dem Lung Arno ein reiches und prächtiges Leben umbrauste, wie in den elysäischen Feldern oder im Hydepark, wenn die prächtigen Carossen und die schönen Reiterinnen mit ihren wehenden Schleiern an mir vorübersausten, wenn alle duftigen Tinten eines italienischen Sommerabends am azurblauen Horizont über den mit weißen Landhäusern bedeckten grünen Höhenzügen ineinander verschwammen, wenn die dunkeln Augen mich mit den seelenvollen Blicken anschauten, wenn ich die Pferde meines Wagens anhielt, um einen Moment Ruhe zu finden mitten in diesem Strudel echt italienischen Lebens. Der „grüne Graben“ und diese prächtige Poesie eines Sommerabends an seinen Ufern; aber es war so, und ich war nicht so sehr Idealist, um den Contrast nicht zu sehen.

Fünftes Kapitel.

Aus Mittelitalien.

Die Einheits- und Freiheitsidee in Mittelitalien. Die Verstimmung über den Verkauf Nizza's und Savoyen's. Der Zustand der Sardinischen Armee. Die Römische Armee. Römische Deserteure. Enthusiasmus in Florenz. Garibaldi in Sicilien.

Ich habe Mittelitalien auf der Eisenstraße, zu Fuß, mit der Diligence und auf dem zweirädrigen Wagen des Vetturin nach allen Richtungen hin durchreist. Ich war in Florenz, in Siena, in Livorno, in Pisa, in Lucca, in Pistoja, in Bologna, in Parma und Modena; ich bin an der römischen Grenze umhergestreift, und habe San Geminiano und Volterra besucht, welche in tiefer Bergeinsamkeit hoch in den Apenninen zweitausend Fuß über dem Mittelländischen Meere liegen, aber überall in allen Städten und Dörfern, in den Palästen und in dem armseligen steinernen Hause des Bauern habe ich denselben Gedanken gefunden, den Gedanken an ein einiges und freies Italien, und den Wunsch, sich die Fremden auf jede Weise vom Halse zu schaffen. Auch der französischen

Einmischung war man herzlich überdrüssig und wäre die Franzosen gern sobald als möglich los. Ich ging mit einer russischen Dame in Siena auf dem Domplatz umher. Man hielt sie für eine Französin. „Unerträglich", hörte ich Bürger im Vorübergehen sagen, „überall diese Franzosen. Wir müssen nun auch bald daran denken, sie los zu werden." Die Annexation Savoyens und Nizza's hatte Alles in Italien verstimmt. Aber um den Preis, daß sie die Oesterreicher aus Venetien vertreiben helfen, behält man sie. Der Haß gegen Oesterreich ist zur fixen Idee geworden; selbst in Mittelitalien wollen die gemäßigtsten Personen nichts von dem Großherzoge hören. In allen Dörfern, in den entlegensten Ortschaften, selbst in der dreitausendjährigen Etruskerstadt Volterra las ich auf den Mauern und an den Hausthüren die Worte: „viva Vittorio Emanuele, nostro re", und bei jeder Nachricht, welche der Telegraph über den Fortschritt der Revolution in Neapel brachte, schmückten sich alle Häuser und Paläste mit der italienischen Tricolore. Die Großherzoge von Toscana haben nicht regiert, wie ihre Nachbarn, die Herzoge von Parma und Modena. Großherzog Leopold der Erste, der Bruder Kaiser Josephs des Zweiten, war sogar ein Mann von Geist und Herz. Er schlug in Toscana die Bahn aller der Reformen ein, welche sein kaiserlicher Bruder in den österreichischen Erblanden einführte. Er hob die Tortur, die Todesstrafe und die Inquisition auf, er ordnete die Geistlichkeit der weltlichen Macht unter, schaffte Vorrechte und Privilegien ab, übte sogar eine gewisse Selbstständigkeit gegen

Wien aus, und hatte die Absicht, dem toscanischen Volke eine Constitution zu geben; aber, selbst wenn er jetzt regiert hätte, selbst wenn Großherzog Leopold der Zweite, welcher jetzt auf seinen Besitzungen in Böhmen im Exil lebt, ganz in die Fußstapfen seines Ahnherrn getreten wäre; er hätte doch am 27. April 1859 Florenz und Toscana für immer den Rücken wenden müssen. Eine Idee trieb ihn für immer aus dem Lande: der in das ganze italienische Volk übergegangene Gedanke an die nationale Einheit und an die Befreiung Italiens, und dieser Gedanke war so mächtig geworden, daß sich im ganzen Lande keine einzige Hand für ihn erhob, um seine Souverainetätsrechte zu schützen und zu vertheidigen. Der 27. April 1859 war für das ganze Land ein heitrer Festtag. Angesichts dieser fröhlichen Menge, welche alle Straßen von Florenz besetzt hatte, durch welche die großherzoglichen Wagen fuhren, hätte man glauben können, der Großherzog hätte diesen Festtag selbst angeordnet, und die ganze Bevölkerung zu diesem Festtage eingeladen. Der ganze Generalstab der toscanischen Armee begleitete ihn bis zur Grenze, und als der Großherzog den Offizieren dann für das Geleit dankte, und einige Worte über die Untreue der toscanischen Armee äußerte, wurde ihm die Erwiderung, daß Se. kaiserliche Hoheit die ganze Armee würde treu gefunden haben, falls die Politik seines Hofes und seines Cabinets eine wahrhaft nationale und italienische gewesen wäre; in der ganzen Armee finde sich aber kein Verräther an der Freiheit und Nationalität Italiens. Selbst in den besten Re-

gimentern der päpstlichen Armee, bei den Gensd'armen, habe dieser Gedanke seit Monaten Eingang gefunden.

Die toscanischen Grenzdistricte, von Siena abwärts, hatten ganz das Aussehen eines großen Lagers. In allen Dörfern, längs der Römischen Grenze lagerten Truppen aus den verschiedensten Waffengattungen, Artillerie, Cavallerie, Infanterie und Scharfschützen, die sogenannten Bersaglieri. Fünf Stunden wartete ich in Pozzibongi auf einen Zug, der mich nach Siena mitnehmen sollte. Während dieser Zeit zogen alle Truppengattungen der Sardinischen Armee an mir vorüber, um nach Asinalungo — der letzten Station vor der römischen Grenze — befördert zu werden, und sich von dort in ihr Standquartier längs der Grenze zu begeben. In Pozzibongi wurden die Soldaten von den Municipalbehörden bewirthet. Die ganze Bevölkerung des Dorfes war am Bahnhofe. Jubel und Begeisterung überall. Die Locomotiven waren mit den italienischen Fahnen geschmückt, die Trompeter der Bersaglieri bliesen schmetternde Fanfaren, und unter tausendstimmigen evviva l'Italia fuhr ein Train nach dem andern nach Siena abwärts. Ich hatte beim Anblick der vorüberziehenden Truppenmassen wieder die beste Gelegenheit, mich von dem vortrefflichen Zustande der Sardinischen Armee zu überzeugen. Es ist eine in Deutschland durch die österreichische und conservative Presse absichtlich verbreitete Meinung, daß diese Armee schlecht disciplinirt und organisirt sei. Das ist nicht wahr. Bereits seit dem Frieden von Villafranca und seit der Annexation der Herzogthümer ist Seitens der

Sardinischen Regierung Alles aufgewendet worden, die Armee zu organisiren. Während meines Aufenthalts in Ober- und Mittelitalien hatte ich Gelegenheit genug, alle Waffengattungen dieser Armee des neuen Italiens auf dem Marsche, beim Exercieren und im Quartier zu sehen, und ich muß sagen, daß ich eine bessere Armee in Europa nicht kenne. Kräftige, kriegerisch aussehende Leute, von denen Viele die Feldzüge in der Krimm und in der Lombardei mitgemacht, und in den Schlachten von Palaestro, Magenta und Solferino gefochten haben und die Medaillen aus beiden Campagnen tragen. Die Bersaglieri sind ein Truppencorps, welches sich mit den Chasseurs de Vincennes wohl messen kann; die Ausrüstung und Kleidung ist leichter und praktischer, wie in der österreichischen und preußischen Armee. Die Pferde sind nicht groß, aber kräftig und stark; in Betreff der Artillerie gestanden mir die französischen Offiziere, welche ich in Rom sprach, selbst zu, daß sie in manchen Stücken selbst die Artillerie der französischen Armee übertreffe. Nun, ich denke, die Artillerie der italienischen Armee hat vor Ancona und Gaeta seit dieser Zeit ihre Proben abgelegt. Bereits am 1. April 1860 betrug der Effectivbestand der Armee des neuen Italiens 183,000 Mann. Von diesen 150,800 auf die Infanterie, welche aus 52 Regimentern und 26 Bataillonen Bersaglieri's bestand. Die Cavallerie hatte am 1. April 1860 eine Stärke von 10,400 Mann; die Artillerie bestand aus 32 Batterien Feldgeschütz und 20 Compagnien Belagerungsgeschütz, im Ganzen 7000 Mann. Das Geniecorps be-

stand aus 4800 Mann. Dazu kommen noch 10,000 Mann Carabiniers, Trainsoldaten u. s. w. Mit dem 10. April waren in Folge eines Decrets des Kriegsministers General Fanti weitere 8 Batterien Feldgeschütz mit 85 Kanonen und 8 neue Regimenter Cavallerie in der Bildung und Ausrüstung begriffen.

Es wird auch heute noch interessant sein, einige Worte über den Zustand der damaligen Römischen Armee zu erwähnen. Dieselbe bestand aus 1 Bataillon Jäger, 5 Bataillonen österreichischer geworbener Soldaten, 2 Fremden-Regimentern aus dem Lumpengesindel aller deutschen Länder zusammengesetzt, 2 italienischen Regimentern und 5 Batterien Artillerie. Sämmtliche Truppengattungen waren unvollständig, so daß die höchste numerische Ziffer der damaligen Römischen Armee nur 15000 Mann betrug. Unter dieser Masse war die Lust zur Desertion eingerissen wie ein typhöses Fieber. Sechzig bis Siebenzig kamen alle Tage über die Römisch-toscanische Grenze. In den letzten Monaten war ein ganzes Regiment der Römischen Armee auf 70 Mann zusammengeschmolzen. Die besten Truppen waren immer noch die Gensd'armen. Sie konnten indeß im Felde nicht verwandt werden, da sie zur Aufrechterhaltung der Ruhe in den überall zur Empörung geneigten Provinzen durchaus nothwendig waren; aber auch in ihre Reihen war, wie ich schon erwähnte, der das ganze Land bewegende Gedanke italienischer Freiheit und Einheit gedrungen; sie fingen an, sich zu erinnern, daß sie alle Kinder des einen und großen Volkes seien, welches bis jetzt nicht an der Tafel der

freien Nationen sitzen durfte, und dieser Gedanke machte wunderbare Fortschritte in ihren Reihen. Die schlechtesten Truppen waren die Irländer, vollkommenes Lumpengesindel, was in Irland angeworben war. Hundert und fünfzig, welche ein Kapuziner herübergeführt hatte, zeigten sich bei ihrer Ankunft in Rom, als man ihnen von dem versprochenen Handgeld nur ein Minimum zahlen wollte, so ungeberdig, daß man sie ohne Weiteres nach ihrer grünen Insel zurückschickte. Die in Oesterreich geworbenen Soldaten standen an Disciplin und Zuverlässigkeit den Gensd'armen am nächsten. Sie bestanden meistens aus gedienten und ausgeschiedenen Soldaten der Oesterreichischen Armee.

Die ersten Deserteurs der Römischen Armee sah ich auf der Citadelle in Siena. Sie trugen rothe Hosen und blaue Jacken. Ich hielt sie ihrer Uniform wegen für den Moment für Franzosen.

„Parlez vous français?“ redete ich Einen von ihnen an, und wie wunderte ich mich, als er mir in süddeutschem Dialekt erwiederte:

„Nein, Herr, ich spreche Deutsch. Ich bin aus Würtemberg.“

„Et vous?“ fragte ich einen Andern, der neben ihm stand, ein hübscher, schlank gewachsener junger Mann von einigen dreißig Jahren, mit blondem Schnurrbart und blondem Haar, der Uniform wegen noch immer in der Meinung, Franzosen vor mir zu haben.

Er legte die Hand militairisch grüßend an die Mütze, und erwiderte in deutscher Sprache:

„Ich spreche Französisch, Herr, aber ich bin ein Deutscher, aus Preußen, aus der Stadt Magdeburg. Wir sind Römische Deserteure, und so eben über die Grenze gekommen.“

Jetzt war ich im Klaren. Seitdem redete ich jeden Römischen Deserteur in deutscher Sprache an, und, zur Beschämung meiner deutschen Landsleute muß ich sagen: Jedesmal war es ein Deutscher, niemals ein Anderer. Deutsche aus Baden, Bayern, Deutsch-Oesterreich, Hessen-Darmstadt, Hessen-Kassel und Preußen. Ich schenkte jedem dieser Armen einige Franken, weil sie arm und elend waren; dem jungen Manne aus Magdeburg, weil er ein intelligenter und angenehmer Mensch war, gab ich noch eine Empfehlung nach Turin; aber oft stand ich im Begriff, ihnen die Frankenstücke in's Gesicht zu werfen. Denn, wie war jeder von ihnen in den Römischen Kriegsdienst gekommen? Das hohe Handgeld hatte sie verlockt, was ihnen die Werber geboten hatten. 183 Franken waren Einzelnen versprochen worden; und was hatte man ihnen in Rom ausgezahlt? Eine Handvoll von Bajocchi, welche die Summe von 5 Franken kaum überstieg! Das Uebrige wurde auf Uniform, Transportkosten und Armaturstücke in Rechnung gebracht.

Der Preuße aus Magdeburg hatte in der französischen Armee den Feldzug in der Krimm mitgemacht, nachdem er früher fünf Jahre in der preußischen Armee und in Afrika gedient hatte. Römische Werber hatten ihn in Marseille angeworben. Die Andern waren als wandernde Handwerksburschen in Italien

und in der Schweiz angeworben worden. Sie waren gutmüthige, etwas dumme Bursche. General de Lamoriciere gab sich alle erdenkliche Mühe, in dieses Chaos der verschiedensten Bestandtheile Ordnung und Disciplin zu bringen; er war immer unterwegs, bald in dieser, bald in jener Garnison, er sprach mit jedem Soldaten, und war die Leutseligkeit selber. „Und warum seid Ihr denn gar nicht zu discipliniren und organisiren?" fragte ich meine Landsleute, „ich kenne Lamoriciere aus Paris; er ist ein vortrefflicher Organisateur und einer der besten Generale, die in Europa sind.

„Das wollen wir Ihnen sagen", erwiederten sie mir Alle einstimmig, „weil die Römische Armee den größten Mangel an fähigen Offizieren hat, und weil alle Anordnungen des Generals vergeblich sind, da sie von den unfähigen Offizieren nie ausgeführt werden. Nach der ersten Inspicirung der Armee hat der General gesagt: „Die Leute sind ganz gut; wenigstens läßt sich aus ihnen etwas machen; aber die Offiziere taugen Alle nichts." Sie bestehen aus Schweizern, Neapolitanern und Deutschen, welche sich die Stellen gekauft haben, und welche gänzlich unfähig sind, eine Compagnie im Feuer zu führen. Die wenigen guten Offiziere sind frühere österreichische Offiziere, und ihrer sind nicht viele."

„Und dann das Commando!" sagte ein Anderer. „In der Römischen Armee wird französisch commandirt, das ganze Rechnungswesen wird in italienischer Sprache

geführt, und die Soldaten sind Deutsche. Denken Sie sich diese Verwirrung."

Ein Dritter erzählte mir vom Oberst Schmid und der grauenvollen Verwüstung von Perugia. Er war selbst bei der Erstürmung von Perugia zugegen gewesen. Oberst Schmid konnte sich auf die Treue seiner Truppen nicht verlassen. Es wurden deshalb die Sturmcompagnien aus solchen Soldaten gebildet, welche in Afrika und in der Krimm gefochten hatten, und welche als die zuverlässigsten erschienen. Als die Stadt genommen war, sagte Oberst Schmid zu seinen Offizieren: „Nun muß ich auch meinen Jungen hier einige Stunden den Willen lassen", und die Soldaten zerstreuten sich dann in alle Straßen der eroberten Stadt, und dieselbe wurde zwei Stunden lang allen Gräueln der Plünderung Preis gegeben. „Es sind Menschen vier Treppen hoch aus den Fenstern geworfen," sagte mir der Römische Deserteur, „man hat sie unten mit Bajonetten aufgespießt; man hat die Kleider dieser Unglücklichen mit Spiritus getränkt, und sie sodann angezündet. Kinder sind in Stücke gehauen, Frauen und Mädchen geschändet worden . . . ."

„Waren Irländer oder Italiener unter der Sturm-Compagnie?" unterbrach ich den Erzähler.

„Nein", erwiederte er, „es waren meistens Deutsche, wenige unter ihnen waren Schweizer."

Ich sah ihn an. Er verstand meine Frage, die ich nicht aussprach — und erröthete.

„Oberst Schmid", fuhr er nach einiger Zeit fort, „ist nach der Einnahme von Perugia zum General in

der päpstlichen Armee befördert worden. General Lamoriciere hat ihn, da er ein nichts weniger wie fähiger Offizier ist, zum Gouverneur von Perugia ernannt, und dort sitzt er, und hat die Zeit benutzt, um die Festungswerke von Perugia aufzubauen und auszubessern, welche im miserabeln Zustande waren. Aber niemals werden die Bürger von Perugia jene Tage des Schreckens und der Barbarei vergessen, und, glauben Sie mir, der Tag der Rache ist nahe. Lamoriciere hat die Gicht in dem Maße, daß er mit einem Fuße hinkt, und sein Haar ist ergraut. Er wird den Aufstand nicht unterdrücken können."

Als ich nach Florenz zurückkam, war die ganze Stadt voll Aufregung und Enthusiasmus. Alle Straßen waren voll Spaziergänger, die Promenade am Arno war seit Wochen nicht so belebt, Wagen drängte sich an Wagen, die meisten Häuser waren erleuchtet und aus allen Fenstern wehten italienische Tricoloren im Abendwinde, der frisch und leicht aus dem Gebirge kam und die grünen Wellen des Arno kräuselte. Musikbanden durchzogen die Straßen, Nationalgarden hinterher, dann Volksmassen, dann wieder Musik; sie trugen, italienische Fahnen in allen Größen und Gestalten, und Alles rief: „Evviva Vittorio Emanuele, evviva l'Italia!" Ich wußte, da ich aus dem Innern des Landes kam, noch gar nicht, welche neue Nachricht wiederum gefeiert wurde. Garibaldi's Einzug in Neapel mußte doch schon Tags vorher bekannt geworden sein. Da liefen Männer in blauen Blousen über die Piazza della Signoria, welche ehe-

mals die Piazza di Granduca hieß, und schrieen: „Supplemento al Giornale la Zangara, Supplemento!“ Ich hielt den Ersten, der mir in meine Nähe kam, fest, und er überreichte mir für fünf Centesimi eines der Extrablätter. Es enthielt die Proclamation des Königs an die Soldaten der sardinischen Armee in Betreff der Besetzung Umbriens und der Marken. Jetzt waren alle meine Zweifel gelöst. Ich hatte an der Grenze die großartigen Truppenaufstellungen gesehen und mir selbst gesagt, daß dieselben keine Demonstration, sondern nur die Besetzung der römischen Grenzprovinzen zur Aufgabe haben konnten. In dem Moment, als ich meine Vettura bestieg, um wieder nach Asinalungo, der letzten Eisenbahnstation nach der römischen Grenze zu fahren, rief mir ein piemontesischer Artillerie-Offizier zu, daß so eben ein römischer Deserteur über die Grenze gekommen sei, der den Ausbruch des Aufstandes mittheilte.

„Soldaten“, hieß es in der Proklamation, „Ihr habt nicht gegen disciplinirte und wohlgeordnete Armeen zu kämpfen; Ihr habt die unglücklichen italienischen Provinzen von den fremden Compagnieen von Abenteurern zu befreien, welche dort hausen; Ihr marschirt in die Marken und nach Umbrien, um die bürgerliche Ordnung wiederherzustellen und dem römischen Volke die Freiheit wiederzugeben, seinen Willen aussprechen zu können.“

Dann ging ich über den Ponte vecchio in den an der andern Seite des Arno belegenen Stadttheil, wo der Palast Pitti steht, in dem jetzt der Prinz von Ca-

rignan-Savoyen, der Statthalter, wohnt. Auch hier herrschte in allen Straßen derselbe Jubel und dieselbe Freude. Musikbanden zogen durch die Straßen, alle Fenster waren erleuchtet, und die alten Mauern der Paläste ertönten wieder von dem Gesange des Toscanischen Nationalliedes. Dann marschirte ein Bataillon der Versaglieri am Quai entlang, um mit dem Nachtzuge der Südbahn nach Siena transportirt zu werden. Mit ihren kleinen, runden Hüten mit fliegenden Federbüschchen, in ihren weiten Beinkleidern mit Kamaschen, in der kurzen Jacke, die Büchse auf der Schulter, den Hirschfänger an der Seite boten sie ein ganz besonderes Bild kriegerischer Tüchtigkeit. Im Geschwindschritt marschirten sie den Quai entlang, ihr Musikcorps voran, die italienische Fahne war entfaltet, die Trompeter bliesen, und ein endloses Geschrei und Evviva-Rufen begleitete sie aus der zu beiden Seiten des Quai aufgestellten Volksmenge auf ihrem Marsche.

Im Nationaltheater wurde am Abend des Tages nach der Oper ein Ballet gegeben, welches den Titel „Garibaldi in Sicilien" führte. Ich nahm einen Fiacre und fuhr hin. Alle Logen des Theaters waren gefüllt, was an diesem Tage nicht auf den Straßen war, war im Theater. Das Ballet war in künstlerischer und scenischer Hinsicht sehr untergeordneten Ranges. Es enthielt Nichts, als eine Reihe ganz unzusammenhängender Scenen, in denen der Tanz die dritte Rolle spielte, und welche die Landung Garibaldi's in Sicilien, die Schlacht bei Milazzo, die Befreiung politischer Gefangenen aus dem Kerker und einen feier-

lichen Umzug in Palermo darstellten. Der Enthusiasmus überstieg, sobald die Soldaten Garibaldi's in den rothen Waffenröcken und mit den rothen Mützen auf der Bühne erschienen, alle Schranken. Nun landete Garibaldi auf einem Kriegsschiffe, auf dessen Spiegel die italienische Fahne wehte; er stieg an's Land, und wurde von einem so enthusiastischen Beifallssturm des Publikums empfangen, wie ich ihn niemals, selbst nicht in dem ersten Jahre der französischen Republik auf einem Pariser Theater, gehört habe. Ich glaube, diese Menschen bildeten sich schließlich wirklich ein, dieser Schauspieler, der da vor ihnen stand, die italienische Fahne in der einen, den gezogenen Säbel in der andern Hand, sei wirklich und wahrhaftig Garibaldi. Die Illusion wurde vor ihren Augen zur Wahrheit; sie sahen wirklich Palermo, keine gemalten Coulissen: sie sahen wirklich den Mann, dessen Bild in Florenz vor allen Schaufenstern hängt und auf die Hausthüren geklebt ist; sie sahen die neapolitanischen Soldaten geschlagen werden; sie sahen das freudetrunkene Volk von Palermo, und wurden selbst freudetrunken. Die Rufe „Garibaldi!“ und „Evviva!“ wollten gar kein Ende nehmen; zehnmal mußte sich der Mann in der rothen Blouse mit dem Bart und dem Calabreserhut ihnen von Neuem zeigen, und wurde immer mit demselben neuen Enthusiasmus empfangen. Dann wurde, bei dem feierlichen Umzuge in Palermo, ein Nationallied gespielt, und, was irgend im Theater war, erhob sich und sang. Mitten in diesem Freudenrausch verließ ich das Theater. Eine tiefe Wehmuth ergriff mich—

ich dachte an Deutschland, an dieses Deutschland, dessen Gelehrte und Doktrinäre Italien „das Land der Todten" nennen und in einem grenzenlosen Dünkel den Untergang der Romanischen Völkerschaften deduciren. Und dies war das ruhige, das stille und sanfte toskanische Volk; in einigen Tagen sollte ich am Golf von Neapel den Jubel der heißblütigen Neapolitaner hören.

Sechstes Kapitel.

Die Marseillaise des neuen Italiens.

Die Stadt von dreitausend Jahren. Fahrt durch das Errathal. Ankunft in Volterra. Die Römermauer. Der älteste Friedhof der Erde. Etruriens vergangene Herrlichkeit. Das neue Italien. Die Garibaldihymne. Garibaldi e entrato in Napoli.

Ich sehnte mich für einige Tage fort aus dem Evvivarufen, aus dem Waffenlärm, aus dem Freudenrausch, der im vergangenen Sommer die sonst so ruhigen und stillen toscanischen Städte durchhallte, daß seine Wogen brausten, wie die Wogen des mittelländischen Meeres, wenn der Sturm sie gegen die Felsenküsten Mittelitaliens schleudert. Ich wollte einige Tage in der stillen, grünen Einsamkeit des Gebirges ausruhen. Eines Abends erzählte mir der Abbé Aulanier, als wir unter den hohen Cypressen von San Miniato saßen und die letzten rothen Streiflichter beobachteten, mit denen die Sonne die Thürme und Kuppeln der Stadt Dante's vergoldete, ehe sie hinter den Höhenzügen der Appeninen hinabsank, von einer uralten Stadt, welche dort oben hoch in den Bergen liege, und eine

längst untergegangene, und dem Gedächtniß des Menschen beinahe entschwundene Vergangenheit aus dem Schooß der Erde an das Licht des Tages hinaufzaubere, eine Vergangenheit, welche älter sei, wie die Tempelreste und Marmorbilder Pompeji's. Der Abbé beschäftigt sich seit fünf und zwanzig Jahren mit dem Studium italienischer Alterthums- und Kunstgeschichte, und es giebt wohl keinen zweiten Forscher in Europa, der Italien so genau kennt, wie er. Ich beschloß also, die uralte Stadt zu sehen, und fuhr am andern Tage auf der toscanischen Südbahn nach Pontederra, einem unbedeutenden Stationsort zwischen Empoli und Livorno. Dort mündet ein schönes, grünes Thal, dessen oberste Aeste sich in die wilde Bergeseinsamkeit der Appeninen hinaufzweigen, und in dieser wilden Bergeseinsamkeit dort oben liegt die dreitausendjährige Stadt Volterra.

In Pontederra miethete ich einen jener kleinen, zweirädrigen Wagen, deren man sich in ganz Mittelitalien zur Reise bedient. Die Räder sind sehr hoch, der Sitz des Wagens, auf dem zwei Personen nebeneinander Platz haben, ruht zwischen diesen hohen Rädern auf Federn; das Pferd geht in der Deichsel, und der Vetturin steht hinter dem Sitz auf einem kleinen eisernen Tritt, über den Kopf des Reisenden weg die Zügel führend und die Peitsche schwingend. Im Gebirge fährt sich mit diesen kleinen, äußerst leichten Wagen sehr schnell, wenn auch grade nicht bequem; die Pferde sind klein, aber kräftig und von einer wunderbaren Ausdauer. Einen solchen Wagen bestieg ich in Pontederra; das kleine, schwarze Pferd, welches in die

Deichsel gespannt wurde, schäumte und bäumte sich vor Ungeduld, vorwärts zu stürmen, und der Vetturin, als er hinten auf den Tritt stieg, konnte mir gar nicht genug erzählen von diesem „buono cavallo“, mit dem ich das Errathal hinauffahren solle. Man hatte mir indeß sowohl in Florenz, wie in Ponsederra mehrere nicht sehr beruhigende Mittheilungen gemacht über Räubergesindel, welches gerade diesen Theil der Appeninen unsicher mache, den ich heute bereisen wollte. Ich requirirte mir deshalb einen Gensd'armen, der mit Säbel und Carabiner bewaffnet, den Platz in dem kleinen Wagen neben mir einnahm.

Lustig brausend stürzte uns die Erra aus dem grünen Thal entgegen, ihre smaragdenen Wellen mit weißen Schaumwellen kräuselnd. Auf der schmalen Straße, immer neben dem Strom, eilte das „buono cavallo“ aufwärts, im Galopp die Hügel hinaufstürmend, in gestrecktem Trab abwärts eilend. Die landschaftliche Umgebung zu beiden Seiten der Straße war außerordentlich reich und schön. Olivengärten mit Feigenbäumen, eingezäunt von dunkeln Hecken von Kirschlorbeer, stiegen die Hügel hinan zu den Berghöhen, welche bis zum Scheitel mit Kastanien und Steineichen bedeckt waren. Weiße Landhäuser, im untern Stock mit einer Colonnade von Marmorsäulen geschmückt, vor den Fenstern zierliche eiserne Balcone, krönten, von blühenden Rosengärten oder Oleandergebüsch umgeben, die Hügel. Oft stieg man auf Terrassen, welche mit Citronen- und Orangenbäumen besetzt waren, zu ihnen hinan. Das ganze Thal war

ein blühendes Bild italienischer Fruchtbarkeit und italienischen Landbaues. Jeder Fleck Erde war benutzt, und zwischen den Kastanienbäumen und den Cypressen flatterten Rebenguirlanden, welche an den Bäumen hinaufkletterten, und wiegten sich in dem frischen Wehen des Bergwindes, welcher aus den obersten Thalästen uns entgegenkam, und mir die unter dem Hauche der Julisonne glühende Stirn kühlte. So ging es drei Stunden aufwärts. Dann ruhten wir und das „buono cavallo“, welches der Toscaner in seinem weichen Idiom in den Momenten seiner Zufriedenheit und Zärtlichkeit mit der weiblichen Endung nannte, eine Stunde in einem hübschen und freundlichen Dorfe. Nun hatten wir noch vier Stunden zu fahren, und mit ausgeruhten Kräften stürmte das kleine, schwarze Pferd aufwärts.

Von halbe Stunde zu halbe Stunde wurde das Thal wilder. Die Erra brauste neben der Straße, wie ein Bergstrom in den Schweizer Alpen. Das Murmeln und Rauschen der Wasser war in ein Brausen übergegangen. Die Olivengärten, die weißen Marmorhäuser inmitten der Rosengärten und Oleanderhecken, die orangengeschmückten Terrassen wurden zuerst seltener, dann verschwanden sie gänzlich. Das üppige Gartenland machte einem hügeligen Weideboden Platz. Die Luft wehte kälter aus dem Gebirge und auf seinen Schwingen ruhten nicht mehr Rosendüfte und Orangenblüthen. Immer nordischer, immer rauher wurde die ganze Natur. Als die Sonne da drüben vor mir hinter den in blauduftenen Schatten gehüllten Höhen-

zügen der Appeninen in das mittelländische Meer sank, glaubte ich nicht mehr im „Garten Italiens“ in Toscana zu sein, sondern mich in den oberen Thälern des Harzes oder des Riesengebirges zu befinden, so rauh war der Charakter der uns umgebenden Landschaft. Die Schatten des Abends lagerten sich bereits über die immer ansteigende Straße, und hüllten die nach allen Seiten hin aufsteigenden Hügel in dichte, dunkle Schleier, da zeigte der Vetturin, der hinter mir auf seinem Wagentritt stand, mit der Hand aufwärts und sagte: „Ecco, Signor, Volterra!“

Vor mir erhob sich ein dunkles Gewirr von Höhen und Hügeln. Ohne irgend eine Bekleidung von Gebüsch oder Strauchwerk stiegen sie auf in den mannigfaltigsten Formen und Contouren. In langen Windungen schwang sich die Straße hinan, sich als hellerer Streifen zwischen den dunkeln Schatten abzeichnend. Die obersten Berglinien krönte eine lange Reihe von Strauchwerk, über dem Pinienkronen am röthlichen Abendhimmel im Winde schwankten, und zwischen den Pinienhäuptern erhoben sich Mauertrümmer in den sonderbarsten Formen und Gestalten. Ein tiefes Schweigen ruhte über der ganzen Landschaft. Ich hörte nichts, wie das Schnauben des Pferdes, welches unermüdlich die Straße hinaneilte, und die Worte des Gensd'armen, der mir von der sonderbaren Stadt dort oben erzählte. Ueber mir jagten schwarze Wolken, der Wind pfiff gespenstisch zwischen den Thalfurchen, ein Gewitter war im Anzuge. Immer näher traten die Trümmergestalten dort oben zu uns heran. Hie und da standen, wie

schwarze Gespenster, einzelne Cypressen an der Straße, und wurden dann zu einer düstern, regelmäßigen Allee. Die Cypressenallee, sagte der Vetturin, führe gerade auf das Thor des Hercules. Immer rascher eilten die schwarzen Regenwolken am Nachthimmel vorüber; dicke, schwere Tropfen und kurze, rasch auf einander-folgende Blitze verkündeten die Nähe des Gewitters. Noch einige Minuten und der Hufschlag des wieder galoppirenden Pferdes zeigte an, daß wir auf einer gepflasterten Straße vorwärts eilten. „Wir sind auf der alten Römerstraße,“ sagte der Gensd'arm, „sie ist schon über zwei tausend Jahre alt.“ Gerade über mir erhoben sich die Zacken einer Mauer, und über der Mauer die Zinnen einer Citadelle mit mittelalterlichem Thurm. Die Stadt sah aus, wie eine Gespensterstadt. Nun brach das Gewitter über uns los, der Regen stürzte in Strömen nieder; ich sah nichts mehr von den Cypressen, von der Mauer und dem Schloß. „Das Thor des Hercules, Signor,“ hörte ich den Vetturin rufen, dann bog das kleine Pferd rechts ab, und stürzte quer über einen weiten Platz in das mit einer Laterne erleuchtete hohe Thor eines palastartigen Gebäudes. Es war die Locanda. Ich befand mich in der dreitausend-jährigen Stadt, ohne das Mindeste von ihr zu sehen. —

Und als ich am andern Morgen auf dem großen Platze vor meiner Locanda stand, da glaubte ich plötzlich während der Nacht durch ein Wunder in die Zeit der Römer oder der Etrusker zurückversetzt zu sein. Rings um mich baute sich eine Stadt auf, welche einen Zeitraum von mindestens zweitausend bis dreitausend

Jahren repräsentirte. Alles war uralt in dieser Stadt, die Mauern, die Thürme, die Häuser, die Kirchen und die Thore. Rundum, an der äußern Seite des Bergabhanges, auf dessen Gipfel die Stadt stand, lief ein breiter, gepflasterter Weg. Das Pflaster war aus der Römerzeit, die Mauern hatte Kaiser Otto erbaut, der Nachfolger des tapfern Galba, den die Prätorianer erschlugen. Ohne Mauerkitt waren die Quadern der alten Römermauer zusammengefügt, und doch hatte sie nun fast zweitausend Jahre lang der Zeit und den Stürmen, welche den hohen Berggipfel umbrausten, trotzig die Stirn geboten. Stürme, Jahrhunderte und die Schlachten der Völkerwanderung hatten an diesen Quadern nicht gerüttelt.

Rund ging ich um die uralte Kaisermauer auf dem Pflaster der Römerstraße, und zur rechten Hand stiegen die bewaldeten Höhenzüge der Appeninen in langgestreckten Wellenlinien rings um mich auf. Die alte Stadt stand mitten in einem ungeheuren Bergkessel, sie selbst auf der höchsten Stirn dieser Berge. Und weithin über den äußersten Rand der in blauduftene Schatten gehüllten Höhenzüge glänzte der unendliche blaue Spiegel des mittelländischen Meeres im funkelnden Morgensonnenschein. Weiße Segel wiegten sich auf dem blauen Spiegel, und glichen weiß beschwingten Schwänen, und die Dampfer zogen grünschimmernde, lange Streifen hinter sich her, in welche die Sonne funkelnde Lichter hineinstreute, und wirbelten dichte, schwarze Rauchwolken hinauf in den azurblauen Morgenhimmel. Viermal kam ich an Thore, welche in die

uralte Stadt führten. Die Thore stammten noch aus der Zeit der Etrusker, aus jenen Tagen, wo Etrurien noch eine große und mächtige Republik war, und noch nicht gefallen unter den Streichen der Römerschwerter. Bogen und Pfeiler waren aus rohen, mächtigen Quadern aufgebaut, und über den Bogen schauten bärtige Männerköpfe hinab, von den drei Jahrtausenden, welche über sie hingerauscht waren, in ihren Conturen verwischt und verstümmelt. Dann ragten gezackte Zinnen einer uralten Feste über die Mauer empor. Die Citadelle ist wohl das jüngste Gebäude in der alten Stadt; denn sie stammt aus dem Anfang des dreizehnten Jahrhunderts, und in ihrer Mitte steht der finstere Thurm, in dessen Kerkern der unglückliche Lorenzini vor Hunger starb, dessen Manuscript über die Kegelschnitte noch heute in der Bibliothek der Uffizien in Florenz gezeigt wird. Er schrieb sein geistreiches Werk hier in diesem Thurme. —

Immer weiter ging ich auf der Römerstraße um die alte Kaisermauer; da kam ich zu einem Friedhof. Es ist wohl der älteste Friedhof der Erde — der Friedhof der Etrusker, welche vor dreitausend Jahren die Stadt bewohnten. Der älteste Friedhof der Erde! Und jetzt aller seiner Schätze beraubt, die Leichen herausgerissen aus den Todtenkammern und in ihren prachtvollen Särgen anderswo gebettet, und neugierigen Augen blosgestellt! Ich stieg in die engen, nun leeren Kammern hinab. Auch ihre Bewohner hatten einst von der Unsterblichkeit der Seele geträumt — ich hatte diesen Traum in den Bildern auf ihren Sarkophagen

gelesen —, aber ehe die Posaunen ihrer Götter sie aus dem finsteren Schoße der Erde zur Auferstehung riefen, hatten die Hände sterblicher Menschen ihre Asche und ihre Gebeine in die Winde gestreut. Arme, beklagenswerthe Menschenseele, dachte ich, ist das der Traum, den du während deines kurzen Erdenwallens träumst? Eine tiefe Wehmuth ergriff mich, und alle Bilder zerfallener und zerschlagener Illusionen, welche ich in glänzenden und schimmernden Farben geträumt hatte, zogen wie schwarze Schatten vor meinem geistigen Auge vorüber.

Durch eines der Etruskerthore, über welches der bärtige Kopf eines Herkules finster hinabblickte, ging ich wieder in die alte Stadt zurück, und durchwanderte ihre engsten, einsamsten Straßen. Alle Häuser trugen den Charakter ältester Zeit. Ihre Wände waren fast ohne jeden architectonischen Schmuck; ganz schmale, hohe Fenster, eine schmale Mauerspalte mit einem hohen Bogen als Thür, zu dem einige steinerne Stufen hinaufführten. Niemand begegnete mir; Alles war einsam und öde. Es kam mir vor, als wenn ich durch eine Stadt der Todten wanderte, deren Bewohner vor länger, wie dreitausend Jahren gestorben waren, lange vor jener Zeit, bevor der Vesuv seine glühenden Lavaströme über die an seinem Fuße ruhenden Römerstädte ausgoß. Wäre mir ein römischer Bürger in der weißen wallenden Toga entgegengekommen, und hätte mich mit dem „Salve viator!“ begrüßt, ich wäre gar nicht erstaunt gewesen! Ich blickte an einem der hohen, schweigenden Häuser hinauf. Da sah ein schwarzlockiger Mädchenkopf mit lächelnden, dunklen Augen aus einem der

düstern hohen Fenster. Ich nickte hinauf; sie antwortete meinem Blick mit einem reizenden Lächeln — und meine Täuschung war geschwunden; das Lächeln des Mädchens hatte mich aus der Stadt der Todten wieder in die lebendige Welt zurück gezaubert. —

Aber in den Sälen des Palazzo publico — auf dem uralten Marktplatz der Stadt, rings von Gebäuden umgeben, deren Architectur bis in das eilfte Jahrhundert hineinreicht, da stieg die ganze großartige Vergangenheit des von der Erde verschwundenen Etruskischen Volkes in all ihrer Pracht und in all ihrem Glanze wieder vor mir auf. Die Asche der Gestorbenen aus jenen Begräbnißkammern vor der Stadt hatte man in ihren prächtigen Särgen in diese Säle gebettet. Ihre Waffen hingen an den Wänden und Pfeilern, ihre Schmucksachen, ihr Hausgeräth stand in Schränken mit gläsernen Thüren. Sollten die Heidengötter ihre Leiber einst auferstehen lassen, so können sie die Asche hier zusammensuchen. Die Sarkophage waren groß und prächtig, von allen Größen, immer von derselben viereckigen Form. Auf dem Deckel jedes Sarges ruhte der darin zur Erde Bestattete in liegender Stellung, sich auf den Arm stützend; drei Seiten der Särge waren mit Bildwerk und Arabesken geschmückt; die Vorderseite bedeckten Blumen und geschichtliche oder mythologische Darstellungen, in halb erhabener, oft vortrefflich ausgeführter Arbeit. Die Blumen bezeichneten in ihren Blättern das Alter der in den Särgen Schlafenden. War derselbe in der Jugend gestorben, so waren die Kelche der Blumen geöffnet;

war er als Greis heimgegangen, so wareu die Blätter nach Innen gewendet. Auf manchen Särgen war der Todte zu Roß abgebildet, in vollem Waffenschmuck, das Schwert an der Seite, den Helm auf dem Haupte. Das Pferd wurde von einem mit Fittichen geschmückten Engel zu dem Aufenhalt der Seligen geführt. und Bewaffnete, alle zu Pferde, umgaben den Ritter. Auf andern Särgen war das Leichenbegängniß des Gestorbenen abgebildet; Musiker schritten voraus, die Tuba blasend; Männer in langen Trauerflören gingen hinter dem Sarge her, seine Waffen, den Schild und den Helm tragend; Verwandte und Freunde folgten gesenkten Hauptes. Und in den Schränken ringsumher standen die Hausgeräthe, die Lampen, die Waffen, die Schmucksachen der Schläfer in den Särgen, Alles von Erz, meistens von vollendeter Form, Manches von wunderbarer Schönheit. Ich sah Schmucksachen von Gold und Silber und Gemmen mit halberhabener Arbeit, welche mich an Benvenuto Cellinis Meisterwerke in der Stadt Dante's erinnerten, Gold- und Silbermünzen, deren Gepräge mich staunen machte. Dort fand ich auch die Abbildung des Thores des Hercules von weißem und schwarzem Marmor, welches noch heute halb verwischt und halb gebrochen in der Mauer des alten Römerkaisers steht. Säulenschäfte von weißem Marmor mit korinthischen Capitälern lehnten in den Ecken der Säle, und an ihnen hingen eherne Schilder mit prächtigen Bildern geschmückt, noch verletzt und beschädigt von den Streichen, welche die Römerschwerter auf sie geführt hatten. Und die ganze, glänzende Ge-

schichte dieses großen nnd tapfern Volkes, dessen Särge hier standen, ist von der Erde verschwunden! Sie schrieben auf Wachstafeln, deren Schrift die Jahrtausende ausgelöscht haben. Die Wachstafeln, die Schreibgriffel und die Stifte, mit denen sie die Buchstaben löschten, lagen dort in jenem Schranke!

Als ich aus dieser dreitausendjährigen Vergangenheit wieder auf den Platz hinabgestiegen war, da hatte sich die uralte Stadt ganz und gar verwandelt. Auf dem Platze herrschte das regste und lebendigste Leben, alle Fenster und Balcone waren mit dreifarbigen Fahnen geschmückt, Musik ertönte; von allen Seiten rief es: „Evviva l'Italia!“ Straßenjungen und halberwachsene Buben zogen durch die eben noch so einsamen Gassen, und sangen ein Volkslied, welches ich allabendlich in Florenz am Arno singen hörte: „Gli Tedéschi sono partiti“, war auch hier der Anfang des jedesmaligen Refrains. Freude strahlte aus allen Gesichtern; die Freude der Menschen schien sogar die alten Häuser verjüngt zu haben. Die uralte Stadt schien mir um tausend Jahre jünger geworden zu sein.

Welche Freude war der Stadt der Todten widerfahren?

Ich ging durch die engen Straßen mit den hohen Häusern nach meiner Locanda. Da kam mir die Nationalgarde entgegen, Alles in vollem Waffenschmuck, die Farben Italiens in den bunten Schärpen und an den Mützen; die Sonnenstrahlen funkelten auf tausend Bajonetten und blitzten auf tausend Gewehrläufen.

In der Mitte der Bajonette wehten die Fahnen Italiens, seidene Fahnen mit goldenen Bordüren, von den Frauen der Stadt gestickt und mit langen, breiten Fahnenbändern geschmückt, welche in goldenen Buchstaben die Namen „Garibaldi" und „Vittorio Emanuele" trugen. In den bunten Falten in der Mitte der Fahnen las ich in goldenen Buchstaben die Worte: „Italia libera, Dio vuole!" Voran schritten zwölf Trompeter, und bliesen einen Marsch, dessen Klänge ich hier auf italienischer Erde zum ersten Male hörte. Die Melodie war aufregend und begeisternd, sie klang mir, wie eine neue Marseillaise. Immer gewaltiger brausten die Töne, sie klangen wie Sturmesläuten, wie der Donner der Schlacht, wenn Reiterregimenter auf einander stürmen und die Schwerter auf den Helmen und Panzern erklingen; dann schwangen sie sich auf zum Siegesjubel, zu Posaunenklängen, zu einem jubelnden Freiheitslied. Nun schwieg die Musik. Ich hörte nur den gleichmäßigen Schritt der Tausend auf dem Pflaster der uralten Römerstraße. Dann begannen die Trompeten wiederum mit einer schmetternden Fanfare; von Neuem ertönten die ernsten Klänge der wunderbaren Melodie, und im Vorbeimarsch sangen die Männer, unter Begleitung der Trompeten:

Aufspringen die Gräber, aufwachen die Todten,
Sie kommen als Zeugen, sie kommen als Boten!
Sie kommen mit Fackeln, mit Schwertern von Erzen,
Den Brand in der Hand und Italien im Herzen!
Wohlauf denn, ihr Söhne der tapferen Ahnen:
Nun schaart Euch, nun drängt Euch um unsere Fahnen,

Mit Fackeln und Bränden, mit Schwertern von Erzen,
Den Stahl in den Händen, Italien im Herzen —
  Herbei mit den Fahnen von Süden und Norden,
  Bis frei von den Fremden Italien geworden!

Die Heimath der Blumen, der Kränze, der Lieder
Soll werden zur Heimath der Waffen nun wieder;
Die Fessel soll springen, die lang uns gekettet
Die Freiheit, die Ehre sei wieder gerettet!
Der Fluch von Legnano, jetzt sei er gebrochen
Durch ihn, der das Bannwort der Freiheit gesprochen,
Mit ihm hin nach Rom, Italien im Herzen,
Mit Fackeln und Bränden und Schwertern von Erzen.
  Herbei mit den Fahnen von Süden und Norden
  Bis frei von den Fremden Italien geworden!

Stolz prangen Italiens Marmorpaläste,
Sie laden zur Freiheit, sie laden zum Feste;
Schon leuchtet die Ernte auf Hügeln und Flächen
Auf, laßt sie uns schneiden, auf, laßt sie uns brechen!
Italiens Grenzen sind Alpen und Meere,
Wir dringen hinan mit begeistertem Heere;
Die Hochappeninen sind unser, die alten,
Sobald wir dort frei unser Banner entfalten.
  Herbei mit den Fahnen von Süden und Norden
  Bis frei von den Fremden Italien geworden!

Laßt schweigen die Lippen, laßt sprechen den Degen,
Dem Feinde, dem Siege, dem Ruhme entgegen!
Vom Blute der Märtyrer raucht unsere Erde,
Wir schleifen das Schwert auf dem heimischen Heerde,
Wir schleudern den Pechkranz aus heimischen Feuer,
Wir kämpfen für Alles, was heilig und theuer.
Italiens Städte, die hundert, die schönen,
Sie werden befreit von den kämpfenden Söhnen.
  Herbei mit den Fahnen von Süden und Norden
  Bis frei von den Fremden Italien geworden!

Neapel, nun hebe Dich hoch aus dem Staube,
Mit Lorbeer umkränzt, Deinem glorreichen Laube,
Du Königin der Städte, die jene Verruchten
Mit Folter und Henker zu knechten versuchten!
Sie wollten die Stätte des Genius verheeren,
Wir heben auf's Neue den Schild seiner Ehren,
Wir halten ihn hoch gegen Söldner und Schergen,
Es ist vor dem rächenden Blitz kein Verbergen!
Herbei mit den Fahnen von Süden und Norden
Bis frei von den Fremden Italien geworden!

Lange stand ich da und horchte in die Ferne. Die letzten Reihen der Nationalgarde waren längst vorübergezogen, aber immer noch trug der Wind die Töne des gewaltigen Liedes zu mir. Ich dachte, das war die Marseillaise des neuen Italiens. Langsam ging ich die Straße hinab nach meiner Locanda und dachte an eine Geschichte, welche mir vor langer Zeit in Paris erzählt wurde. Die Girondisten hatten ihre Häupter auf den blutbedeckten Block auf dem Place de la Revolution gelegt, der ganze Süden war im Aufstande, und die Parteiführer, welche die Guillotine in Paris verschont hatte, irrten in den einsamen Thälern des Juragebirges umher, einen Ausweg aus Frankreich suchend, auf dem sie ihr Leben vor der Regierung des Berges retteten. Unter ihnen war Rouget de Lisle, der Sänger der Marseillaise. Er klomm Abends die bewaldeten Höhen des Jura hinan, um während der Nacht auf einem der höchsten Jochpfade nach der Schweiz zu entfliehen. Ein Bauer, der das Gebirge genau kannte, begleitete ihn. Dort unten in der Ebene stürmte der Aufruhr; die Sturmglocken läuteten auf

allen Thürmen, und rothe Flammen schlugen aus brennenden Dörfern zu dem dunklen Nachthimmel empor. Da hörten die Flüchtlinge hinter sich die Klänge eines Liedes; furchtbar brausten die Töne durch die Ebene, sie klangen wie Blut und Mord, wie das Rachegeschrei von Stürmenden. „Was ist das für ein furchtbarer Gesang, was ist das für eine schreckliche Musik?“ fragte Rouget seinen Begleiter.

„Das ist die Marseillaise, Herr“, erwiederte der Bauer.

Der Sänger der Marseillaise hatte sein eigenes Lied, welches er in Straßburg im stillen Pfarrhause am Klavier dichtete, nicht wieder erkannt, als er es brausend im Getümmel der Schlacht über den Leichen der Gefallenen und Sterbenden und bei den leuchtenden Flammen brennender Dörfer hörte.

„Was war das für ein Lied?“ fragte ich einen Bürger der dreitausendjährigen Stadt, welcher in Nationalgardenuniform, das Gewehr im Arm, vor einem hohen, alten Gebäude stand, dessen Architectur an die Bauwerke des eilften Jahrhunderts erinnerte.

„Das war der Gesang der Alpenjäger, der „inno di Garibaldi!“ erwiederte er.

Vor der Locanda hielt der Vetturin mit seinem kleinen, zweirädrigen Wagen, auf dem ich noch an demselben Tage nach San Geminiano fahren wollte. Das kleine schwarze Pferd war schon in die Deichsel gespannt, und er selbst stand bereits, die lange Peitsche in der Hand, hinten auf dem Tritt seines Wagens. Auch sein Gesicht sah ganz anders aus, wie Tags zu-

vor. Seine Augen leuchteten, seine Stirn sah so stolz aus, er stand so gerade, so selbstbewußt auf dem Tritt seines Wagens, ich möchte sagen, so triumphirend, wie ein Römischer Triumphator. Ich stieg in den Wagen, und fragte ihn, was denn der alten dreitausendjährigen Stadt heute so Freudiges widerfahren sei?

„Garibaldi ist in Neapel eingezogen, Signor!" sagte er, wie verwundert, daß ich das noch nicht wisse, was die ganze Stadt in die freudigste Bewegung versetzte. Dann schlug er mit der langen Peitsche über meinen Kopf weg auf das schwarze kleine Pferd, welches sich schnaubend hoch aufbäumte, und nun ging es im gestreckten Trabe die Straße hinab, welche sich rings um die Stadt, wie eine steinerne Schlange, um die Mauer des Römerkaisers schwingt.

Herbei mit den Fahnen von Süden und Norden,
Bis frei von den Fremden Italien geworden!

So hörte ich noch lange hinter mir die gewaltigen Klänge des Gesanges der Alpenjäger. Es war der letzte Klang, den ich aus der Todtenstadt vernahm. —

Siebentes Kapitel.

Die Villa Ungher-Sabatier.

Villa Catalani. Villa Mario. Rundblick auf das Arnothal. Caroline Ungher. François Sabatier.

Wenn man in Florenz einige hundert Schritte aus der Porta San Gallo geht, so theilt sich der breite, mit Baumreihen und Häusern eingefaßte Weg in zwei nach Osten und Norden führende Straßen. Die Straße nach Osten ist die Poststraße nach Bologna; steil ansteigend erklimmt sie in einer Reihe längerer und kürzerer Windungen die Höhenzüge, welche das reiche und pittoreske Arno-Thal nach Osten hin begrenzen, und hier die Vorberge der Appeninenkette bilden, welche Toscana und die Romagna von einander scheidet. Zwischen hohen, weißen Mauern, über welche Oleanderbüsche mit ihren rothen Blüthenkronen und dunkle Cypressen hinabblicken, steigt die Straße hinan, von Zeit zu Zeit ein kleines Plateau erklimmend, von dem der Blick unbehindert durch das schönste Thal Mittelitaliens schweift, auf den Thürmen und glänzenden Kuppeln der Stadt Dante's ruhend, welche sich

im Grunde an beiden Ufern des grünen Arno in langen, schimmernden Häuserreihen und trotzig blickenden Palästen von Norden nach Süden ausdehnt. Je höher man steigt, desto freier wird dieser reiche, in seiner Art einzig schöne Rundblick, desto mannigfaltiger entwickelt sich der Vordergrund durch die mit Orangenbäumen und Citronen besetzten Gartenterrassen und schimmernden Landhäuser mit ihren Marmorbalconen und Säulencolonnaden, welche dort unten die hohen Einfassungsmauern neidisch dem Auge des Wanderers verbergen. Noch einige Schritte aufwärts, und links verkünden die in ihrer Höhe mit vergoldetem Gitterwerk geschmückten Mauern eine neue reiche Villa. Es ist die Villa Catalani, das Landhaus der einst so gefeierten Sängerin, eine der reichsten und schönsten Villa's in der Umgegend von Florenz. Ihr gerade gegenüber auf der andern Seite der Straße steht mitten in einem, in englischem Geschmack angelegten Garten ein kleines modernes Landhaus, die Besitzung des Lords Ponsonby, desselben Engländers, der das allen Reisenden im bayerischen Hochlande bekannte schöne Schloß bei Tegernsee besitzt. Er zeichnete sich im vergangenen Jahre durch eine so ostensible und in demonstrativer Weise zur Schau getragene Anhänglichkeit an die Sache des durch die Revolution vertriebenen Großherzogs von Toscana aus, daß der Unwille der Bevölkerung von Florenz ihn zwang, für einige Zeit seine Villa in Tegernsee zu beziehen. Noch einige Minuten und die Straße führt an einem hohen, dunkel gefärbten Eingangsthor, von dem links und rechts die Mauern ein weites Besitz-

thum umschließen, vorüber. Ein schwarzer Cypressenwald erhebt sich jenseits des Thors und der Mauern. Das Bild ist ernst und düster, kein blühender Oleanderbusch, kein Camelienbaum lächelt uns jenseits dieses düstern Thores mit seinen rothen Blüthenaugen an, eng drängen sich die schwarzen Cypressenhäupter aneinander, so eng, als wenn sie sich fürchteten, daß ein Blick des Vorübergehenden in diese Einsamkeit dringen möchte. Der Eingang zu dieser Villa ist weit von der Straße links an der Mauer durch eine kleine Thür. Durch die kleine Thür tritt man in einen paradiesisch schönen Garten, in dem sich von Rasenplätzen, Blumenbeeten und springenden Wasserstrahlen umgeben ein großes, im modernen italienischen Geschmack aufgeführtes Landhaus erhebt. Es ist die Wohnung eines der ersten Meister des Gesanges, des Sängers Mario, um ihn mit seinem Künstlernamen zu nennen, der Freund und jetzt Gemahl von Carlotta Grisi. Der Künstler, der den Namen Mario auf dem Gebiet des dramatischen Gesanges zu einem der berühmtesten in Europa gemacht hat, stammt bekanntlich aus einer der ersten italienischen Adelsfamilien, und führt den Titel eines Marchese von Candia.

Nun steigt die Straße frei und nirgends von den hohen, weißen Mauern mehr begrenzt, lustig die grünen Bergterrassen hinan, welche mit Olivenbäumen besetzt sind und an denen die Rebe hinanklimmt. Immer freier, reicher und mannigfaltiger wird der Blick, immer reicher entfaltet sich das in aller Pracht italienischer Vegetation strahlende Landschaftsbild. Links nimmt ein wohl

gepflegter Garten das ganze Plateau der Terrasse ein, mitten im Garten steht ein freundliches, hübsches Haus mit grünen Jalousien, in das Arnothal hinabschauend. Es ist das Landhaus der bekannten italienischen Sängerin Signora Barbieri, welche mit einem Conte Nini verheirathet ist. In kurzen, schneckenförmigen Windungen erklimmt jetzt die Straße die letzten, ganz steilen Höhen. Noch eine Viertelstunde, und ein schmaler Weg führt links am Abhange in ebener Richtung durch die Olivenbäume. Er endet vor dem Thore einer Villa, auf dessen Pfeilern zwei Wolfshunde in sitzender Stellung ruhen. Das Thor führt in einen nicht großen Hof, dessen Umfassungsmauer ebenfalls mit steinernen Hundebildern geziert ist. Die eine Seite des Hofes nimmt die Rückseite einer nicht großen, freundlichen Villa ein; die Fronte der Villa blickt nach dem Arnothale auf eins der reichsten Landschaftsbilder von zwei, sich übereinander aufbauenden, mit Orangenbäumen besetzten Terrassen hinab. Es ist das Landhaus einer der größten dramatischen Sängerinnen Europa's, das Landhaus von Frau Caroline Ungher, der Gemahlin des Marquis François Sabatier.

Wie oft stieg ich diese steile Straße hinan, welche aus der Porta San Gallo nach Bologna führt, und wie oft sah ich von diesen lorbeer- und orangegeschmückten Terrassen den Abend verglühen über den grünen Höhen des Arnothals und auf den Thürmen und Kuppeln von Florenz! Die Fenster der weißen Villen leuchteten und blitzten zwischen den dunklen Cypressen, zwischen den grünen Kastanienwipfeln und den Lorbeerkronen

wie Diamantfunken, goldene Streiflichter spielten auf den metallenen Kuppeln, und der Abendwind fächelte den in den Strahlen der untergehenden Sonne glühenden Bergeshäuptern Kühlung, und trug auf seinen Schwingen Orangenduft und den Hauch der rothen Blüthe der Magnolie, und der Arno schimmerte wie ein langes, gewundenes Band von Rubinen und Smaragden in weißer und grüner Fassung. Dann läutete die Klosterglocke von Fiesole zum Ave Maria, und die Sonne wob aus blauem und goldenem Duft ihre Schattenmantel und hüllte mit leiser und linder Hand die leuchtenden Villen, die blitzenden Kuppeln und die verglühenden Höhen in blauduftene Falten, während goldene Sternenfunken an dem azurblauen Abendhimmel aufleuchteten, und der Ostwind frischer aus den Appeninen über die Höhen rauschte und die Wipfel der prächtigen Steineiche bog, welche die Terrasse von dem Lorbeerwäldchen trennt, welches sich hinter der Villa zu der uralten Kirche hinanzieht, von der die Villa ihren Namen führt. An einem solchen unvergleichlichen Herbstabend hörte ich Frau Ungher zum ersten Male singen, und dieser Gesang wird mir ewig unvergeßlich bleiben. Sie sang das wunderbare Heinesche Lied nach der Schubertschen Composition:

Ich stand in dunkeln Träumen,
Und starrte ihr Bildniß an,
Und das geliebte Antlitz
Heimlich zu leben begann.

Um ihre Lippen zog sich
Ein Lächeln wunderbar,

Und wie in Wehmuthsthränen
Erglänzte ihr Augenpaar.

Auch meine Thränen flossen
Mir von der Wange herab —
Und ach, ich kann nicht glauben,
Daß ich Dich verloren hab'.

Das war kein Gesang, das war eine plastische Darstellung der Gedanken in Tönen. Vor mir trat das Bild aus dem Rahmen; ich sah ein zauberhaftes Lächeln um die Lippen schweben und zwei glänzende Tropfen glitten langsam aus den blauen Augen die bleichen Wangen hinab, und die schmerzbewegten Töne, welche in starker, greller Färbung die letzten beiden Strophen wiedergaben, zuckten mir in der Brust, als wenn mein Herz den heftigsten Schmerz um ein gestorbenes Leben empfände. Das Gesicht der Sängerin strahlte in hoher, geistiger Verklärung. Sprachlos saß ich ihr gegenüber. „Nun, Freund, Sie sind ja ganz stumm geworden," unterbrach Frau Ungher das Schweigen. „Gnädige Frau," erwiderte ich ihr tief ergriffen, „ich habe zum ersten Male singen gehört," und dachte an eine geistvolle dramatische Sängerin, welche mir vor zehn Jahren in Paris oft von diesem wunderbaren Gesange der Ungher erzählte, und über deren begeisterte Schilderungen ich zuweilen gelächelt hatte.

Caroline Ungher hat sich ihren berühmten Namen auf den Bühnen Italiens, in Wien, Paris und London erworben. Im Norden und im mittleren Deutschland hat sie, mit Ausnahme eines Hofconcerts in Berlin, so viel mir bekannt ist, niemals auf dem Theater ge-

sungen. Sie hat eine sehr schnelle und glänzende Carriere gemacht, wie Henriette Sonntag, mit der sie an demselben Theater ihre künstlerische Laufbahn begann und bis zu deren frühen Tode in den freundschaftlichsten Beziehungen blieb. In ihrem kleinen Salon auf der Villa hängt noch heute ein vortreffliches Bild der Freundin, welches sie in jugendlicher Anmuth und Schönheit darstellt. „Noch wenige Wochen vor ihrem plötzlichen Tode in Amerika schrieb sie mir," erzählte mir Frau Ungher, „ich habe jetzt das Geld wieder erworben, was ich brauche, und werde nun zu Dir nach Europa zurückkehren." Auch die Ungher hat, wie die Sonntag, sehr früh ihre künstlerische Laufbahn beschlossen, indem sie bereits mit dem siebenunddreißigsten Jahre von der Bühne zurücktrat, und sich mit ihrem jetzigen Gemahl verheirathete, mit dem sie nun fast zwanzig Jahre in sehr glücklicher Ehe und in äußerlich glänzenden Verhältnissen theils in Florenz, theils auf ihren Besitzungen im südlichen Frankreich und abwechselnd auf Reisen gelebt hat. Frau Ungher gehört zu den glücklichen Menschen, denen das Schicksal immer hold gelächelt hat. Sie hat sich auf ihrer kurzen künstlerischen Laufbahn als Sängerin einen unsterblichen Namen und ein großes Vermögen erworben, und am Ende dieser leichten und glänzenden Carriere hat ihr das Schicksal einen Gemahl zugeführt, der ein Mann von seltenen Eigenschaften des Geistes und des Herzens, und außerdem durch seine Geburt und durch sein großes Vermögen glänzend in der Welt situirt ist. Herr Sabatier stammt aus einer berühmten und vor-

nehmen legitimistischen Familie des südlichen Frankreichs. Republikaner von Gesinnung führt er grundsätzlich die Titel seines Vaters nicht. Er ist ein Mann von gediegenem Wissen, von vielem Talent und von vortrefflichem Herzen, ein Mann von Consequenz und Charakter, der mit vornehmen Manieren ein offenes und herzliches Wesen vereinigt. Ich habe ihn während meiner kurzen Anwesenheit in Florenz außerordentlich lieb gewonnen. Herr Sabatier beschäftigt sich neben seiner Theilnahme an den politischen Schicksalen Italiens, welches er als sein zweites Vaterland betrachtet und neben der Verwaltung seiner Güter in Frankreich, mit schriftstellerischen Arbeiten, welche wohl zu dem Besten gehören möchten, was auf dem Felde der Uebertragung von einer Sprache in die andere existirt. Herr Sabatier hat die deutsche Sprache so gründlich erlernt, wie ich es nie bei einem geborenen Franzosen gefunden habe. Er hat sich die Literatur und den Geist der deutschen Sprache vollkommen zu eigen gemacht. Im vergangenen Jahre erschien von ihm eine Uebertragung des „Wilhelm Tell“ in französischer Sprache. Der Verfasser hat in dieser Uebertragung den Beweis geführt, daß die französische Sprache, wenn man sie mit Geist und Geschick behandelt, vollkommen geeignet ist, den Geist einer deutschen dramatischen Dichtung wiederzugeben, selbst wenn sich im Metrischen so große Schwierigkeiten einer solchen Uebertragung entgegenstellen, wie im Tell. Augenblicklich beschäftigt sich Herr Sabatier mit einer Uebertragung der Kunstgeschichte von Dr. Carl Schnaase in's Französische, und ist außerdem Willens,

seinen Landsleuten in Frankreich durch Herausgabe einer Sammlung der besten, lyrischen deutschen Poesieen den Geist unserer Dichter zugänglich zu machen. Um an einer Probe zu zeigen, wie die französische Sprache behandelt werden kann, will ich aus diesen Uebertragungen lyrischer Gedichte mit Erlaubniß des Verfassers die ersten beiden Verse aus „der Gott“ und „die Bayadere“ mittheilen:

Mahadoeh, le divin maître
Sur la terre encore descend,
Se fait homme pour connaître
Nos plaisirs et nos tourments.
Sa bonté se veut résoudre
A souffrir tous vos destins
Pour punir ou pour absoudre
Homme, il doit voir les humains.
Et quand il a vu dans la ville entière
De loin la puissance, de près la misère
Le soir il la quitte et poursuit son chemin.

Lorsqu' enfin il l'a quittée
Au Faubourg étant venu
Seul il voit les joues fardées
L'un de ces enfants perdus
— Vierge, Dieu le soit prospère —
— Trop d'honneur! — Je suis à toi. —
— Qui es-tu? — Moi? Bayadère,
Et l'amour t'attend chez moi.
Au son des cymbales alors elle danse,
Et puis elle tourne, et se courbe et s'avance,
Et laisse tomber le rameau de ses doigts!

Der Stern des Glücks, unter dem Caroline Ungher geboren ist, scheint ihr während ihres ganzen Lebens

treu bleiben zu wollen. Selbst die Jahre scheinen an ihr vorüberzuziehen, ohne eine Gewalt über sie zu haben. Frau von Sabatier scheint kaum in der Mitte der Vierziger zu sein. Sie trägt noch heute ihr reiches, blondes Haar gescheitelt, wie ich sie auf einem vortrefflichen Oelgemälde als junges Mädchen in Lebensgröße in ihrem Palaste in Florenz sah. Sie ist lebendig, rasch, leicht erregt und heiter in ihrem Wesen, wie sie es damals war, als sie als Norma und Semiramis ihre Zuhörer zur lautesten Bewunderung hinriß. Ihre Stimme hat natürlich nicht mehr die wunderbare Stärke und nicht mehr die Fülle, wie vor zwanzig Jahren in der italienischen Oper in Paris, wo ein französisches Journal erzählte: Gestern Abend wetteten in der italienischen Oper zwei Engländer, wer eine stärkere Stimme habe, Rubini oder Madame Ungher, Rubini sang gerade auf der Bühne eine lange Note, Frau Ungher einen Triller. Die beiden Engländer geriethen bei ihrer Wette in Streit, sie verließen das Theater, schlugen sich, versöhnten sich und kehrten dann zurück. Wie sie wieder in den Saal traten, sang Rubini noch die lange Note und die Ungher war noch bei dem Triller. Aber auch diese Töne haben die Jahre nur mit milder, nicht mit zerstörender Hand berührt.

Ich habe niemals eine Künstlerin kennen gelernt, in deren Wesen und Charakter das Theaterleben so geringe Spuren zurückgelassen hat, wie bei Frau von Sabatier. Ihr Herz sowohl wie ihre Denkungsart hat sich von allen übeln Eindrücken, welche eine künstlerische Carriere unter so wechselnden Verhältnissen noth-

wendigerweise zur Folge haben muß, vollkommen frei erhalten. Von Zurückhaltung, von Verstellung, von Intrigue, von manierirtem Wesen weiß sie nichts; offen und aufrichtig gegen Jedermann äußert sie unverhohlen ihre Meinung, ohne Rücksicht, ob dem sie Fragenden die Wahrheit angenehm ist, oder nicht; ihre Freigebigkeit streift oft an die Grenze der Verschwendung und ihre Herzensgüte verleitet sie zuweilen, mit ihrer Empfehlung auch das geringere Talent zu unterstützen. Es geht ihr darin, wie Rossini, und die Verleitung liegt so nahe in dem außerordentlichen Ansehen, welches Frau Ungher in allen künstlerischen Beziehungen durch ganz Italien genießt. Die Impressarien der ersten italienischen Theater von Mailand bis Palermo kommen nach Florenz, um den Rath und die Empfehlung der großen Künstlerin zu hören; einer Sängerin, welche nach Italien geht, entweder um dort zu singen oder dort eine künstlerische Carriere zu machen, kann keine wirksamere und bessere Empfehlung mitgegeben werden, als ein Brief an die Ungher. Jeder Künstler, der in Italien gewesen ist und in irgend einer Beziehung zu der genialen Frau gestanden hat, weiß gewiß irgend etwas Gutes und Liebes zu erzählen, was ihm von ihr geschehen ist. „Ich wollte in Pisa zum ersten Male auftreten", erzählte mir die Gemahlin des Herzogs Ernst von Würtemberg, Signora Frassini „ich hatte Furcht vor der Lebendigkeit des italienischen Publikums, vor dem ich noch nie gesungen hatte. Ich sprach mit Frau v. Sabatier, an die ich empfohlen war. Was that sie? Sie reiste mit mir nach Pisa, und blieb, mich mit

allen ihren gesellschaftlichen Beziehungen in Pisa unterstützend, mit mir vierzehn Tage dort, bis mein Debüt glänzend beendigt war." Im verflossenen Sommer war sie im Begriff, dasselbe für ein junges Mädchen, welches sie unterrichtet hatte, in Neapel zu thun, welche in San Carlo debütirte, und nur eine sehr ernste Krankheit ihres Gemahls konnte sie abhalten, die weite Seereise mitten in das Kriegsgetümmel nach Neapel zu machen, wo Garibaldi so eben seinen Einzug gehalten hatte.

So ist der Palazzo Ungher in Florenz — das ehemalige Stammhaus der Bonaparte's — der Sammelplatz der ganzen dortigen vornehmen und künstlerischen Welt, wo mit gleicher Aufmerksamkeit und Herzlichkeit jeder empfangen wird, der in irgend einer Beziehung zu Frau Ungher oder zu ihrem Gemahl steht. Moritz Hartmann brachte den vergangenen Winter dort zu. Auf dieser gastlichen Villa sah ich auch ein junges Mädchen wieder, dessen sich die Freunde der Musik in Berlin aus der vorjährigen Wintersaison erinnern werden. Albertine Meyer ist die Tochter einer ehrenwerthen, aber durch Unglücksfälle heruntergekommenen Familie in Schlesien. Die Natur hatte sie mit einem Contraalt von großem Umfange und wunderbarer Fülle und Klang des Tones und einer begeisterten Liebe zum Gesange beschenkt. Nirgends boten sich ihr Gelegenheit und Mittel, ihr Talent auszubilden; ein Jahr lang brachte sie in den ärmlichsten und traurigsten Verhältnissen im Chor des Stadt-Theaters zu Breslau zu, obschon ihre frühere Erziehung und ihre sonstige geistige Bildung ihr jeden Tag zu

einer langen Reihe bittrer und trüber Stunden machte, immer in der kindlichen Hoffnung, auf diese Weise auf ihrer künstlerischen Laufbahn weiter kommen zu können. Sie sah, alle Anstrengungen waren vergebens. Da faßte der energische Geist in dem Kopf eines Kindes einen kühnen Entschluß. Mit wenigen, ersparten Thalern kam sie nach Berlin, um sich in der großen Stadt die Mittel zu beschaffen, nach Italien gehen zu können und bei dem ersten Meister italienischen Gesanges, Herrn Pietro Romani, Unterricht zu nehmen. Mancher wird sich noch des kaum siebenzehnjährigen, kleinen, blonden Mädchens erinnern, wie sie mit Begeisterung von der Idee sprach, sich tausend Thaler zu beschaffen, und in ihrem, mehr wie einfachen Kleidchen umherlief, um die Mittel zu finden, eine solche Idee zu realisiren. Sie kannte eigentlich Niemanden in der großen Stadt, wo sie nie gewesen war, sie erinnerte sich nur, einmal in Dresden die Bekanntschaft einer Dame aus der ersten Gesellschaft der preußischen Residenz gemacht zu haben. Zu dieser ging sie, und theilte ihr in ihrer energischen Weise ihre Ideen und Wünsche mit. Die Dame hatte ein Herz für die Bestrebungen des Mädchens, und setzte alle ihre Connexionen und Beziehungen in Thätigkeit, um einen Boden für diese Bestrebungen zu gewinnen. Nach wenigen Wochen sang das kleine Mädchen vor einem glänzenden eingeladenen Auditorium in dem Saale eines Palais in der Wilhelmsstraße, den eine Freundin ihrer Beschützerin ihr zu dem Zwecke zur Disposition stellte. Sie fand eine außerordentliche Anerkennung und es war möglich, das Con-

cert zum zweiten Male zu wiederholen. Die Einnahmen trugen ihr einen Theil der Summe ein, welche sie zu ihrer italienischen Studienreise gebrauchte. Ihre Beschützerin stellte sie nun Herrn Meyerbeer vor. Der General-Musikdirector wandte sich, als er das Mädchen singen gehört hatte, an den Regenten, und der Regent, als er von dem Talente und der Energie der jungen Sängerin hörte, verdoppelte die Summe, welche sie sich durch die Einnahmen der Concerte erworben hatte. Dennoch war das Ziel noch nicht erreicht. Die Summe betrug noch immer nicht so viel, um die Kosten eines einjährigen Aufenthalts und Studiums in Italien zu decken. Was war zu machen? Die erworbenen gesellschaftlichen Beziehungen in Berlin konnten schwerlich zum dritten Mal in Anspruch genommen werden. Der energische Geist des Kindes fand die weiteren Mittel. Es war in schlesischen Zeitungen von ihren Bestrebungen und Erfolgen mehrmals die Rede gewesen; sie stützte darauf ihre Hoffnungen. Mit Empfehlungen versehen, bereiste sie eine Reihe schlesischer Städte, an jedem Ort, wohin sie kam, ein Concert veranstaltend. Nichts ist stärker, als der Menschengeist, wenn er ein Ziel fest im Auge hat, und dieses Ziel mit aller Energie anstrebt. Immer Florenz und ihre künstlerische Laufbahn im Auge, in höchster Einfachheit lebend, erreichte das junge Mädchen binnen zwei Monaten das Ziel, welches sie sich gesteckt und mit so wunderbarer Ausdauer verfolgt hatte. Sie besaß die Summe von siebenhundert Thalern und reiste ganz allein, ohne irgend eine Kenntniß der italienischen

Sprache, mit Empfehlungen ihrer edlen Beschützerin und Herrn Meyerbeer's versehen, nach Florenz.

Im Hause der Ungher fand ich Albertine Meyer wieder, von ihr in Folge Meyerbeer's Empfehlung in herzlichster Weise aufgenommen. Sie ist eine Schülerin Romani's, des Lehrers der Grisi, der Piccolomini, der Garcia, der Malibran und eine Schülerin der Ungher geworden, und Beide sind der Meinung, daß eine Zeit kommen wird, wo der Name des armen kleinen Mädchens, welches übrigens groß und hübsch geworden ist, einen Platz neben diesen gefeierten Namen einnehmen kann. Ihre Stimme hat sich in einen Mezzosopran von wundervollem Timbre und Fülle verwandelt. Ich aber rechne es mir zu einer besondern Ehre an, ein so energisches Streben und die edle Unterstützung, welche diesem Streben geworden ist, hier öffentlich anerkennen zu dürfen.

Achtes Kapitel.

Neapel im Herbst 1860.

Anblick des Golfes von Neapel. Straßenleben in Neapel. Das Café de l'Europe. Die Toledostraße. Garibaldienthusiasmus. Das Cabinetto riservato des Museo Borbonico. Der Einzug der sicilianischen Truppen. Pater Gavazzi. Die verhüllten Königsbilder. Neapel am Abend.

Die Nacht war warm und sternenhell. Ich brachte sie, in eine Decke gehüllt, auf dem Verdecke des französischen Dampfschiffes zu, welches mich von Civitavecchia nach Neapel führte. Mit Sonnenaufgang fuhren wir um das Cap von Misene in den Golf von Neapel. Der Anblick war prächtig und poetisch schön. Die in einen blauduftenen Schattenmantel gehüllten Vorgebirge schwammen in feurigem Duft, alle Tinten des Roth und des Violett mischten sich in den verschiedensten Tönen, das Meer war von einer ultramarinen blauen Färbung, welche das Blau des Lago maggiore an Intensität und Duft weit hinter sich ließ. Ischia und Capri waren noch von Nebeln verhüllt, welche von den Strahlen der Morgensonne durch-

leuchtet, wie feurige Wolken in die Höhe stiegen. Rechts erhub sich der Vesuv wie ein Riese, und aus seinem Haupt stieg eine dicke Rauchwolke auf, die Häuser und Villen von Castellamare umgürteten seinen Fuß, wie weiße und farbige Bänder. Die ganze linke Seite des großartig schönen Bildes nahm Neapel ein, terassenförmig an dem mit der ganzen Pracht südlicher Vegetation geschmückten Posilipp aufsteigend, märchenhaft schön im Glanze der Morgensonne, wie eine Stadt aus einem Zaubermärchen; auf der halben Höhe des grünen Vorgebirges das weiße Schloß von St. Elmo mitten in einem Blumenstrauß, hoch über ihm auf dem Gipfel die Mauern des Klosters der Camaldoli, in einen feurig rothen Mantel gehüllt, der schönste Punkt der Erde, wo das entzückte Auge das Paradies schaut. Vedere Napoli e poi morire. Wenn man so den Golf von Neapel, umleuchtet im Morgensonnenschein erblickt, dann empfindet man, wie der italienische Enthusiasmus sich zu dem „Neapel sehen und sterben" versteigen kann, und hascht nicht mehr nach albernen und geschraubten Interpretationen dieses bekannten Ausspruchs, wie dies neuerdings wieder mit der prosaischsten Geschmacklosigkeit geschehen ist.

Am Eingang des Hafens fuhr der Dampfer an mehreren großen Kriegsschiffen vorüber, an deren Masten die Tricolore Italiens im Morgenwinde flatterte. Eine Menge größerer und kleinerer Barken ruderte heran. Auf unserm Dampfer waren viele neapolitanische Verbannte und Flüchtlinge, welche nun in die Heimath zurückkehrten. „Evviva l'Italia!" rief es

von dem Verdecke, „evviva l'Italia, evviva Garibaldi!" rief es aus den Barken. Dann legte sich eine Barke mit Garibaldischen Soldaten in der Seeuniform an unsern Bord. Sie stiegen auf das Verdeck, wo sie die Pässe der Reisenden und die Schiffspapiere in Empfang nahmen. Darauf kam eine Barke, in der zwei Knaben waren. Der Eine ruderte, der Andere stand in der Barke und sang. Er sang ein Lied vom König Bomba, vom König Bombino und von dem Befreier Garibaldi. Der Gesang und die Stimme waren recht schlecht, aber der Vortrag des Liedes war feurig und an manchen Stellen sogar dramatisch schön, und als er die zerrissene Mütze mit der italienischen Kokarde in die Höhe hielt, da regnete es kleine Silberstücke und große Kupfermünzen in dieselbe hinab. Dann schwenkte er die Mütze, verbeugte sich mit großer und natürlicher Grazie, und der andere Knabe ruderte nach der Stadt zurück. Das ganze Schiff war nun von Barken umgeben, deren Ruderer sich in Geschrei überboten, die Reisenden zum Einsteigen einzuladen. Einige hundert Ruderschläge brachten mich zur Dogana. Vor dem Thore derselben standen Garibaldische Soldaten in ihren rothen Blousen als Wache; der commandirende Officier saß in einem bequemen Lehnstuhl, den vor wenigen Tagen noch der bourbonische Schweizer-Capitain eingenommen haben mochte, und dampfte eine Cavour-Cigarre in die Luft. Es war ein schöner junger Mann mit schwarzem gelockten Haar und schwarzem Schnurrbart, energischen Zügen und dunkelen, feurigen Augen, seinem Gesichtsausdrucke nach ein Lombarde. Ruderer, Facchini und

Lazzaroni umringten mich, boten mir den Arm beim Aussteigen und schleppten mein Gepäck in die Dogana. Sie waren mit der Kupfermünze, welche ich ihnen, ohne zu fragen, was die Dienstleistungen kosteten, verabreichte, zufrieden. Keiner machte eine Nachforderung, Niemand belästigte mich durch Zudringlichkeiten. Ich war erstaunt, ich dachte an den Hafen von Livorno und Genua, an den Molo von Venedig. Als ich den Douaniers sagte: „Ich komme aus Mittel-Italien und habe nichts zu Versteuerndes", standen sie von jeder Durchsuchung meiner Effekten mit einem „bene Signor!" ab. Ich war noch mehr erstaunt, und dachte an die Grenzstation des kaiserlichen Frankreichs, welche ich kürzlich in dem neu annexirten Savoyen passirt hatte, wo man mir jedes Taschentuch durchsuchte und wo die einfältigen Polizisten durchaus das Buch meines Freundes Rodenberg „die Insel der Heiligen" confisciren wollten, weil sie darin irische Charaktere und Schriftzeichen bemerkten und dieselben für verbotene freimauerische Zeichen hielten. Der Officier in seinem Lehnstuhl mit der Cavour-Cigarre sagte mir, als ich ihm meine Verwunderung über das civilisirte Benehmen in der Dogana und am Hafen aussprach, daß Garibaldi all' den Zudringlichkeiten und Polizeiquälereien in der Dogana, auf der Polizei und im Hafen ein Ende gemacht haben wollte.

Ich stieg in einen Fiaker. Unberufene Hände huben mein Gepäck hinein. Ein Mensch mit dem savoyischen Kreuz in rothem Felde im Knopfloch stieg zu dem Kutscher auf den Bock. Verwundert fragte ich

ihn, was er wolle? Er sagte mir, er sei Commissionär, ich wahrscheinlich ein Fremder, der eine Wohnung suche, und da er eine schöne und billige Wohnung im Mittelpunkte der Stadt wisse, so wolle er mich in diese Wohnung führen. Ohne eine Antwort abzuwarten, schlug der Kutscher auf das mit einem Federbusch in den italienischen Farben gezierte Pferd', und nun ging's in gestrecktem Trabe durch die Straßen am Hafen in die innere Stadt. Da standen sie zu Hunderten, die Lazzaroni, wie ich sie auf Bildern gesehen, halbnackt, oft nur mit einem Hemde und mit kurzen Schwimmhosen bekleidet, oft auch ohne Hemde, auf dem schwarzgelockten Kopf die rothe Mütze, mit den braunen, nackten Armen und Beinen, um den musculösen Hals ein Amulet an der Schnur, und aßen Maccaroni, mit den Fingern die langen, weißen Strähnen hoch aufhaltend; oder sie lagen in der Sonne, auf den Fliesen der Straße, und schauten mit einer so imponirenden Ruhe in die Luft, als wenn es für sie nichts zu thun gäbe, als Maccaroni zu essen, auf dem Pflaster zu liegen, und den blauen Golf und den sonnendurchglühten Himmel über dem Golf anzusehen. Gonz nackte Kinder liefen um sie herum, oder krabbelten auf der Erde und häßliche, gelbe Weiber in Lumpen standen in den dampfenden Garküchen, und holten mit langen, eisernen Gabeln die Maccaroni aus den siedenden Kesseln. Dann fuhren wir über den Platz am Castel nuovo vorüber, wo die Straßen vom Quai vom Hafen und aus der innern Stadt sich kreuzen. Wogen von Staub, Menschen und Geräusch kämpften auf dem Platze

mit einander, wie die Wellen des Meeres im Sturm. Wie toll jagten die Calessari hindurch, als wenn hier ein Wettrennen abgehalten werden sollte. Nationalgarden in der improvisirten blauen Uniform der Leinwandblouse, Garibaldiner im rothen Hemd, Bürger im schwarzen Rock, Lazzaroni in ihren Schwimmhosen, lastenschleppende Facchini, Alles wogte und schrie wild durcheinander, und Jeder schrie und gesticulirte und machte einen Lärm, als wenn es sich um einen Sturm auf das Castell handle. An den Ecken standen die Straßenverkäufer oder sie trieben sich mitten im Gedränge umher, und schrieen geröstete kleine Fische, gekochte Krabben, Pfannkuchen in Oel gesotten, Limonade, und Scheiben von Wassermelonen aus. An einer andern Ecke wurde Limonensaft aus zierlichen Fässern ausgeschenkt, als ob es Sekt oder dreiundachtziger von Hochheim wäre, und um die Fässer sangen, tanzten und jubelten die Leute, als ob hier eine Hochzeit abgehalten würde. Es war eine Scene neapolitanischen Straßenlebens, wie man sie täglich, wie man sie stündlich auf allen Plätzen dieser geräuschvollsten Stadt der Erde sieht. Neapel ist bekanntlich eine der größten Städte Europa's — in der numerischen Ziffer ihrer Bewohner kommt sie gleich hinter Paris — aber von allen europäischen Städten ist sie die unruhigste und turbulenteste. Seit den Zeiten der Römer ist der Neapolitaner durch sein unbändiges Schreien berüchtigt, jedes, noch so unbedeutende Wort wird geschrieen und von Gesten mit Händen und Füßen begleitet. Neapel vermittelt die Verbindungen Afrika's und Asien's mit Europa; der

Charakter aller drei Welttheile zeigt sich deshalb in seinem Straßenleben in einem einzigen, großen, aber immer verschiedenen und wechselnden, aber immer gleich geräuschvollen Bilde. Niemals aber war Neapel lärmender und geräuschvoller, als im Herbst des vergangenen Jahres, wo es eine über alle Maßen verhaßte Regierung glücklich abgeschüttelt hatte, wo ein ganz neues Regierungssystem an die Stelle des alten trat, dazu der Kampf mit den Truppen des in Capua und Gaeta eingeschlossenen Re Bombino in einer Entfernung von kaum drei Stunden von seinen Mauern täglich noch fortdauerte.

Mit Mühe arbeitete sich der Fiaker durch die wogenden und schreienden Menschenmassen, dann rollte er am Theater San Carlo vorüber, und wir waren auf der Piazza San Carlo, wo die Toledostraße mündet. Er hielt vor einem modernen, mit Balkons geschmückten Hause. Von allen Balkons wehte die Tricolore. Der Commissionair stieg vom Bocke, sagte mir, daß in diesem Hause die mir angebotene Wohnung sei, und ging in das Haus. Der Lärm und das Geräusch auf dem Platze war noch ärger, wie am Castel nuovo. Das Café de l'Europe, ein Hauptversammlungsort der Garibaldischen Offiziere, war gerade gegenüber. Aus der Toledostraße zog eine Infanterie-Compagnie über den Platz, rothe Blousen, graue Leinwandhosen mit Kamaschen nach Art der piemontesischen Bersaglieri, und rothe, mit den Farben Italiens geschmückte Mützen, lauter kräftige, schöne, junge Leute. Voraus gingen zwei Trompeter, Kinder in den Knaben-

jahren, mit Trompeten, welche so groß waren, wie sie selbst, aber sie bliesen in ihre glänzenden Trompeten mit einem Ernst und mit einer Vehemenz, als gälte es die Mauern von Jericho umzublasen. Ambulante Straßenverkäufer umringten meinen Wagen und schrieen und gesticulirten und boten mir Orangen, Melonenscheiben und Limonienwasser mit einem Eifer und einer Zudringlichkeit an, daß ich mich kaum ihrer zu erwehren vermochte. Dann stieg ein braunes Lazzaronimädchen zu mir in den Wagen. Sie war in ein fadenscheiniges Kattunröckchen gekleidet, ihre Arme und Beine waren nackt, ihre Augen glühten wie zwei Kohlen, wild und ungekämmt hingen die Strähnen schwarzen Haares ihr um das braune, charakteristisch schöne Gesicht. Sie hatte die Hände voll Blumen, Rosen, Camelien und Oleander. Ich sollte alle ihre Blumen kaufen, meinte sie, alle auf einmal. Lachend nahm ich ihr zwei Sträuße rother Rosen ab, da setzte sie sich mir auf den Schoß, legte die Blumen auf den Wagensitz, lachte, streichelte mir das Gesicht mit den braunen Händen und erzählte mir, daß ich „molto bello“ sei, daß ich aber alle ihre Blumen kaufen müsse. Ich sagte ihr, daß ich an den beiden Sträußen genug habe, und schenkte ihr einige halbe Carlins. Da wurde sie böse, sagte, daß ich nicht „molto bello“, sondern „molto brutto“ sei, und sprang mit ihren Blumen wieder auf die Straße. Sie war gerade im Begriff, zum zweiten Male in den Wagen zu klettern, als der Commissionair aus dem Hause kam und mir die Mittheilung machte, daß er die Wohnung gemiethet habe, und ich aussteigen könne.

Als ich mich umgekleidet hatte, ging ich aus, um in den Straßen umherzuschlendern und meine Empfehlungsbriefe abzugeben. Ich trat in das meiner Wohnung gerade gegenüberliegende Café de l'Europe. Das Café de l'Europe ist berühmt geworden in der Erhebung Neapels gegen die bourbonische Regierung. Die erste Tricolore wurde auf seinem Giebel aufgezogen. Während der Monate September bis November war es der Aufenthaltsort der Garibaldi'schen Offiziere aller Waffengattungen und der Fremden, welche Neapel im Rausche der Revolution sehen wollten, um Caffee, Thee und Grog zu trinken, um Eis zu essen, um zu rauchen und um zu conversiren. Die frühere Trattorie hatte der Besitzer gleich nach dem Einzuge Garibaldi's abgeschafft. Er hatte keine Zeit mehr, Beefsteaks und Cotteletts zu braten, Maccaroni zu sieden und Diners zu arrangiren; es war kaum möglich, die Caffeetrinker und die Eisesser zu befriedigen, und auch dies wäre unmöglich gewesen, wenn das Kaffeehaus zehn derartige Zimmer gehabt hätte, wie es nur eins hatte. So war der Raum ein Hinderniß und eine Wohlthat zugleich. Vom Morgen bis zum andern Morgen war das eine, im Erdgeschoß befindliche Zimmer so mit Besuchern angefüllt, daß man stehend die verlangte Tasse Caffee trinken mußte, weil faktisch kein Raum war, einen Stuhl zu stellen, wenn wirklich ein Stuhl vorhanden gewesen wäre. Die beiden auf den Platz hinausgehenden Thüren waren Tag und Nacht geöffnet, weil die Hitze und der Dunst sonst unerträglich gewesen wäre.

Es war noch Vormittag. An allen Tischen saßen Offiziere und Soldaten der Garibaldi'schen Armee, um zu frühstücken. Alle Nationen waren vertreten, Engländer, Deutsche, Franzosen; die meisten Besucher waren natürlich Italiener. Die Garibaldi'schen Uniformen aller Waffengattungen hatten hier ihre Repräsentanten, Infanterieoffiziere in der rothen Blouse, in Leinwandbeinkleidern, welche sich in der Form von Leinwandgamaschen von der halben Wade an auf den Fuß anschlossen, Kavallerie in lederbesetzten Hosen und in kurzen, rothen Röcken; Zuaven mit dem Fez auf dem Kopfe; Manche zeichneten sich durch Eleganz in den Anzügen, indem die Blouse von rother Seide und mit goldenen Stickereien bedeckt waren, aus; hie und da trug einer den weißen Mantel über die rothe Blouse, eine in den italienischen Farben gewirkte Schärpe über die Degenkoppel und die Farben Italiens als Federbusch auf dem rothen, auf allen Näthen mit Gold gestickten Käppi. Die meisten waren schöne und kräftige junge Leute in dem Alter von zwanzig bis dreißig Jahren, Lombarden, Toscaner, Piemontesen, Venetianer und Römer, welche zu Schiff von Livorno und Genua gekommen waren, um unter dem großen Dictator für das einige und freie Italien zu streiten. Da saßen sie und sprachen von den vergangenen Thaten, von den Schlachten bei Milazzo und Catalafimi, von der Landung bei Marsala, von der Einnahme von Palermo, von dem Einzuge in Neapel, von der Belagerung Capua's und von der Freiheit und Größe ihres gemeinsamen Vaterlandes. Es war das junge Italien,

im Glanz der Jugend und männlichen Schönheit, zuversichtlich, siegesgewiß und siegestrunken. Sie hatten Vater und Mutter und die glänzenden Gemächer ihrer Paläste in Florenz, Mailand und Genua verlassen, um das rothe Hemd anzuziehen und den Kreuzzug mitzumachen, den Garibaldi in seinen begeisterten Proklamationen predigte. Da sah ich an einem Tische einen Infanteriekapitain, den ich in Genua unter den Orangenbäumen des Café de la Concorde getroffen hatte, als er gerade im Begriff war, sich nach Sicilien einzuschiffen. Er war früher preußischer Artillerieoffizier gewesen. Mit großer Freude begrüßten wir uns in der heimathlichen Sprache. Er hatte eine der Compagnieen geführt, welche zuerst in Neapel eingezogen waren. „Die Kerle hatten vollkommen den Kopf verloren, diese Offiziere der bourbonischen Truppen," rief er lachend. „Sie feuerten mit ihren Geschützen aus den Forts nur, um uns zu salutiren. Ungefähr dreitausend Mann gingen zu uns über. Belagerungsgeschütz und Feldgeschütz haben wir in Menge vorgefunden. Aber kommen Sie, verlassen wir das Café; es ist hier zu heiß, ich will Ihnen Neapel zeigen, Neapel im Garibaldi-Enthusiasmus."

Wir gingen die Toledostraße hinauf, diese immer pulsirende Ader der geräuschvollen Stadt. Der Lärm, das Gedränge, das Geschrei, das Wagengerassel in der prächtigen Straße waren enorm. Ich habe in London am Strand, der bekanntlich die City mit Westend verbindet, der geräuschvollsten Straße der mächtigen Weltstadt, gewohnt, auch dort war der Lärm oft unerträglich.

Aber es waren murmelnde Wellen eines Baches gegen diese brausenden Meereswogen in der Toledostraße.

„Napolis, von zweien Meeren
Stets betäubt Dich Wogenbrand:
Eins in Dir von Menschenheeren,
Draußen eins an Deinem Strand.
Und die Wog' an Deinem Strande
Brandet so gewaltsam nicht,
Wie die Menschenfluth im Lande,
Die sich in Toledo bricht.“ *)

Die Menschenfluth wälzte sich uns entgegen, wie ein brausender Bergstrom in Hochgebirgsthälern. „Zu gehen ist hier nicht, steigen wir in einen Fiaker,“ rief ich dem Offizier zu, in dem Geschrei auch schreiend, wie Jeder andere.

„Nehmen wir einen Fiaker“, schrie auch er mit einer Stimme, als wenn er mir aus dem Café de l'Europe nach dem Fenster meiner Wohnung an der andern Seite des Platzes zurufen wollte, obschon er dicht neben mir ging.

Die am Kaffeehause aufgestellten Calessari hatten unsere Absichten in unsern Mienen gelesen, und umringten uns mit einem solchen Lärm und Geschrei, daß wir so schnell wie möglich in den nächststehenden Wagen sprangen, um uns vor dem betäubenden Geschrei der übrigen zu retten. Der Kutscher schlug schreiend auf das mit Goldfähnchen und bunten Federbüschen aufgeputzte Pferd und wollte im gestreckten Galopp in das Getümmel hineinjagen. „Lento, molto

*) Rückert's Gedichte.

lento!" schrie ich ihm in die Ohren. Er sah mich staunend an. In Neapel „molto lento" fahren, das, sah ich, war für ihn eine sonderbare Zumuthung. Dreimal setzte er wieder zum Galopp an, dreimal schrie ich ihm von Neuem mein „molto lento" in die Ohren, da bewegten wir uns in die Toledostraße im Schritt hinein.

Es waren erst einige Tage seit dem Einzuge Garibaldi's in Neapel verflossen. Neapel war ganz in Garibaldi-Enthusiasmus aufgegangen. Der Enthusiasmus bei seinem Einzuge, erzählten mir sehr ruhige Leute, übertraf Alles, was selbst die Neapolitaner sich an Enthusiasmus denken können. Und das will viel sagen. Heute war der Rausch in ein ruhigeres Stadium getreten, obwohl er dennoch Alles an politischem Rausch übertraf, was ich in den letzten zwölf Jahren der politischen Bewegung in Europa gesehen. Die Lazzaroni erzählten sich, Jesus Christus sei in Jerusalem nicht hingerichtet worden, sondern seinem Henker entkommen und Garibaldi sei der eigentliche, wirkliche und lebendige Christus. Das ist nicht lächerlich; die Lazzaroni glaubten das wirklich, und, wer die gänzliche Verwahrlosung der letzteren in geistiger und moralischer Beziehung kennt, wird wissen, daß diese Idee wirklich in den Köpfen dieser Armen existiren konnte. Garibaldi war bei ihnen zu einem Begriff geworden, wie die Madonna und der heilige Januarius, der Schutzpatron Neapels. Bei der Nennung des Namens Garibaldi's verklärten sich die braunen Gesichter wie bei der Erscheinung eines Freundes.

Ich fragte die Ruderer meiner Barke, als ich von Sorrento nach Capri fuhr, ob der Schatten des Römerkaisers Tiberius noch in den Ruinen seiner Paläste auf der Insel spucke. Sie wußten nichts vom „imperatore Tiberio“, sie sprachen nur vom „imperatore Garibaldi“, und hielten Garibaldi für ihren einzigen und wirklichen Imperatore. Der Bomba-Enthusiasmus der Lazzaroni wurde im Palazzo reale mit Geld gemacht; er hörte deshalb auch sofort auf, als die Geldspenden ein Ende hatten. Der Garibaldi-Enthusiasmus war nicht gemacht; er entstand aus dem Gefühl für Freiheit und Unabhängigkeit, welches auch in den Herzen von Sclaven nie erlöschen kann, und aus Bewunderung für die großen und seltenen Eigenschaften dieses seltenen Mannes. Einige Tage nach meiner Ankunft in Neapel wurde von den Garibaldi'schen Soldaten eine große Summe aufgefangen, welche Agenten des Königs aus dem Palazzo reale heimlich zu Schiff nach Gaeta schaffen wollten, es war über eine Million Piaster. Die Stadt Neapel bot diese Summe dem Befreier Süd-Italiens als ein persönliches Geschenk an. Garibaldi schlug das Geschenk natürlich aus und gab es dem Lande. Zwanzig mir ganz unbekannte Menschen erzählten mir die Geschichte auf der Straße. Ich kannte keinen von ihnen; sie erzählten es mir im Drange sich mitzutheilen, wie sie es vielleicht zehn Andern erzählten; sie erzählten es mir im Enthusiasmus für Garibaldi, mit blitzenden Augen, feurigen Herzens, mit Händen und Füßen gesticulirend. Ein Mann schlug eine Million aus! Sie konnten

diesen Gedanken nicht fassen; er stieg ihnen zu Kopfe, er berauschte sie, wie der Lacrymä Christi, der auf den Rebenhügeln des feuerspeienden Berges wächst. Sie hatten unter ihren Beamten und Generalen nur Lumpengesindel gesehen, denen die Leidenschaft des Stehlens und des Betrügens zur andern Natur geworden war, einen Filangieri, einen Ajossa, einen Maniscalco, einen Salzano, welche in wenigen Jahren sich Majorate und Herzogthümer zusammenstahlen. Und jetzt schlug ein armer Mann, der factisch Herr des ganzen Königsreichs beider Sicilien war, eine Million aus! Es war der größte Fehler, den die Regierung Cavours gemacht hat, die Statthalterei Garibaldi's in Süd-Italien aufzuheben. Ich glaube, niemals war ein Mensch in der Welt so populär, wie Garibaldi in Süd-Italien.

Aber endlich fahren wir in die Toledostraße, lento, molto lento, wie unser Kutscher endlich begriffen hatte. Die etwas ansteigende Straße bot einen glänzenden Anblick. Alle Häuser waren von der Erde bis zum Giebel mit italienischen Fahnen geschmückt; ich sah Häuser, in denen kein Balcon und kein Fenster ohne Fahnenschmuck war, viele Fahnen trugen das savoyische weiße Kreuz in der Mitte, manche waren von Seide und von enormer Größe. In den Seitenstraßen, welche bei der bergigen Lage der Stadt stark ansteigen, gruppirten sich die Fahnen übereinander zu besonders schönen und farbigen Bildern. Das ganze neapolitanische Leben schien sich in der Toledostraße zu concentriren. Hart an den Häusern kauerten Verkäufer der buntesten Früchte

auf den schmalen Trottoirs; Geldwechsler saßen an ihren kleinen Tischen, auf denen Säulchen von Kupfergeld aufgethürmt waren; neben ihnen standen Wasserhändler vor ihren grell aufgeputzten Gestellen mit Miniatur-Springbrunnen, aufgespeicherten Limonen, Fahnen von Flittergold, Gläsern und Flaschen, und rüttelten unabläßig an den zwei schwebenden Holzcylindern voll Eis und Wasser. Dazwischen wanden sich unzählige Verkäufer der verschiedensten, in Körben und Kästchen getragenen Dinge, von Schwefelfäden und süßem Gebäck aufsteigend bis zu antiken Münzen und geschnittenen Steinen, alle beeifert, mit unverwüstlicher Stimme und den kühnsten Hyperbeln ihre Waaren jedem Vorübergehenden anzubieten und anzupreisen. „Blumen, wunderschöne Blumen!" schrie der Eine, „Kirschen," schrie ein Anderer, „so groß, daß sie nicht auf einmal in den Mund gehen!" „Wachtelschenkel", rief ein Dritter, „Wachtelschenkel!" und verstand darunter, mit einer ceremoniell gewordenen Metapher, wälsche Nüsse. Seit drei Tagen war ein ganz neues Element in dieses Straßenleben hinein gekommen, ein Element, wovon Neapel während den letzten zwölf Jahren nur noch eine Erinnerung hatte, der Verkauf und die Ankündigungen von Zeitungen und Journalen, von Extrablättern und Straßenliterarur. Die Presse war seit drei Tagen in einem Wachsthum, von dem das Jahr 1848 keine Ahnung hatte; nicht täglich, stündlich erfolgte die Ankündigung neuer Zeitungen und Journale; den ganzen Tag regnete es Extrablätter. Neben den Wechslertischen, neben den Limonadefässern

und bunten Gestellen mit Pfennigkram waren kleine Buden aufgeschlagen, von denen die neue Speise mit unaufhörlichem Geschrei ausgeboten und verschlungen wurde: Gespräche Garibaldi's mit dem König Bomba und dem König Bombino, ein Garibaldi-Credo, die Garibaldihymne, Todtenfeier und Erinnerungsblätter an Felix Orsini. Da wurde ein neues Placat an die Straßenecken angeschlagen und mit einem allen andern Lärm momentan übertäubenden Geschrei ausgeboten. Es war Garibaldi's Aufruf an die guten Priester. Der Verkehr auf dem Trottoir stockte, hundert Personen drängten sich an der Ecke, um Garibaldi's Aufruf an die guten Priester zu lesen. Ein junger Mann in der Zuavenuniform stieg auf einen Tisch, und las es mit einer Stimme vor, die auf einen kurzen Raum den ganzen Straßenlärm übertönte. Unser Fiaker hielt, und wir hörten:

„An die guten Priester."

„Welches die Zukunft Italiens sein möge, wie immer das Schicksal über dessen Loos entscheide, der Klerus macht heute gemeine Sache mit unsern Feinden, und besoldet fremde Soldaten, um die Italiener zu bekämpfen. Er wird von dem Fluch aller kommenden Geschlechter verfolgt sein."

„Doch tröstet es wahrhaft, daß man in Sicilien die Priester an der Spitze des Volkes gegen die Unterdrücker marschiren sah. Man darf glauben, daß die wahre Religion Christi noch nicht untergegangen ist."

„Die Guzmaroli, Hugo Bassi, Venuta und Bianchi nd noch nicht alle todt, und an dem Tage, an welchem

das Beispiel dieser Märtyrer, dieser Helden der nationalen Sache, Nachfolger findet, wird der Fremde aufhören, den Boden unseres Vaterlandes niederzutreten, der Herr unserer Söhne, unserer Weiber, — unser Herr sein."

„Priester von Neapel, warum legt ihr die Hände in den Schooß, warum thut ihr nichts für die Befreiung Italiens? Gedenket der tapfern Priester in Sicilien, welche ihr Blut und ihr Leben für Italien geopfert haben, und handelt. Seid nicht träge und saumselig und gedenket der Freiheit Italiens."

„Ganz Garibaldi," schrie ich meinen Freunden zu, meinen Mund an sein Ohr legend, denn ein so donnerndes „Evviva Garibaldi!" beendigte die Vorlesung, daß es jeden anderen Ton verschlang.

Im Schritt bewegten wir uns weiter aufwärts. Das Gewühl in der Mitte der Straße wurde immer größer. Gärtner aus der Umgegend drängten sich mit ihren Eseln durch die Menge. In breiten Bastkörben waren die dunklen Broccoli, die violetten Eierfrüchte der Molegnani, die spitzen Schoten der Peperoni und die zarte Lattuga zu beiden Seiten des Thieres hoch aufgeladen. Mitten in dem Gewühl, ungestört durch Lärmen und Stöße, hielt das geduldige Thier an, und aus dem fünften Stock eines Hauses glitt an langer Schnur ein Körbchen mit einigen Kupfermünzen hinab, und schnellte einige Minuten später, mit den begehrten Gartenfrüchten gefüllt, wieder empor. Zwischen den kleinen, mit Vergoldung und grellen Farben bedeckten Wagen, in denen immer nur zwei Personen Platz

hatten, fuhren oft zuweilen wunderbar altmodische Wagen mit Sitzen, buntgemalten Großvaterstühlen vergleichbar. Sie ruhten auf zwei hohen Rädern. Eigentlich hatten auf dem Sitz nur zwei Personen Platz; aber sie waren auf das Künstlichste mit sechs, acht und zehn Personen bepackt, welche der Fuhrmann im Vorüberfahren aufgeladen hatte, und gegen Zahlung irgend einer kleinen Kupfermünze mitnahm. Sie standen auf dem Wagentritt, auf der Deichsel, auf dem Hintergestell, auf allen Punkten des Wagens, wo irgend Platz für zwei Füße zu finden war. Dann kamen wir an einem großen palastähnlichen Gebäude vorbei, welches eine Ecke der Straße bildete. Vor dem Eingangsthor, zu dem einige Stufen hinanführten, standen Nationalgarden und Garibaldische Ordonnanzoffiziere. „Hier ist der Palazzo d'Angri, die Wohnung Garibaldi's," sagte Herr v. O., „der General ist seit gestern zu Schiff verreist, wohin, weiß, wie gewöhnlich Niemand, sonst könnten Sie sofort aussteigen und sich durch irgend einen der dienstthuenden Offiziere vorstellen lassen."

Die Straße Toledo wurde nun breiter, der Lärm, das Gewühl, das Geräusch schien aber trotzdem immer noch im Wachsen begriffen. Rechts erhob sich ein imposanter Palast, die Fronte nach einer breiten Seitenstraße gewendet, welche abwärts führte. „Ferma!" rief Herr v. O. dem Kutscher zu. Der Wagen hielt wenige Schritte von dem prächtigen Eingangsthor. „Steigen wir auf eine Viertelstunde aus, der Palast ist das museo borbonico." „Sie wollen mir doch heute nicht die Schätze des untergegangenen Pompeji

zeigen, mein Freund? Ein anderes Mal. Ich bin, wie Sie wissen, seit zwei Stunden in Neapel, und muß heute sehen, welches Gesicht Neapel drei Tage nach dem Einzuge Garibaldi's hat."

„Sein Sie unbesorgt. Was Sie sehen sollen, ist ein Stück der Revolution. Sie wissen, Garibaldi hat seinen Freund Alexander Dumas zum Director des Museo borbonico ernannt, welches übrigens seit drei Tagen den Titel eines Nationalmuseums führt, und die erste Amtshandlung des neuen Directors soll heute Morgen ausgeführt werden. Sie schlägt der ganzen Prüderie, welche am Hofe des Königs beider Sicilien zur Schau getragen wurde, in's Gesicht, und besteht darin, den Statuen die Feigenblätter abzunehmen und die verschlossenen Cabinette zu öffnen, welche kein sterbliches Auge seit dreißig Jahren gesehen hat. Selbst den fremden Souverainen, welche Neapel besuchten, hat der Re Bomba diese Cabinette nie geöffnet. Steigen wir aus."

Wir stiegen die breite Treppe hinauf und betraten eine hohe, mächtige Halle, in deren Grunde sich die Treppen erhoben, welche nach den oberen Stockwerken führten. Das prächtige Gebäude wurde vom Vicekönig Prinz de Castro, Graf von Lemos, nach der Zeichnung Fontana's erbaut und im Jahre 1616 von seinem Sohne Pedro de Castro als Universität eröffnet. Als König Ferdinand der Erste die Universität nach dem Castel vecchia verlegte, wurde es zum Königlichen Museum bestimmt, in dem man die zu Minturnä (Capua), Herculanum, Pompeji, Stabiae, Nocera,

Nola und Paestum gefundenen Alterthümer und später noch die Gemäldegallerie vom Capo di Monte vereinigte. Die Kunstsammlung ist die bedeutendste und umfangreichste Italiens. In der hohen Halle standen Kolossalstatuen von Alexander Severus, der Flora und des Genius von Rom; die Statue der Urania war im Theater des Pompejus zu Rom gefunden. Rechts waren die Säle der antiken Wandgemälde und Mosaiken, der antiken Marmorwerke und der ägyptischen Alterthümer, links die Säle für die antiken Bronzestatuen und der Inschriften mit der berühmten Gruppe des Toro Farnese.

Wir stiegen die weiten Marmortreppen im Grunde der Halle hinauf. Auf der ersten Abtheilung derselben stand eine Kolossalstatue des Königs Ferdinand des Ersten, des Gründers des Museums, von weißem Marmor in altgriechischer Tracht. An den Sälen, in denen die Vasen und die kleinen Bronzen aufgestellt waren, vorübergehend, kamen wir zu einer kleinen gewölbten Thüre. „Hier ist das cabinetto riservato, worin die schönsten Statuen des Alterthums fünf und zwanzig Jahre lang eingemauert waren," sagte Herr v. O., „sehen Sie, die Thüre ist wahrscheinlich so eben geöffnet worden, da sind noch die Stücke des Wappensiegels der Bourbons, welches die Thüre verschloß."

Wir traten ein. Was sahen wir? Der Anblick war komisch und hatte doch zugleich auch etwas trauriges. Wir standen in einem Gemache, welches bei einer Breite von vielleicht sechs Schritt, eine Länge von einigen zwanzig Schritten hatte. Das gewölbte Fenster war

vermauert gewesen. Die Vermauerung war zur Hälfte heruntergeworfen und ein Theil der Mauersteine und des Mauerkittes lag noch auf dem Boden. Das Licht fiel durch den oberen, jetzt geöffneten Theil des Fensters, und beleuchtete fünf und zwanzig der schönsten Gruppen und Statuen des Alterthums, welche ich jemals gesehen habe. Die Statuen standen an den Wänden entlang, ganz eng an einandergedrängt, nackte weibliche Figuren von außerordentlicher Schönheit und einer wahrhaft plastischen Vollendung in ihren Formen, die Gruppen standen in der Mitte. Der enge Raum, die kahlen, ganz schmucklosen Wände, das Aermliche in der ganzen Umgebung, das halbvermauerte Fenster machten gerade im Kontrast mit so viel Schönheit einen außerordentlich trüben Eindruck. Es war die Schönheit und plastische Vollendung des Alterthums im Kerker. Staunend und tief ergriffen blickten wir eine Zeit lang die Statuen und uns selbst an. Der Himmel war gegen Mittag ein wenig bewölkt geworden. Jetzt trat die Sonne zwischen den Wolken hervor, und schien hell und warm in das enge Gemach. Die Statuen waren wie in Licht getaucht, die wunderbar schönen Glieder schienen aufzuleben in diesem warmen, vollen Sonnenschein; der Funke des Prometheus hauchte ihnen Leben und Bewegung ein — es war mir, als wenn diese Götterbilder von ihren Piedestalen herabstiegen und auf uns zuschritten; der halb zurückgebogene Kopf der Römerin, welche das Gewand aufhebt, und welche man fälschlich für eine Venus gehalten hat, blickte uns mit so sinnlicher Anmuth an, ein so liebliches Lächeln erschien auf diesen

bildschönen Zügen, daß Hr. v. O. ganz entzückt in die Worte ausbrach: „Haben Sie jemals eine solche Schönheit auf dem Antlitz eines sterblichen Weibes gesehen?“ Dann lächelte der Jüngling, den der Satyr halb umschlingt, es war ein Lächeln verschämter Sinnlichkeit, und die Venus von Capua blickte uns voll, warm und üppig an. Es wurde mir zu warm in dem engen kahlen Raum. Ich mußte hinaus. Wie war es möglich, die Prüderie so weit zu treiben, so viel Schönheit und Anmuth ein Vierteljahrhundert dem allgemeinen Anblick zu entziehen! Nur eine einzige von diesen Statuen und eine einzige Gruppe eignete sich gerade nicht für eine öffentliche Ausstellung; alle anderen konnte nur die Prüderie des Hofes der Bourbonen, welche die Ballettänzerin in grünen Hosen kleidete, in diesen Kerker verbannen. Man konnte selbst vom Standpunkt einer streng moralischen Anschauung ihnen nur einen einzigen Vorwurf machen, den Vorwurf, daß sie vollkommen nackt waren und weder Hemde noch Crinoline trugen.

Durch lange Corridore und hohe Hallen kamen wir zu den Cabinetten, in denen die pompejanischen Wandgemälde, welche nach der Anschauung des Re Bomba einen unsittlichen Character trugen, verborgen waren. Auch hier waren die Siegel der bourbonischen Regierung vor wenigen Stunden abgenommen. Die Thüren standen offen; in den Cabinetten war Niemand. Wir traten zuerst in ein großes, halbdunkles Gemach. Die Fenster waren vermauert gewesen, wie in dem Cabinet der Statuen. Ein Theil der Vermauerung

war herunter gebrochen, und das Sonnenlicht beleuchtete seit fünf und zwanzig Jahren zum ersten Mal Titianische Gemälde, denen vom moralischen Standpunkte wiederum kein Vorwurf zu machen war, als daß sie nackte weibliche Figuren und nackte weibliche Gruppen darstellten. Zwei kleinere Cabinette waren in derselben Weise vor den Augen der Sonne und der Menschen verwahrt, wie der größere Raum, in denen Titians Meisterwerke hingen. Die Wände waren ganz mit Gemälden bedeckt, welche aus den Schlafzimmern der Häuser in Pompeji genommen und hierher gebracht waren. Die verschiedenen Gemächer in den Häusern in Pompeji waren bekanntlich ihrem Gebrauch gemäß decorirt. In den Speisesälen fand man die Wände mit Malereien geschmückt, welche Früchte, Blumen und Collationen der verschiedenen Speisen darstellten. Die Wände der Schlafzimmer zierten Scenen der Liebe und weibliche Figuren. In den Zeiten des Verfalls des Römerreiches, als schrankenlose Ueppigkeit und maßlose Schwelgerei an die Stelle der alten Sitteneinfalt und Strenge der moralischen Anschauung getreten waren, hatten auch in dieser Richtung maßlose Begierden Platz gegriffen, und der menschliche Geist hatte sich in Regionen verirrt, welche die Strafgesetzbücher der modernen Zeit als grobe Verbrechen gegen die Sittlichkeit mit enormen Strafen bedrohen. Alle diese Dinge waren auf diesen den Schlafgemächern von Pompeji entnommenen Bildern dargestellt. Sie waren sämmtlich der Art, daß sie unmöglich in einer öffentlichen Ausstellung der modernen Zeit Platz finden konnten. Es war das

erste und einzige Mal, daß ich einer Regierungsmaßregel der Bourbonen meine Billigkeit nicht versagen konnte und durfte. Ein Custode, der hinzu kam, sagte uns, daß diese Cabinette wieder verschlossen und nur auf Wunsch bestimmter Personen gezeigt werden sollten.

Es war drei Uhr Nachmittags. Der Custode erinnerte uns, daß die Säle des Nationalmuseums für heute geschlossen würden. — „Gehen wir wieder auf die Straße, Capitain", sagte ich zu Herrn v. D., „und sehen wir uns nach den Statuen und Bildern der Römer Neapel im Herbst 1860 von Neuem an." Wir stiegen die Marmortreppe hinab, an der Colossalstatue König Ferdinands vorüber, und betraten von Neuem die Toledostraße. Die Straße hatte während der Zeit, wo wir im Museum waren, ein anderes Kleid angezogen; sie war im Festgewand. Jedes Fenster, jeder Balcon war jetzt mit Fahnen und mit bunten Teppichen und Draperien geschmückt. Zwischen den Fahnen Italiens wehten die französische Tricolore und die Fahnen Englands. Alle Fenster, alle Balcone waren mit Zuschauern besetzt, neben denen Körbe mit Blumen standen. Auf vielen Balconen waren die Frauen in weißen Kleidern, Kopf und Brust mit Blumen und Bändern geschmückt, welche in ihrer Zusammenstellung die Farben Italiens repräsertirten.

Eine enorme Volksmenge stand zu beiden Seiten auf den Trottoirs Kopf an Kopf, der mittlere Raum der Straße war frei, alle Wagen hatten sich entfernt. Mit Mühe fanden wir an der Ecke des Museo Borbonico soviel Platz, um unsere Füße zu stellen. Wir

blickten abwärts und überschauten den ganzen Weg bis zum Café de l'Europe. Die Fahnen, die Drapperieen, die Teppiche in den Fenstern, die Blumen, die zahllose Menschenmenge boten dem Auge ein prächtiges und schönes Ensemble. „Was soll denn hier vorgehen Capitain," fragte ich den Offizier, der sich an den äußersten Rand des Trottoirs drängte.

„Ach ja, ich hatte vergessen, es Ihnen mitzutheilen, vor einigen Stunden sind zwei Tausend Mann unserer Truppen aus Messina gelandet, sie haben sich auf dem Platze vor dem Schlosse aufgestellt und werden durch die Toledostraße ihren Einzug halten. Da kommen sie schon? Sehen Sie, oder hören Sie vielmehr?"

Da, wo die Toledostraße auf der Piazza San Carlo mündet, füllte sich der mittlere, freie Raum mit rothen Uniformen. Alles leuchtete dort unten von Roth und Gold. Die Strahlen der Nachmittagssonne funkelten auf blitzenden Bajonneten und blinkenden Gewehrläufen. Die Wolken des Vormittags hatte der Wind verweht; die Sonne von Neapel leuchtete an dem tiefblauen Firmament wieder in ihrer ganzen Pracht und Herrlichkeit. Sollte der Himmel von Neapel nicht den Tag feiern, wo die Befreier Siciliens seine prächtigen Straßen durchzogen? Ja, der Himmel und die Menschen vereinigten sich in dieser Feier! Wogen von Beifallsklatschen, Evvivarufen und Bravo's wälzten sich die Straße hinauf, eine Woge die andere einholend, sie überbrausend und überstürzend, wie das Meer, wenn es an den Felsenküsten der campanischen Inseln brandet. Der tausendfache Ruf „Evviva Garibaldi, evviva

l'Italia!“ mischte sich unaufhörlich mit dem Beifallsklatschen und mit den Klängen der Musik der heranziehenden Regimenter. Je näher sie kamen, desto stärker brausten die Wellen von Musik und Geräusch zu uns hinan; bald wogte die ganze Straße vom Palazzo Borbonico bis zum Piazza San Carlo wie ein brausendes Meer. In Mittel-Italien hatte ich während der letzten Monate manchen Tagen voll Enthusiasmus und Begeisterung beigewohnt; ich hatte Genua, Mailand, Florenz, Pisa und Livorno in der Siegesfreude und im Siegesjubel gesehen. Was ich heute sah, übertraf alles Vorangegangene, übertraf alle meine Erwartung. Wo der Vesuv seine Feuerwolke zum Himmel sendet, wo der rothe Thränenwein neben den glühenden Lavafeldern wächst, da rollt das Blut heftiger und schneller in den Adern der Menschen, als in dem stilleren und friedlicheren Toscana, als bei den finsteren Lombarden und bei den kühleren Piemontesen. Es war eine wunderbar große und imposante Huldigung. Jetzt waren die ersten Colonnen herangekommen. Ein Blumenregen fiel von den Balconen und aus den Fenstern auf sie nieder, eine Wolke von Beifallsklatschen und Evvivarufen umhüllte sie, die Sonne überschüttete sie mit ihren strahlendsten, blendendsten Lichtern, tausende von schönen Händen streckten sich nach ihnen aus und winkten ihnen mit den weißen Tüchern das Willkommen! Und sie! Wie sahen sie stolz und prächtig aus, die Streiter Italiens aus Venetien, aus der lombardischen Ebene, aus den toscanischen grünen Bergen und von den Höhen der Romagna; wie glühte die Freude und der Sieg

auf ihren gebräunten, kriegerischen Zügen, in ihren dunkeln Augen! In Reihen zu zwölf Mann marschirten sie heran in den rothen Hemden, die Farben Italiens an den rothen Mützen und auf der tapferen Brust, die mit den Medaillen der Schlachten von Palermo und Milazzo geschmückt war.

Zuerst kam die Infanterie, durchweg gut montirt und ausgerüstet, alle mit neuen Gewehren bewaffnet, deren blankgeputzte Läufe in der Sonne funkelten, junge, kräftige Leute, meistens in dem Alter von zwanzig bis fünf und zwanzig Jahren, Manche waren noch sehr jung und hatten kaum das sechszehnte Jahr überschritten. Jetzt wechselte die Musik des ersten heranziehenden Regiments. Die Trompeten schmetterten, die Trommeln brausten, ich hörte wieder die erschütternden Klänge des „All armi, all armi!“ „Zum Kampf, zum Kampf,“ welche ich in der dreitausendjährigen Etruskerstadt in den Appeninen, welche ich durch ganz Italien gehört hatte. Sie machten heute in diesem Siegesrausch, in diesem Freudenjubel des befreiten Neapel eine ganz erschütternde Wirkung auf mich. Nun wechselte die Musik auf der ganzen Linie der heranziehenden Regimenter, die Trompeten riefen, die Trommeln wirbelten, das „Zum Kampf, zum Kampf“ erklang die ganze Toledostraße hinauf. „Zum Kampf, zum Kampf“ rief es von den Balkonen und aus den Fenstern, „zum Kampf, zum Kampf“ sangen die vielen Tausende, welche Kopf an Kopf dicht an einander gedrängt auf den Trottoirs standen. Nun begann unter den berauschenden Klängen der Musik, unter dem Beifalls-

klatschen und Evvivarufen die Infanterie im Vorbeimarsch den Gesang der Alpenjäger anzustimmen, und von den Balkonen, aus den Fenstern, aus der Menge auf der Straße brauste die Garibaldihymne:

Die Heimath der Blumen, der Kränze, der Lieder
Soll werden zur Heimath der Waffen nun wieder;
Die Fessel soll springen, die lang uns gekettet,
Die Freiheit, die Ehre sei wieder gerettet!
Der Fluch von Legnano, jetzt sei er gebrochen
Durch ihn, der das Bannwort der Freiheit gesprochen;
Mit ihm hin nach Rom, Italien im Herzen,
Mit Fackeln und Bränden und Schwertern von Erzen.
Herbei mit den Fahnen von Süden und Norden
Bis frei von den Fremden Italien geworden!

„Das sind die Compagnieen, die bei Milazzo fochten, meistens Lombarden und Venetianer,“ sagte der Capitain, „sie haben sich vorzüglich geschlagen, mit einem bewundernswerthen Feuer. Nachdem sie zweimal gefeuert hatten, gingen sie, trotz allem Commando, sofort zum Bajonnetangriff über, und warfen unter dem Ruf: „Evviva Garibaldi!“ Alles vor sich nieder.“

Eine Compagnie Infanterie marschirte vorbei, deren Soldaten sich durch Gesichtsausdruck und Körperbildung von der ersten Abtheilung sehr unterschieden. Sie waren kleiner, zarter gebaut, ihre Züge trugen nicht den finstern und kriegerischen Ausdruck; aber sie erschienen beweglicher und lebendiger.

„Alles Romagnolen,“ sagte der Capitain, „sehr tapfere Leute, Niemand hat ihnen die Energie zugetraut, mit der sie sich schlugen.“

„O, ich habe sie auf dem Exerzierplatze in Genua

gesehen; ich wunderte mich über den Eifer und über die Unermüdlichkeit, mit der diese kleinen Kerle die Handgriffe lernten. Schon damals sagte ich, sie werden sich vortrefflich im Feuer benehmen."

Die Zuaven begannen den Vorbeimarsch. Sie marschirten im Geschwindschritt. Alle sehr kräftige und muskulöse Gestalten. Die Musik ging in ein rascheres Tempo über:

Laßt schweigen die Lippen, laßt sprechen den Degen,
Dem Feinde, dem Siege, dem Ruhme entgegen!
Vom Blute der Märtyrer raucht unsere Erde,
Wir schleifen das Schwert auf dem heimischen Heerde,
Wir schleudern den Pechkranz aus heimischen Feuer,
Wir kämpfen für Alles, was heilig und theuer.
Italiens Städte, die hundert, die schönen,
Sie werden befreit von den kämpfenden Söhnen.
Herbei mit den Fahnen von Süden und Norden
Bis frei von den Fremden Italien geworden!

Das Beifallsrufen, die „Bravo's", die „Evviva's" wurden immer enthusiastischer. Ich dachte an Deutschland, an die kühlen, ruhigen Menschen im Norden, an die matten Ovationen im Jahre 1848, welche einige ruhig gesprochenen Worte irgend eines beliebten Volksredners beschwichtigen konnten, an die sogenannte Aufwiegelungs- und Abwiegelungstheorie, an die einzig in der Weltgeschichte dastehende Theorie des „passiven Widerstandes", welche die Stadt der Intelligenz an der Spree erfand und unter dem Gelächter des südlichen und westlichen Europa in Scene setzte. Ich war damals in Paris, und genirte mich zuweilen, den ungarischen und italienischen Flüchtlingen zu erzählen,

daß ich aus dieser nüchternen und kühlüberlegenden Stadt sei. „Capitain!“ rief ich lachend, „was meinen Sie von unserem passiven Widerstand in Berlin im Jahre 1848, wenn die ruhmvollen Erfinder dieser neuen Theorie diesen Enthusiasmus sehen könnten, was würden sie sagen?“

„Vielleicht würden sie traurig sein, wie ich es jetzt bin; auch ich dachte eben an Deutschland; aber sie würden nicht mehr vom Untergang der romanischen Völkerschaften schwatzen.“

„Ach was, wir wollen nicht an Deutschland denken. Machen Sie kein trauriges Gesicht! Am Ende reden Sie mir hier noch in der Toledostraße vom Churfürstenthum Hessen und von Schleswig-Holstein. Evviva l'Italia! Rufen Sie Evviva Garibaldi!

Die Musik ging in ein langsameres Tempo über. Die besten Compagnieen der Garibaldischen Armee marschirten heran, kräftige, ältere Leute, Alpenjäger, welche im Feldzuge von 1859 gefochten, welche den Donner der Kanonen von Solferino gehört hatten. Fast Alle waren mit der Medaille geschmückt, welche der König von Italien, den Garibaldi seit zwei Tagen in der Ueberschrift aller seiner öffentlichen Erlasse und officiellen Verfügungen als „Vittorio Emanuele, re d'Italia“ proclamirte, gestiftet. Der Enthusiasmus wogte, wie die Wogen des mittelländischen Meeres, wenn sie im Sturm an die Felsenküsten der campanischen Inseln brausen, als sie im Vorbeimarsch sangen:

Neapel, nun hebe Dich hoch aus dem Staube,
Mit Lorbeer umkränzt, Deinem glorreichen Laube,
Du Königin der Städte, die jene Verruchten
Mit Folter und Henker zu knechten versuchten!
Sie wollten die Stätte des Genius verheeren,
Wir heben auf's Neue den Schild seiner Ehren,
Wir halten ihn hoch gegen Söldner und Schergen,
Es ist vor dem rächenden Blitz kein Verbergen!
Herbei mit den Fahnen von Süden und Norden
Bis frei von den Fremden Italien geworden!

Eine Abtheilung Nationalgarden schloß den Zug. Das Straßenpflaster glich einem Blumenteppich. Das tägliche Leben mit seinen schreienden Menschen, mit seinen pfeilschnell sich fortbewegenden Calessari, mit seinen ambulanten Straßenausrufern und Händlern, mit seinen Bettlern und halbnackten Lazzaroni's, mit seinen mit Früchten und Blumen hochbeladenen Eseln strömte von allen Seiten in die prächtige Straße hinein, und hatte sie in wenigen Minuten wieder gefüllt. Aus der Ferne, vom Museo Borbonico her, klangen noch die Töne der aufregenden Musik und des begeisternden Gesanges der Alpenjäger. Wir drängten uns neben den Zeitungsbuden und Bettlern auf den schmalen Trottoirs durch die Menschenmenge, um nach dem Platze vor dem Schlosse zu kommen, von wo die Truppen die Toledostraße hinaufmarschirt waren. Ein neues Decret des Dictators beider Sicilien wurde soeben an die Mauer geschlagen und durch die ganze Straße ausgerufen. „Italia e Vittorio Emanuele, re d'Italia e Garibaldi, il dittatore dell Italia meridionale", lautete die Unterschrift: „Im Namen Italiens, Victor Emanuels,

Königs von Italien, und Garibaldi's, des Dictators von Süd-Italien!" Das Decret forderte alle Diejenigen, welche wegen ihres Liberalismus in den Jahren 1848 bis zum 1. September 1860 ihrer Stellen entsetzt sind, auf, sich zu melden, um diese Stellungen wieder einzunehmen oder Pensionen zu empfangen. — Auf dem „Largo del palazzo", auf dem schönen, großen, zur Hälfte mit einer Säulencolonnade umgebenen Platze, vor dem königlichen Schlosse drängten sich Tausende von Menschen. Auf den Stufen der Treppe, welche zu der Colonade aufwärts führt, stand ein hagerer Mann mit energischen Zügen, in das rothe Hemd der Garibaldischen Truppen gekleidet. Er hielt ein Cruzifix in der Hand und sprach in feurigen Worten zu der, seine improvisirte Tribüne umgebenden, aufgeregten Menge. Es war der bekannte Kaplan Gavazzi, der vor mehreren Jahren als Flüchtling in England seine donnernden Reden gegen das Papstthum schleuderte. Am andern Tage war die Jahresfeier, wo das Blut des Schutzpatrons von Neapel, des heiligen Januarius, flüssig werden sollte. Der Jahrestag ist ein Ereigniß in der neapolitanischen Geschichte, und ein großer Theil der Bevölkerung Neapels, besonders die Bewohner der alten Stadt, ist auf das Flüssigwerden des Blutes sehr gespannt. In den Händen der Priester liegt es, ob das chemische Mittel, dessen Zusammensetzung mir der Apotheker der preußischen Gesandtschaft, Herr Berncastel, erklärte, flüssig werden soll oder nicht. Wird das Blut nicht flüssig, so bedeutet das, daß der große Heilige mit den Zuständen höchst unzufrieden ist, und

daß das kommende Jahr für das Land Elend und Unglück bringen wird. Nur ein geringer Theil der Priester war dem großen Dictator und der Befreiung Süditaliens von der Herrschaft der Bourbonischen Königsfamilie zugethan. Der Re Bomba und die Priester waren dicke Freunde. Die Herrschaft des Einen ergänzte und stützte die Herrschaft der Andern. In den Kirchen hing das Bild des Königs neben dem Hochaltar. Die ganze arme und geringe Bevölkerung war in den Händen der Priester. Der Erziehung des Lazzaroniknaben, der in einem schmutzigen Winkel geboren wird, nahm sich nur der Priester an. Er belehrte ihn über die Jungfrau Maria und über den König von der heiligen Jungfrau Gnaden, erzählte ihm Wunder und Heiligengeschichten, lernte ihn den heiligen Januarius und noch ein halbes Dutzend andere Heilige kennen, und damit war die Erziehung des armen Lazzaroniknaben vollendet. Von Gott und Jesus Christus war nur so nebenbei die Rede. Der König, die Jungfrau Maria und der heilige Januarius! Die andern waren sämmtlich Dii minorum gentium. Es war der revolutionairen Regierung natürlich Alles daran gelegen, daß das Blut des Heiligen am andern Tage flüssig werde. Deshalb predigte heute der Kaplan Garibaldi's, der berühmte Kämpfer für die Erlösung von der Knechtschaft der Geister, der Pater Gavazzi im rothen Hemd, das Cruzifix in seiner nervigen Hand, welche auch den Säbel zu führen versteht. Darum schenkte er den Priestern heute ganz klaren Wein ein, und sagte ihnen, was ihrer morgen warte, wenn sie

den Heiligen nicht so behandelten, daß er morgen keine Umstände mit seinem Blute in der gläsernen Phiole mache. Deshalb sprach er am Schluß seiner feurigen Rede von den Bajonnetten und Kanonen der Alpenjäger. „Das Blut wird und muß morgen flüssig werden,“ rief er, und streckte sein Cruzifix mit einer drohenden Bewegung gegen den ehemaligen Palast der Könige beider Sicilien aus — „oder Garibaldi wird es flüssig machen!“ Rechts nnd links neben ihm standen die Colossalstatuen der Könige Carls des Dritten und Ferdinands des Ersten, beide Könige hoch zu Roß. Die erstere war ein Meisterwerk Canova's, die andere Antonio Cali's. Righetti hatte sie in Erz gegossen. Sie sahen nichts von der aufgeregten Menge, sie sahen auch den Pater Gavazzi nicht, den berühmten Kaplan im rothen Hemd, die ehernen Königsbilder auf ihren stolz ausschreitenden Pferden. Vom Kopf bis zu den Hufen ihrer Pferde waren sie in grauleinenes Segeltuch gehüllt. Nur das Wogen des Garibaldiberauschten Neapels schlug durch das graue Segeltuch an ihre ehernen Ohren, welche das schmerzliche Stöhnen der gefolterten und systematisch depravirten Unterthanen niemals hatten hören wollen! —

Und am Abend! Da strahlte Neapel im Lichterglanz, da war der Abend in den Tag verwandelt. Alle Fenster, alle Balkone waren mit farbigen Lämpchen bedeckt, zwischen denen Gassterne und Gassonnen lange Lichtreflexe über die wogenden und geräuschvollen Straßen warfen. In den Häusern und Hütten der alten Stadt, wo die Lazzaroni wohnen, war kein Fenster dunkel.

Garibaldi's Bild hing in allen Stellungen und Gestalten in den glänzend erleuchteten Schaufenstern. Ueberall die rothen Uniformen im Café, im Restaurant, auf der Straße, im Theater, im Wagen. Der Lärm, das Gewühl, das Geräusch schien sich verdreifacht zu haben. Neue Decrete Garibaldi's, unter ihnen ein weiteres Decret gegen die Priester wurden in den Verkaufsbuden ausgerufen. „Im Namen Italiens, Victor Emanuels, des Königs von Italien, und im Namen Garibaldi's," hieß es in diesem Decret, „die Religion soll in keinerlei Weise angetastet werden, die Priester sollen als Diener der Kirche jede Verehrung genießen, welche sie beanspruchen können, aber sie sollen auch der strengsten Behandlung gewärtig sein, wenn sie sich in die Politik mischen und reactionaire Wühlereien unternehmen oder sie begünstigen. Sie sollen dann vor Gericht gestellt und wie Aufrührer behandelt werden." Starke Patrouillen der Nationalgarde durchzogen im Schritte die Straßen. Was war denn Neapel heute für eine neue Freude widerfahren? War Garibaldi von seinem geheimnißvollen Streifzuge zurückgekehrt? Wehte die Tricolore des freien und einigen Italiens bereits auf dem Felsenhügel des Capitols? Hatte sich Capua ergeben? Nichts von alle dem. Neapel feierte den Tag seiner Befreiung von der Herrschaft der Bourbonen alle Tage, vom Morgen bis zum Abend, durch Musik, durch Evvivarufen und durch Lichterglanz. Die Vergangenheit war zu dunkel, zu traurig und zu ernst gewesen, deshalb war die Gegenwart so fröhlich, so glänzend und so lichterhell. Es lag eine traurige

Zeit rückwärts hinter diesen fröhlichen Septembertagen, ein halbes Jahrhundert voll Schmerz, voll Furcht und voll Thränen. In den Straßen, wo heute ein tausendfaches „Evviva l'Italia!" ertönte, waren die Bürger noch vor wenig Wochen ängstlich umhergeschlichen, horchend, ob nicht ein Spion ihre Schritte belausche. In diesen Häusern, deren Fenster heute von Lichterglanz strahlten, hatten sie Nachts ängstlich miteinander geflüstert, weil die Ohren der Spione an den Wänden lauschten; sie hatten nicht einmal gewagt, die furchtbaren Namen ihres blutbefleckten Tyrannen zu nennen, zitternd flüsterten sie „Unser Herr." Nachts brachen Horden von Polizeiagenten in die Häuser ein, und Morgens, wenn die Sonne strahlend aus den blauen Fluthen des Golf am flammenden Himmel aufstieg, waren die Häuser leer von Bewohnern; die Armen lagen auf dem feuchten Steinboden der Polizeigefängnisse und wurden mit der Peitsche geprügelt, weil sie „attendibili" waren und Geständnisse machen sollten. In den goldstrahlenden Räumen von San Carlo, wo man heute zum ersten Male das Ballet, „die Landung Garibaldi's auf Sicilien" unter dem rauschenden Beifallsjubel einer freudetrunkenen Menge aufführte, saß noch vor einem Jahre der finstere Re Bomba in seiner mit Marmorbildern und goldenen Spiegeln geschmückten Loge, ängstlich, furchtsam und scheu umherblickend nach dem blinkenden Stilet, welches den Weg zu seinem Herzen suchte; er hatte die Gasflammen durch Oellämpchen ersetzen lassen, weil er fürchtete, daß seine gequälten Unterthanen die Röhren der Gaseinrichtung

gebrauchen würden, um ihn durch eine Pulverexplosion in die Luft zu sprengen. Neapel damals und Neapel heute, welcher Contrast! Ich habe Italien während der letzten zehn Jahre häufig gesehen. Ich sah Italien in seiner tiefsten Trauer nach der Schlacht bei Novara und vor der Schlacht bei Magenta, ich sah Italien heute in seiner Freude, in der aufflammenden Begeisterung der wiedereroberten Freiheit. Italien ist nicht das Land der Gräber! Italien ist nicht das Land der Todten!

Neuntes Kapitel.

Die Ersteigung des Vesuv.

Ein Speisewirth in Portici. Straßenscene in Resina. Der Weg auf den Vesuv. Die Thränen des Herrn. Das Lavameer. Erkletterung des Kegels. Der Krater. Abstieg vom Vesuv. Der Eremit. Siegesjubel in Neapel.

Es war ein glühend heißer Septembertag. Das Thermometer zeigte 25 Grad Réaumur. Der Himmel funkelte über dem Golf von Neapel in dem intensiven Blau des Südens, die Sonne glühte wie eine brennende Feuerkugel, das Meer glänzte und blitzte in den Reflexen ihrer senkrecht fallenden Strahlen, wie ein Spiegel von Stahl, in dessen Fläche die mit der Tricolore Italiens geschmückten Dampfschiffe lange, grünschimmernde Furchen zogen. Wir hatten die Nacht in Santa Maria, in der Vorstadt der Festung Capua, zugebracht, ich und mein Reisegefährte, Herr J. Zuelzer, der in Handlungsgeschäften des großen Hauses J. Fr. Lochner in Aachen Italien bereiste, um dem Bombardement der Festung beizuwohnen, welches Morgens um 4 Uhr aus den Batterien des Monte San Angelo

seinen Anfang nehmen sollte. Garibaldi konnte sich zu dem Bombardement nicht entschließen, der eherne Mund der großen Belagerungsgeschütze, welche in den letzten Tagen aus Neapel in das Lager geschafft waren, blieb stumm, und wir fuhren zur Mittagszeit wieder nach Neapel, weil wir nicht wußten, was wir draußen im Lager thun sollten.

„Was meinen Sie, Verehrtester“, sagte Herr Zuelzer, als wir wieder auf dem Bahnhofe von Caserta standen, „wenn wir den Nachmittag benutzten, um schleunigst auf den Vesuv zu klettern? Vielleicht hören wir heute Abend im Café de l'Europe, daß Garibaldi sich für morgen zum Bombardement entschließt; wir fahren dann in der Nacht wieder in's Lager hinaus. Es ist freilich eine afrikanische Hitze, indeß, es ist alle Tage so heiß, und auf den Vesuv müssen wir nun doch einmal.“

Gerade vor uns stieg der Vesuv am Horizont in die Höhe, und dicke, schwarze Rauchwolken wirbelten aus dem Krater in die Luft.

Der Plan wurde eben so schnell realisirt, als er ausgesprochen war. Wir drängten uns durch das Getümmel der ankommenden und wieder in's Lager kommandirten Garibaldischen Soldaten, eilten zu dem nicht hundert Schritt entfernten Bahnhof der Linie von Castellamare, und kamen gerade zur rechten Zeit an, um mit dem eben abgehenden Zuge nach Portici zu fahren. In zehn Minuten standen wir vor dem ersten Wirthshaus des Städtchens, und erinnerten uns, daß wir, ehe wir auf den feuerspeienden Berg stiegen, doch erst zu Mittag speisen müßten. Das Abendessen am

vergangenen Tage in Santa Maria war äußerst frugaler Natur gewesen, und am Morgen waren sämmtliche Kaffeehäuser des Städtchens nicht im Stande, uns Milch zu unserm Kaffee und Butter zu unserm Brote zu liefern. An leiblicher Nahrung war überhaupt im Garibaldischen Lager niemals Ueberfluß. Die üppigen Gastmahle des Carthager Feldherrn Hannibal und seiner schwelgerischen Soldaten waren Traumgestalten in unserer Erinnerung aus jener Zeit, wo wir auf den Schulbänken den Tacitus und den Livius lasen.

Mit neapolitanischer Zungengeläufigkeit und von neapolitanischen Gesten begleitet, zählte uns der Wirth alle Gerichte vor, welche seine Küche in einer halben Stunde zu liefern vermöchte. Hätten wir ihm das Arrangement unseres Diners überlassen, würde die Rechnung wahrscheinlich auf einen Napoleond'or gestiegen sein. Wir ließen ihn schwatzen und gesticuliren. „Was kostet dieser Fisch?" fragte Herr Z. und zog einen großen, wie Gold glänzenden Fisch aus einer Schüssel, nnd hielt ihn zappelnd an den Schwanzflossen in die Höhe.

Unter den lebendigsten Gesten pries der dicke Wirth seinen Fisch. Caligula sollte diese Fische bereits als Leckerbissen auf seiner Tafel gehabt haben; der Fisch spielte eine Hauptrolle in den schwelgerischen Gastmahlen des Kaisers Tiberius in den Sälen seines Meerpalastes auf Capri, Horaz sollte ihn in Falernerwein gesotten haben, — wir mußten diesen Fluß der Rede endlich unterbrechen, um nicht einen vollständigen Cursus römischer Kochkunst zu Ende zu hören. Der

Fisch war enorm theuer. Wir lachten und fragten den dicken Wirth, ob er uns für Engländer hielte. Dann lachte er auch, und schließlich war er mit dem Viertel des geforderten Preises zufrieden. Mit derselben Virtuosität und Vorsicht wurden die Maccaroni, der Lacrymä Christi, das Manzo, die Suppe und die Frutti behandelt. „Was meinen Sie," fragte mich lachend mein Reisegefährte, „was würde der Wirth im Hôtel du Nord in Berlin sagen, wenn wir so in seine Küche kämen, die zappelnden Fische an den Schwänzen in die Höhe hielten und den Preis jeder Kartoffel berechneten, bevor dieselbe in den Topf käme?"

„Nun, er würde uns hinauswerfen lassen."

„Ich glaub's auch. Aber dieser würdige Neapolitaner würde uns auslachen und uns für Engländer halten."

Die Frage: „Glaubst Du, daß ich ein Engländer bin?" ist im Verkehr in Neapel sprichwörtlich geworden. Sie bedeutet so viel als: „Glaubst Du, daß ich nicht bei Sinnen bin?"

Das Diner war beendet. Nach einem kurzen und heftigen Kampfe war auch die Rechnung, auf der sich manche unbekannte Posten eingeschlichen hatten, geordnet; eiligen Schrittes stiegen wir nach Resina, dessen Häuser theilweis über den verschütteten Straßen von Herculanum stehen, hinauf.

Welch' ein Lärm, als wir in den Hauptstraßen von Resina nach Pferden und Führern zur Ersteigung des Vesuv fragten! Es war Sonntag Nachmittag und ganz Resina auf den Beinen. Zwanzig Menschen boten sich an, uns zum Krater zu führen, Jeder pries

seine Pferde und Esel, Jeder seine Talente als Cicerone. Nach wenigen Minuten standen wir in der Mitte einer schreienden und gesticulirenden Menschenmasse, in der Jeder mit dem Andern um unsere beiden Personen kämpfte, als wenn es sich um den Verdienst von Hundert Napoleond'or handele. Ein Dutzend magerer Esel und Bergpferde mit miserablem Sattelzeug und oft von Stricken zusammengebundenen Zäumen wurden aus den Ställen geführt, und zwanzig Arme waren bereit, uns willenlos in den Sattel zu heben und maschinenmäßig vorwärts zu führen. Alle Verhandlungen wegen der Preise wurden durch bei der Madonna und dem heiligen Januarius geschworene Versicherungen, daß wir uns ganz ihrer Discretion anvertrauen könnten, abgebrochen Wiederum eine Scene ächt neapolitanischen Volkslebens und Volkscharakters! Es war eine Wiederholung der Wirthshausscene in Portici in großem Maßstabe, eine neue Auflage der Auftritte, welche wir in Sorrento, am Posilipp, in Bajä, in Ischia und Capri täglich erlebten. Der zäheste passive Widerstand, in dem mein Reisegefährte Meister war, half uns auch heute aus der Noth und zum Ziele. Wir saßen glücklich im Sattel auf den besten Pferden, welche die Ställe von Resina zu liefern im Stande waren, und alle Forderungen und Trinkgelderspecialitäten, die „mancia's" die „buona manu's", die „bottiglia's", sogar der „servizio", der Culminationspunkt aller neapolitanischen Trinkgelderwünsche, hatten sich in drei Piaster für uns Beide als zu bezahlende Gesammtsumme concentrirt. Im Trabe bogen wir in eine Seitenstraße, neben jedem Pferde ein Führer,

der mit dem unnachahmlichen Gurgelton des neapolitanischen „Ahoi“ die Pferde aus dem Trab in Galopp zu setzen suchte.

Nach wenigen Minuten lagen die Häuser von Resina hinter uns. Die breiten Marmorfliesen des Straßenpflasters hörten auf, und ihre Fortsetzung bildete ein Weg, wie man seines Gleichen in Europa wohl nur in Neapel findet, ein Muster in Vernachlässigung des Straßenbaues. Durch den Regen ausgerissene, tiefe Löcher wechselten mit zerbröckelten Felsstücken, Steinen von allen Größen, Kieshaufen und Sandwällen. Es gehörte die Uebung und Ausdauer neapolitanischer Bergpferde dazu, um auf diesem erbärmlichen Wege im Trabe vorwärts zu kommen und nicht bei jedem Hundert Schritt einige Mal zu stürzen. Doch was ging den König Bomba und seinen schwachsinnigen Sohn der Straßenbau im Königreich beider Sicilien an! „Reisen befördert Bildung und Conspirationen, deshalb liebe ich das Reisen in meinen Staaten nicht“, pflegte König Ferdinand zu sagen, wenn Klagen über die Unwegsamkeit und Unsicherheit der Straßen zu seinen Ohren kamen. Sicilien bezahlte jährlich Millionen an Straßenbau- und Brückenbaugeldern; von den Millionen wurden jährlich wenige Hunderttausend ihrem Zwecke gemäß verwandt. „Was meinen Sie,“ rief mein Reisegefährte, der vor mir die Straße hinauftrabte, „wenn ein solch miserabler Weg auf den Berliner Kreuzberg führte?“

Er hatte kaum die Lästerung ausgesprochen, da lag er auf der Erde. Das unglückliche Pferd war bei

einem Sprunge von einem Geröllhaufen zum andern gestürzt und bei dieser Gelegenheit das aus einem Stricke bestehende Zaumzeug gerissen. Langsam kamen Reiter und Roß wieder auf die Beine. Unter Flüchen auf den „Re Bomba" und Anrufungen der Madonna und einer Menge mir gänzlich unbekannter Heiligen wurde der Zaum reparirt, und die Reise ging unter dem immer sich wiederholenden Gurgelton des „Ahoi" im Trabe vorwärts. Weingärten und Olivenanpflanzungen bedeckten zu beiden Seiten des immer schlechter werdenden Weges die Abhänge des Berges. Hier wachsen die Trauben, aus denen der Wein gekeltert wird, den man die „Thränen Christi" nennt. Thränen des Herrn! Als Lucifer abgefallen war, und sich auf dieser Welt ein eigenes Reich begründen wollte, da riß er in seinem Fall ein Stück des Paradieses selbst mit sich hernieder. Es fiel zur Erde, und heute noch zeigen die Küsten von Neapel alle die Herrlichkeit, die zu schauen nur den Erwählten bestimmt war. Unser Heiland nun, der, bevor er sein Lehramt antrat, weithin durch die Welt gepilgert, gelangte einstmals auch zu dieser Höhe, und als er die entzückende Landschaft im Glanze der Sonne vor sich hingebreitet sah, da schmerzte es ihn, daß des Paradieses schönster Theil durch des Satans Tücke den Himmelsbewohnern entrissen sei. Er weinte, — und an jeder Stelle, die eine Thräne benetzt hatte, keimte eine Rebe und die Trauben boten den edelsten Saft, der je auf Erden gekeltert wurde. Noch nach Jahrtausenden gedeihen die Schößlinge nur an diesen Abhängen, und heute noch heißt der Wein,

der von ihnen gewonnen wird: „Thränen des Herrn.“ So erzählte einer von den Führern. Wir blickten rückwärts. Vedere Napoli e poi morire! Der jener Legende und dem Sprichwort zu Grunde liegende Gedanke ist eigentlich derselbe. Das See- und Landschaftsbild, welches sich vor unsern entzückten Augen aufrollte, gehört zu den herrlichsten Naturbildern der Erde. Unter uns schimmernde Villen und Städte von den aufsteigenden Orangen- und Citronengärten des Cap Sorrent bis zu den Häuserterrassen von Neapel, welche sich an den grünen Höhen des Posilipp aufthürmen, bis zu dem auf einsamer windumrauschter Bergeshöhe thronenden Kloster der Camaldolenser. Wie ein Kranz von Edelsteinen umrahmten sie den dunkelblauen Golf, und auf seiner spiegelglatten Fläche glühten und funkelten alle Farben des Prisma in goldenen Sonnenreflexen. Ein dunkler Streif trennte die weißen Häuserterrassen von dem glühenden Seespiegel, ein Wald von Masten und Tauwerk, in dem tausend bunte Fahnen flatterten, die Flotte des neuen Italiens. Wie Inseln aus einem Zaubermärchen, stiegen, umweht von einem blauen und goldenen Duft, Capri, Ischia und Procida aus dieser schimmernden Fläche in die Höhe, welche sich weit hinter ihnen in einen breiten Silberstreifen verwandelte, und sich an das durchsichtige Aethermeer anschloß, das den Horizont begrenzte und sich zu einer strahlenden Kuppel über dem reichen Landschaftsbilde wölbte. Wunderbares Bild üppigen Lebens und prächtiger Vegetation des Südens, umweht von Orangenduft, von dem poetischen

Hauch der Magnolie und indischer Nelken, umklungen von Römersagen und der Poesie des Mittelalters!

Und vor uns? Das Bild des Todes der Natur, starre, unwiderrufliche Verwüstung, die ersten schwarzen Wellen des Lava-Eismeeres, welches dann und wann aus dem glühenden Krater des feuerspeienden Berges hinabströmte, und alles Leben in glühender Umarmung erstickt. Ich habe die ungeheuren Gletscher des Montblanc und des Großglockner durchzogen, auch dort sah ich die Erstarrung der Natur in winterlicher Oede, aber unter meinen Füßen hörte ich die Bäche brausen und die Quellen rauschen; unter der erstarrten Eisdecke quoll das Leben in hundert Strömen in blühende Landschaften hernieder, ihre grünen Wiesen und dunkeln Wälder erquickend, und die Sonnenstrahlen flimmerten in diamantenen Funken in ihren Kristallen, und entlockten der harten Fläche schimmernde Thränen. Leben und Tod grenzten dort eng an einander, nur durch eine schmale Linie getrennt, und das Leben wurde in den Armen des Todes geboren. Aber hier? Schwarze Lavawellen, braune Schlammwogen, in ihren Bewegungen erstarrt, und jede noch in der Form ihrer Erstarrung die letzten Zuckungen des Lebens zeigend, oft felsartig aufgethürmt, stockend und plötzlich abbrechend, wie vor einem ungesehenen Hinderniß, dann wieder zur Seite einen neuen schwarzen Strom hinabwerfend. Grausen ergriff mich, als mein Pferd mühsam, jede einzelne Scholle vorsichtig mit dem Huf prüfend, die Schollen und Schlacken hinankletterte. Hat der unsterbliche

Dichter vielleicht ein Lavafeld erblickt, als er seine schreckliche Inschrift über die Pforten der Hölle schrieb? Todesschweigen herrschte ringsum in der ganzen Natur, kein Hälmchen blühte, keine Blume guckte zwischen den schwarzen, zerrissenen und aufgethürmten Schollen hervor, kein Athemzug des Windes fächelte mir die heiße Stirn, kein Ton klang durch diese Todesstille, als das Schnauben der Pferde und der hohle Tritt der Eisenhufe auf den schwarzen Schlacken. Dann veränderten sich die Formen dieses Lavameeres, die Höhen und Hügel verschwanden, wir durchritten eine Fläche, welche aussah, wie ein frisch geackertes Feld. Die Täuschung mehrte sich, da die Fläche eine braune Färbung hatte. Wir waren auf den Lavaströmen der letzten Eruption. Aber das waren Cyclopen, welche hier gepflügt hatten! Elephanten hatten die Pflüge gezogen, welche diese Furchen rissen, und wild liefen die Furchen durcheinander. Der Boden war noch warm, aus den Spalten und Rissen, welche hie und da aufklafften, quollen Dampfwolken, welche Schwefeldünste ausathmeten. Dann war der braune Acker plötzlich in wilde Unordnung gerathen. Schwarze Ströme hatten die Dämme durchbrochen und sich in die Ebene gestürzt, plötzlich wieder stockend und hohe Schlammwulsten wild übereinander aufschichtend. Ich glaubte den Eisgang des schwarzen Cocythos zu sehen. Endlich waren wir am Rande dieser Lavawüste angekommen. Der mattgrüne Rasenboden, auf dem unsere Pferde aufwärts im Galopp dahinstürmten, erschien uns nach einem solchen Contraste wie üppiges Wiesengrün

in Hochgebirgsthälern, von silberhellen Bergbächen durchrieselt; ein frischer Luftzug wehte uns entgegen und trieb die Schwefeldämpfe des gepflügten Lava-Ackerfeldes abwärts. Vor uns stand ein einsames Holzhaus, zu dem eine Treppe hinanführt, auf einem kleinen Plateau. Eine in eine braune Kutte gehüllte Gestalt, den magern Leib mit einem Strick umgürtet, den Kopf geschoren, das Gesicht gelb und mit starken, hervorstehenden Backenknochen, von einem schwarzen, etwas wild aussehenden Bart eingerahmt, trat uns entgegen und lud uns ein, einzutreten und uns zu erfrischen. Es war der Eremit des Berges, ein frommer Capuziner, der hier oben mit der Aussicht, mit Thränenwein und gemietheten Musikanten ein ganz vortreffliches Geschäft macht, ein Abklatsch jener schweizer Gletscher- und Höhlen-Troglodyten, welche die Saison ausbeuten, und die Reisenden nach Nationalitäten einregistriren und besteuern. Alle Verführungskünste wurden Seitens unserer Führer gemeinsam mit dem schlauen Capuziner angewendet, um uns zum Absteigen zu bewegen. Es war eine Wiederholung des Kampfes in Resina um unsere momentane Freiheit. Ich sah nach der Uhr. Es war Fünf. Vor Sonnenuntergang mußten wir oben auf dem Kegel des Vesuv stehen. Keine Minute war zu verlieren. Wir warfen die Führer und den Eremiten, welche sich der Zügel unserer Pferde bemächtigt hatten, zur Seite, und trieben die Thiere zum Galopp an, rechts an der Eremitage gerade auf die kegelförmige Spitze zureitend, welche sich vor uns wie ein Kegel von Basalten erhob. Schreiend, daß wir die

„buoni cavalli“ in Grund und Boden reiten würden, stürmten die Führer hinter uns her.

Links erhob sich auf hügeliger Anhöhe ein großes, stattliches Gebäude mit Balconen und Spiegelfenstern, zu dem breite Marmorstufen hinaufführten, von einem mit goldenen Arabesken verzierten Gitterwerk umgeben. Es war das im Jahre 1844 neu erbaute Osservatorio meteorologico Vesuviano. Im Trabe ging's vorüber, immer auf hügeliger, ansteigender Rasenfläche. Noch eine Viertelstunde, und unsere Führer, welche wie die Schnellläufer trotz der glühenden Sonnenhitze liefen, hatten uns wieder eingeholt und erklärten mit einer seltenen Energie, daß es mit dem Reiten nun ein Ende habe und die Ersteigung des Kegels jetzt beginne. Bis jetzt war die ganze Tour recht bequem gewesen, in den Sätteln unserer Pferde saß es sich ganz gut, und wir opponirten energisch, diese Sitze zu verlassen. Herr Z. bestand darauf, bis zum Rand des Kraters zu reiten, da er dies ausdrücklich in Resina beim Miethen der Pferde abgemacht habe. Die Führer schworen bei der Madonna und allen Heiligen Neapels, daß dies „impossibile“ sei und daß noch kein sterbliches Wesen zu Pferde am Rande des Kraters gehalten habe. Als alle Vorstellungen, von den lebhaftesten Gesticulationen begleitet, fruchtlos waren, deuteten sie stumm mit den Händen nach oben. Wir blickten vor uns. Was sahen wir?

Steil, wie eine fast senkrechte Wand, erhob sich vor uns der Kegel des Vesuv, ganz aus Geröll von Bimsstein, Lavastücken und lockerer Steinasche aufge-

baut. Seinen Gipfel bildet der Krater. Mit jedem Ausbruch wechselt dieser Kegel an Höhe und an Gestalt. Bald thürmt sich aus den emporgeschleuderten und wieder herabgefallenen Schlacken ein neuer Kegel; bald stürzt die Spitze der unterhölten Bergpyramide donnernd in sich selbst zusammen. Das Atrio del Cavallo, an dessen Abhang die Hütte des Eremiten steht, ist der einzige Uebereſt des alten Vesuv, wie er sich, von allen Seiten kegelförmig, zu einer viel bedeutenderen Höhe als jetzt erhob. Dann stürzte bei dem Ausbruch des Jahres 79 die größere Hälfte des Berges in sich selbst zusammen, so daß die Ränder ringsum wie die Sitzreihen eines Amphitheaters aufsteigen. Erst allmälig hat der jetzige Vesuv sich aus sich selbst erhoben, bis endlich auch ihn das Schicksal, gleich seinem Vorgänger einzustürzen, erreichen wird. Es ist außerordentlich interessant, die verschiedenen Gestalten, in denen sich der Vesuv gezeigt hat, in den Schriftstellern der Alten nachzulesen. Strabo, der um den Anfang unserer Zeitrechnung, also zu einer Zeit schrieb, wo, so weit die Geschichte hinaufreicht, von einem Ausbruch des Vesuv noch keine Kunde war, beschreibt ihn mit folgenden Worten: „Oberhalb Pompeji's und der benachbarten Ortschaften erhebt sich das Vesuvische Gebirge, dessen Abhänge die fruchtbarsten Felder tragen. Nur der Gipfel ist unbebaut, und, obwohl zum größten Theil eben, gänzlich unfruchtbar. Der Boden aber gleicht hier der Asche und durch das Gestein von rußiger Farbe, als wäre es vom Feuer verbrannt, ziehen sich Höhlen und Klüfte. So möchte

man denn vermuthen, daß einst diese Stellen verbrannt und Feuerkrater sich hier geöffnet haben, nach deren Erlöschen die vulcanischen Stoffe zurückgeblieben sind." Während die älteren Schriftsteller nicht Worte genug finden, um die Anmuth und Fruchtbarkeit der mit Wald und Reben bedeckten Abhänge des Vesuv zu schildern, sprechen die Zeitgenossen des ersten Ausbruches vom Jahre 79 mit Entsetzen und Grauen von der Verwüstung, die jenes Ereigniß weit umher verbreitet, und von der traurigen Umgestaltung, durch welche der Meerbusen, der einst für den schönsten Italiens gegolten, jetzt zu einer baumlosen Fläche geworden sei. Martial unter Andern klagt:

„Rebenbeschattet erhob der Vesuv sein grünendes Haupt jüngst,
Schwellend hing nieder zur Fluth edeler Trauben Gewächs,
Werther als Nysa's Bezirk war Bacchus dieses Gebirge,
Tanzend durchstreiften den Wald Satyrn in neckender Schaar,
Heimischer fühlte sich hier Aphrodite als in Lakedämon,
Hercules Name war der Stolz einer blühenden Stadt.
Alles verzehrten die Flammen, verschlang die glühende Asche!
Möchten die Götter doch selbst, daß sie nicht solches vermocht!"

Die Eruption vom Jahre 79 war die größte und verderblichste. Die bedeutendsten nach dieser fallen in die Jahre 203, 512, 993, 1036, 1306, 1500, 1660, 1682, 1701, 1730, 1775, 1794, 1804, 1805, 1806, 1811, 1813, 1817, 1820, 1822, 1831, 1833, 1834, 1839. Der Ausbruch im Jahre 1839 war sehr bedeutend. Die Feuersäule erreichte eine Höhe von 1100 Fuß über dem Krater, ein Aschenregen verdunkelte während drei Tagen die Sonne. Uebrigens

bietet sich kein Vulcan der Erde dem Ersteigenden so bequem dar, wie der Vesuv. Den Hekla trennt von dem Festlande das weite Meer; die Ersteigung des Aetna ist ebenso umständlich als selten belohnend; denn der Aetna ist in seiner Thätigkeit müde und altersschwach. Der Stromboli ist freilich in unaufhörlicher Bewegung, aber er ist mit den gewöhnlichen Communicationsmitteln nicht zu erreichen; auch fehlt ihm, abgesehen von dieser Schwierigkeit, die Mehrzahl der merkwürdigen Erscheinungen des Vesuv gänzlich: so, um nur eine zu erwähnen, die Lava.*)

„Diese schwarze Wand sollen wir hinaufklettern?" rief Herr Z. mit verzweifeltem Gesicht, als er sich nun wirklich überzeugt hatte, daß es mit dem Reiten ein Ende habe, „das ist ja eine teufelmäßige Arbeit!"

„Si Signor," erwiederten die Führer, und begannen die ganze Stufenleiter der neapolitanischen Trinkgelder hinaufzusteigen, ehe sie Miene machten, mit dem Erklettern der Wand den Anfang zu machen. Von der „bottiglia" gelangten sie in einigen kühnen Sätzen über die „buona manu" und „mancia" hinweg zum „servizio". Wir versprachen alle „bottiglia's" und „servizio's" zusammen, um nur vorwärts zu kommen, und die Erkletterung des Kegels begann.

Ein aus der Einsiedelei mitgelaufener Bursche führte die Pferde fort, und jeder Führer zog einen

---

*) Eine sehr interessante Beschreibung einer Vesuversteigung befindet sich in: „Briefe eines Lebenden" von F. F. Verlag von Duncker und Humblot. 1831. Seite 400.

ledernen Riemen, der an seinem Ende eine Schlinge hatte, aus der Tasche. Er befestigte sich den Riemen über der Brust, und ließ Jeden von uns die Schlinge mit der linken Hand fassen. In die rechte Hand gab er uns einen Bergstab mit einer eisernen Spitze. So stiegen wir aufwärts, ich zuerst mit dem Führer, der voranging und mich vermittelst der mit der linken Hand gehaltenen Schlinge aufwärts zog, hinter mir Herr Z., ebenfalls von seinem Führer gezogen. Die Hitze war afrikanisch, glühend, und wahrhaft versengend brannte die Sonne auf dem schwarzen Gestein und strahlte eine Gluth aus, welche, wie der versengende Hauch des Sirocco, uns anwehte. Ich habe in den Alpen oft bedeutende Höhen erstiegen, ich bin an der Jungfrau, am Großglockner und am Großvenediger Eiswände hinangeklettert, wo die Führer mit dem Beil Stufe für Stufe in das Eis hineinhauen mußten, bevor es möglich war, den Fuß anzusetzen. Aber wenn die Stufen eingehauen waren, dann stand der Fuß doch auf festem Boden, und die Steigeisen verhinderten das Gleiten. Hier war jedes feste Auftreten, jedes Anhalten des Fußes vollkommen vergeblich. Jeder Stein war beweglich und rollte, sowie der Fuß ihn berührte, abwärts. Alles war Geröll und Geschiebe, wie in einer Gletschermuräne, nur mit dem Unterschiede, daß die einzelnen Stücke hier an den Kanten scharf und schneidend waren, wie die Ränder einer harten Steinkohle, und schon durch ihre kantige und schneidige Gestalt das feste Auftreten außerordentlich erschwerten. Von einem Steg, der hinaufführte, war natürlich gar keine Rede.

Langsam kletterten wir in die Höhe, wahrhaft im Schweiße unseres Angesichts, halb von den Führern gezogen, halb uns auf die eisenbeschlagenen Stöcke stützend, oft uns mit Händen und Füßen zugleich an den bröckelnden Boden anklammernd. Es war eine wahrhafte Sisyphusarbeit. Zuweilen erging es uns wie dem Dompfaff in der Tretmühle des Vogelbauers. Wir stiegen immer aufwärts, rutschten, ohne festen Fuß zu fassen, zurück, und standen nach einigen Minuten auf derselben Stelle, von wo wir uns so eben hinaufgearbeitet hatten. Von Zeit zu Zeit ruhten wir aus, lehnten uns rückwärts an die bewegliche Lavawand, und sandten einen langen Blick auf das entzückende Landschaftsbild, welches am Fuß des Berges sich aufrollte. Es war ein Blick der Erholung. Gerade unter uns das schwarze Schlackenmeer, die braunen Lavaströme des Ackerfeldes der Cyclopen mit seinen Felsstücken, weithin die Rebengärten, die Olivenwälder, der blitzende weiße Städtekranz und der jetzt in röthlichen Reflexen strahlende Meeresspiegel mit seinen weißen Segeln. Die blauen Inseln schwammen in röthlichen Wolken mit goldenen Säumen.

Dann fing die Sisyphusarbeit von Neuem an, bis wir zehnmal niedergestürzt uns hundert Fuß höher wiederum ausruhten, keuchend und schwitzend, und fast erstickt von der Hitze. Nun begann auch der Boden unter uns immer heißer zu werden, und hie und da drangen Rauchwolken und übelriechende Dämpfe aus den Spalten der Lava. Verzweifelnd blickten wir mehr-

mals nach oben. Thurmhoch erhob sich die Spitze noch über uns.

Eine halbe Stunde waren wir bis jetzt gestiegen. Herr Z., der im Bergsteigen weniger geübt war, als ich, rief, als er gerade wieder einmal ausgeglitten und einige Fuß abwärts gerollt war, seinem Führer, der ihn an dem ledernen Riemen in die Höhe zog, zu: „Wie lange haben wir noch bis zum Krater?“ „Eine Stunde, Signor.“

Er machte ein Gesicht, wie Jemand, der Baldrianthee trinkt, dann rief er: „Ich verzichte; sehe diesen höllischen Krater, wer will; ich habe genug und steige hinab.“

„Hinab?“ erwiederte der Führer, beschäftigt, ihm den Rock von der Asche zu reinigen, „hinab? Unmöglich. Hier ist noch niemals Jemand hinabgestiegen. Sie würden beim Hinabklettern den Hals brechen. Hinabsteigen kann man nur auf der andern Seite in der Asche.“

Auf dem dampfenden Gesicht meines Freundes zeigten sich Zuckungen, als wenn er eine Dosis Wermuth verschluckt hätte.

Ich stand zehn Fuß über ihm, und rief ihm lachend zu: „was meinen Sie, Herr Z., wenn wir jetzt eine kühle „Berliner Weiße“ zur Erholung tränken?“

„Möge Sie, den Vesuv und die Berliner Weiße der Teufel holen,“ keuchte er, halb lachend, halb wüthend, und begann wieder weiter zu klettern.

Wir stiegen nun mit dem Muth der Verzweiflung. Viertelstunde nach Viertelstunde verrann. Die Asche

versengte uns die Sohlen, das Leder an den Stiefeln begann an den ritzenden Bimssteinkanten zu reißen, ich fiel und zerriß im Wiederaufstehen das Beinkleid. Wie Garibaldi vor einigen Tagen in der Schlacht vor Capua, als ihm eine Flintenkugel die Hüfte streifte, rief ich aus: „Wenn ich doch nur eine andere Hose zum Wechseln hätte.“ Wir kletterten weiter. Die Hitze wurde immer versengender, der Schwefeldunst intensiver. Der Riemen, an den Herr Z. sich anklammerte, riß, er stürzte mit seinem Führer nieder, und beide kollerten übereinander, wie zwei hinabrollende Steine. „Noch zehn Minuten,“ sagte der Führer tröstend, als er ihn wieder auf die Beine gebracht hatte, und meinte, daß eine solche Arbeit wohl außer der „bottiglia“ und außer dem „servizio“ noch eine „mancia“ verdiene.

„Andate al diavolo! Ich würde Euch drei Tage lang mit Maccaroni füttern, wenn ich jetzt oben wäre.“ Die Erwähnung der Maccaroni that Wunder. Der Neapolitaner überbot sich in übermenschlicher Anstrengung ihn aufwärts zu ziehen; in fünf Minuten waren wir auf dem Plateau, und warfen uns, ganz ermattet zur Erde. Niemals habe ich eine solche Erschöpfung empfunden. Der Puls schlug hundertmal in der Minute!

Aber welch' ein Anblick! Ich habe auf dem Gipfel des Großvenedigers, auf dem Faulhorn und auf der Spitze des Kreuzkogls gestanden, niemals in der Welt habe ich Aehnliches und so Wunderbares geschaut. Alle Erschöpfung war verschwunden, der überraschende Anblick drängte jede Empfindung zurück. „Dio santo“,

rief mein plötzlich ganz kräftig gewordener Reisegefährte, „welch' höllische Umgebung!"

Gelbe Schwefelberge stiegen rings um uns auf. Der Boden bestand aus Lava und Asche, welche in der Tiefe von zwei Fuß noch in Gluth war. Ich steckte meinen Bergstock hinein. Nach einer Minute zog ich ihn wieder heraus. Das Holz brannte lichterloh, und ich zündete an der Flamme des Vesuv eine Cigarre an. Noch zehn Schritt vorwärts und wir standen am Rande des Kraters. Es war ein Kessel, dessen oberer Durchmesser ungefähr 500 Fuß betrug. Nach unten lief er trichterförmig zu, die Tiefe mochte vielleicht 600 Fuß betragen, der Durchmesser der untern Fläche ungefähr 300 Fuß. Die Felsenwände des Kessels waren an manchen Stellen ganz steil, an manchen weniger abschüssig. Sie waren, sowie der Boden des Kessels, ganz mit einem gelben Schwefelschlamm übergossen, in der Tiefe schimmerte dieser Schwefelschlamm in glänzenden metallischen Farben, grün, gelb, roth, orange, blau, wie ein Teppich aus Schlangenhäuten. Schwefeldämpfe und feurige Dampfwolken stiegen aus dieser höllischen Tiefe in die Höhe. Ueberall, rings um uns, dampfte es aus den Ritzen und Spalten des schlackigen Bodens. In der Tiefe des Kessels rauschte und brauste es, wie in einer Hexenküche. Auf einmal lautete es, wie ein unterirdischer Donner, der ganze Berg schien zu beben und zu erzittern, dann folgte ein Brausen, wie das Brausen von tausend Wasserfällen, vermischt mit dem Sturmgeheul eines Windes, so heftig und so laut,

als wenn der Föhn aus den Schlünden des Gotthards hervorstürzt und sich in den Felsenklüften des Vierwaldstädter Sees fängt; nun knatterte es, wie ein Gewehrfeuer aus tausend Läufen. Zugleich schlugen Flammensäulen aus der Tiefe dieses Höllenrachen, schwefelgelbe, blendende Flammen, und dreimal wurde ein glühender Steinhagel aufwärts geschleudert bis zu den obern Rändern des Kessels. Es war, wie die Feuerkugeln und Raketen einer Girandole. Dann wurde es wieder still und von Neuem begann das Brausen und das Rauschen da unten, unheimlich sonderbar, zuweilen von einem Knattern unterbrochen, und die Wände und der Boden des Kraters schimmerten wieder, wie ein Teppich aus Schlangenhäuten und aus bunt gefleckten Molchen.

Nun stiegen wir auf den obersten Gipfel des schwarzen Bergrandes, vor uns den Krater, an den Abhängen des Berges das schwarze Lavameer, welches wir beim Aufsteigen durchritten hatten, den blitzenden Städtekranz, der den Golf umschlingt, und das im Glanz der Abendsonne schimmernde Meer. Die Sonne glich einem rothen Feuerball; hinter Ischia drückte sie einen glühenden Kuß auf die smaragdene Fluth, da schwammen die grünen Inseln in röthlichem Duft, da erröthete der Golf, und wie Goldschaum schlugen die Wellen an die bekränzten Gestade, da flammte der Himmel in Feuergluth, und die Fenster der Häuser und Paläste, welche an den grünen Höhen des Posilipp aufsteigen bis zu dem einsamen Kloster der Camaldolenser auf seinem windumrauschten Gipfel, brannten,

wie Millionen Feuerfunken. Ein Paradies von wunderbarer Schönheit und leuchtendem Glanz! Ich dachte an „die Thränen des Herrn", welche beim Anblick dieses Paradieses flossen.

Nun verbarg sich die glühende Sonne in die immer dunkler gefärbten Wellen, und der Abend hüllte die grünen Inseln und die weißen Städte und die saphirne Fläche des Meeres in seinen einfarbigen, dunkeln Schattenmantel. Der Tag entweicht schnell im Süden, und die Schatten der Nacht ziehen herauf mit der Eile des Windes. Das farbige, poesievolle Seebild hatte sich in einen dunkeln Hintergrund verwandelt. Wieder donnerte es in den Tiefen des Berges, wieder brauste es in der Tiefe des Kraters, wie Rauschen der Wasserfälle und wie Sturmgeheul, wieder hörten wir das Knattern des Gewehrfeuers, und dann schlugen die Flammen auf aus dem glühenden Krater, dreimal, und schleuderten einen Hagel von rothen Steinen weit über uns hinaus zu dem dunkeln Nachthimmel auf. Bisher hatten wir das Feuerwerk nur bei Tage gesehen, jetzt erschien es auf dem dunkeln Hintergrunde in imposanter Schönheit, wie ein sprühender Springbrunnen, auf dessen feurigen Strahlen Tausende von feurigen Kugeln spielen und niederfallen. Wir sahen sie an den gelben Wänden des Kessels wie ungeheure Glühwürmer hinunterfallen und auf dem glänzenden Schlangenteppich nach und nach erlöschen.

Lange standen wir im Anschauen der wunderbaren Erscheinung versunken, einen neuen Feuerregen erwartend — da mahnten die Führer zum Aufbruch,

wenn wir noch vor Mitternacht Neapel erreichen wollten. Am Feuer des Vesuvs wurden zwei Fackeln entzündet, und bei ihrem Schein stiegen wir an der Seite des Berges den Aschenkegel hinunter. Im raschen Trabe ging es abwärts, von einem Weg war keine Rede, bei jedem Schritt sanken wir bis über die Knöchel, oft bis zu den Knieen in den Kies und in die Asche. Wir brauchten keine halbe Stunde bis zum Fuß des Kegels. Die Pferde standen aufgezäumt bereit. Wir stiegen auf, und im Trabe, die Führer mit den brennenden Fackeln in den Händen neben den Pferden, ging es abwärts auf dem Rasenboden an dem Observatorio vorbei zu dem kleinen Plateau, auf dem die Eremitage steht. Aus einem neuen Kampfe mit dem Eremiten und den Führern, welche das Verweilen und das Abendessen in der Eremitage für eine unvermeidliche Nothwendigkeit erklärten, gingen wir siegreich hervor. Im Galopp ritten wir bis zu dem Abhang des Lavameeres. Mit einer außerordentlichen Sicherheit kletterten die „buoni cavalli“ durch die Blöcke, über die Spalten und durch das bröckelnde Gestein. Es war, als wenn sie jeden Tritt mit sicherm Hufe fühlten. Die Fackeln waren erloschen, links neben uns glühten die Spalten und Risse des Berges und brannten, wie kleine Krater. Der Gipfel des Vesuv war in eine feurige Wolke gehüllt, welche zuweilen in der Form einer Feuersäule an dem dunkeln Nachthimmel aufstieg. Endlich war das schwarze Schlackenfeld durchritten, und im Trabe ging's nach Resina abwärts. Nochmals hatte Herr Z. das Unglück zu stürzen, ohne indeß sich und das Pferd

zu beschädigen. In Resina ließen wir uns kaum Zeit, die Pferde und die Führer zu bezahlen, dann rannten wir eiligen Laufes an dem alten Theater des verschütteten Herculanum vorüber hinunter nach Portici, von einer Schaar würdiger Bürger Resina's verfolgt, welche nach „bottiglia's“, „mancia's“ und „buona manu's“ schrieen. In zehn Minuten standen wir auf dem Bahnhofe von Castellamare. Ganz Neapel war voll von Lichterglanz, Evvivarufen und wogenden Menschenmassen. So eben war die Nachricht von der Einnahme Ancona's durch Admiral Persano eingetroffen.

Zehntes Kapitel.

Das Kloster der Camaldoliter.

Calabresische Soldaten. Straßengetümmel. St. Elmo. „Keine Frau darf hier eintreten bei Strafe der Excommunication." Der Mönch. Der Garten des Paradieses. Die Zellen der Camaldoliter. In der Kirche. Das Bombardement von Capua.

„Ein Karthäuser Kloster auf dem schönsten Punkte der bewohnten Erde!" So hatte man mir in Rom von dem Kloster der Camaldoli gesagt, welches auf dem Gipfel des Posilipp steht, jenes grünen bewaldeten Bergrückens, auf dessen Terrassen sich die Stadt Neapel aufbaut, wie eine Stadt aus einem Zaubermärchen. Von allen Punkten des Golf, von den orangengeschmückten Höhen des Cap Sorrent, von den tausendjährigen Trümmern des Palastes des finstern Römerkaisers auf Capri, von den reben- und lorbeerumkränzten Hügeln von Ischia, am blauen Busen von Bajä, wo der von Horaz besungene Falernerwein wächst, am feuerspeienden Krater des Vesuv, überall erblickte ich den weißen Thurm des Klosters, den die Abendsonne mit einem leuchtenden Purpurmantel um-

hüllte, ohne jemals im Getümmel der Stadt und des Lagers einen Vormittag übrig zu haben, um dort oben hinaufsteigen zu können. Desto mehr wuchs meine Neugierde und meine Sehnsucht. Endlich an einem leuchtenden Octobermorgen siegte Beides über alle andern Rücksichten. Ich schlug mir die nöthigen Besuche, die Reden des Pater Gavazzi auf der Piazza San Carlo, die halb fertigen Zeitungs-Correspondenzen, welche vor mir auf dem Tische meines Arbeitszimmers lagen, aus dem Kopf, ließ Alles stehen und liegen, und fuhr mit dem Reisenden des berühmten Handlungshauses Joh. Friedr. Lochner in Aachen, Herrn Jul. Zuelzer, meinem treuem Begleiter auf dem Vesuv und im Garibaldi'schen Lager, zum Palazzo Borbonico, wo die Straße mündet, welche zum Fort St. Elmo und von dort zu den Camaldoli hinaufführt.

Der große Palast an der Ecke dem Museum gegenüber war von der Garibaldi'schen Regierung als Caserne für die Soldaten eingerichtet, welche in die Armee eintreten wollten. Auf der Auffahrt, welche zu dem alterthümlichen Thor des Palastes hinanführt, herrschte ein reges Leben und Getümmel. Lange Züge von Calabresen, die meisten noch in der malerischen Tracht ihrer Gebirge, Alle den hohen calabresischen Hut mit den langen, bunten Bändern auf dem Kopfe, die Uniformstücke der Infanterie, welche sie noch heute anlegen sollten, unter dem Arm, kamen die Straße Toledo entlang, und stiegen die Auffahrt hinan; oben saßen Andere, bereits in die rothe Blouse gekleidet, auf der Rampe, rauchten entsetzlichen Tabak und

schwatzten ein italienisches Rothwälsch, von dem ein Römer und Toskaner keine Sylbe verstanden hätte, Ordonnanzoffiziere kamen und gingen, Hunderte von Neugierigen standen umher, dazwischen der Klang der Trompete und das Gerassel der Trommel; es war wieder ein echt charakteristisches Bild neapolitanischen Lebens aus jener interessanten Periode, wo die alte Zeit des Königs Bomba und des Königs Bombino und die neue Garibaldi'sche Regierung noch durcheinanderwogten. Jede Gestalt, jeder Kopf dieser neuen Streiter unter der Fahne des großen Befreiers Süditaliens war charakteristisch; wild und feurig blickten ihre dunklen Augen unter den schwarzen Brauen hervor, die Bärte hatte wahrscheinlich niemals ein Scheermesser berührt, das Haar hing in langen Strähnen um die braunen Gesichter; die meisten trugen noch ihre langen Messer im Gürtel. Alle waren groß und kräftig und musculös gebaut, weit größer und kräftiger, wie die kleinen und zarter geformten Bewohner Neapels und der Terra di Lavoro. Unwillkürlich regte sich in mir, als ich an den kriegerisch und finster aussehenden Burschen mit ihren Dolchen und Messern vorüber ging, der Gedanke: Ich möchte auf den einsamen Straßen der calabresischen Gebirge keinem von ihnen begegnen, nicht einmal in der Umgegend von Neapel, wenn ich noch spät Abends aus Caserta nach der Stadt fuhr, um gut zu Abend zu essen, und in einem bequemen Bette zu schlafen.

An der Ecke standen eine Menge Esel- und Pferdetreiber, und, als wenn sie es auf unsern Gesichtern

gelesen hätten, daß wir nach Sanct Elmo oder zum Kloster hinaufreiten wollten, umringten sie uns mit dem betäubenden Geschrei, an welches man sich in Neapel erst gewöhnen muß, um die Worte herauszufinden und zu verstehen. Nur mit Mühe konnten wir sie uns vom Halse halten, daß wir nicht wider Willen auf den Rücken des ersten, besten Saumthieres gehoben und vorwärts geführt wurden. Für den Preis weniger Carlins wurden uns endlich zwei kräftige Pferde neapolitanischer Race zur Disposition gestellt, und als wir uns freiwillig zu einem „servizio“, der höchsten Staffel aller neapolitanischen Trinkgelderwünsche erboten, da trabte der halbnackte Besitzer desselben so fröhlich neben uns die Straße hinauf, als wenn es sich um den Verdienst von zehn Napoleon gehandelt hätte.

Steil führte der Weg nach St. Elmo, dem ehemaligen Zwinguri des blutbefleckten Re Bomba, hinauf. Mit jedem Schritt erweiterte sich der Blick über die weißen Häuserterrassen, über den blauen Golf und über die aus seinem dunkeln Spiegel aufsteigenden, märchenhaft schönen Inseln. Wieder zog das Leben der geräuschvollsten Stadt der Erde in allen seinen fremdartigen Nüancen an uns vorüber. Mailand, Rom und Neapel, die Centralpunkte italienischen Lebens und Volkscharakters, wie sind sie von einander verschieden! Man glaubt sich oft in drei verschiedenen Zonen der Erde zu befinden. Ein Gedanke vereinigt und verbindet sie jetzt alle drei, die herrlichen und wunderbaren Städte des klassischen Landes, die Idee

der Freiheit und der nationalen Unabhängigkeit und Selbstständigkeit. Es war ein unaufhörliches Geschrei, ein unendlicher Lärm und Getümmel. Zuweilen, an den Mündungen der Seitenstraßen, wurde das Gedränge so dicht, daß wir Mühe hatten, mit den Pferden durchzukommen. Dazwischen überall Garibaldi'sche Soldaten in den Uniformen aller Waffengattungen, Infanterie, Cavallerie und Scharfschützen, aber immer in der charakteristischen rothen Blouse, und die rothe Mütze, geschraückt mit den Farben Italiens, auf dem Kopfe. Höher hinauf wurden die Straßen einsamer und stiller, dann ersetzten die Häuser eintönige, graue Gartenmauern, über denen rothe Oleanderbüsche wehten und die Palme ihr schönes Haupt erhob; dann kamen wir am Castell St. Elmo vorüber. Auf dem Thurme Carl des Fünften, der noch aus normannischer Zeit stammt, wehte eine mächtige italienische Fahne. Nun lag die Stadt mit ihrem tausendstimmigen Geräusch hinter uns, im Trabe ging's über eine grüne, hügelige Ebene, welche in den Erhebungen überall die vulkanische Form zeigte, aufwärts. Links öffneten sich dann und wann wunderbar schöne Blicke über den Golf. Dann trabten wir durch einen dichten Ulmen- und Kastanienwald, der Führer immer mit einer unendlichen Ausdauer neben den abwechselnd trabenden und galoppirenden, kleinen Pferden. Zum ersten Mal wieder nach langer Zeit grüne Waldeinsamkeit, dunkler Schatten und erfrischende Kühle. Ich dachte an die frischen Laubwälder Deutschlands, an die grünen Buchenwälder auf den Thüringer Bergen, an die Wartburg und an

das rauschende, duftige Schwarzathal. Nun hielten wir auf einem kleinen, grünen Plateau. Auf zwei Seiten war das Plateau von mächtigen Lorbeerbäumen und Kastanien eingerahmt, aus denen hohe Pinien, wie mächtige, schwarze Federbüsche, ernst und still aufragten; an der einen Seite hinderte eine hohe, graue Mauer jede Aussicht. Wir waren auf der Höhe des Posilipp. Die Mauer war die Mauer des wunderbaren Klosters. In der Mitte der Mauer war ein Thor, dessen Bogen mittelalterliche Architekturreste zeigte. Dem Thore gegenüber war auf einem Postament von Lava eine Marmortafel angebracht, und auf der Marmortafel las ich lachend die Worte: „Keine Frau darf hier eintreten bei Strafe der Excommunication.“ Wir stiegen vom Pferde. Der Führer nahm die Sättel von dem Rücken der dampfenden Thiere, und streckte sich neben seinen Sätteln auf die Erde. Herr Z. zog den Glockenring neben der mittelalterlichen Pforte.

Zwanzig Mal zog er die Klingel, da endlich öffnete sich von Innen ein Schieber in der Mitte des Thores. Das charakteristische Gesicht eines tonsurirten Mönches blickte mich an. „Machen Sie nur auf, ehrwürdiger Vater,“ rief Herr Z. lachend. „Sie sehen, ich bin ein Fremder, und keine „Donna“; die Herzen der Mönche kommen in keine Gefahr, wir wollen Euer merkwürdiges Kloster sehen, von dem wir in unserem Lande dort oben im kalten Norden viel Wunderbares erzählen hörten.“

So schnell wurden unsre Wünsche indeß nicht erfüllt.

„Sie müssen mir erst versichern, Signor,“ sagte der Mönch von Innen, „daß sich auch kein Frauenzimmer in Ihrer Gesellschaft befindet.“

„Ich schwöre,“ rief ich nun mit der ernsthaftesten Miene von der Welt, „daß sich weder ein Mädchen noch eine Frau in unsrer Gesellschaft befindet, mein Vater,“ und fügte lachend hinzu: „Wir können nur unser innigstes Bedauern darüber aussprechen.“

Dann öffnete sich langsam das Thor. Vor uns stand der Pförtner des Klosters, ein Greis, in die weiße, wollene Kutte der Camaldoli gekleidet, die Kapuze zurückgeschlagen. „Wir sind von der strengsten Regel,“ sagte der Mönch, „über unsere Lippen kommt kein Fleisch, kein Wort und kein Kuß.“

„Aber Euer Garten, hat man uns doch in unsrem kalten Norden gesagt, ist doch das Paradies. Wie kann es im Paradiese keine Frauen geben?“

„Ihr habt Recht, Signor, wenn Ihr den Garten von Camaldoli ein Paradies nennt,“ erwiderte der Pförtner lächelnd, „aber gerade deshalb lassen wir keine Frau in unser Kloster. Bedenkt, daß schon einmal das himmlische Paradies durch eine Frau verloren gegangen ist. Tretet ein.“

Wir traten ein. Es war ein kleiner, schattiger Hof, von der einen Seite von Gebäuden umgeben, an der andern von dichtem Gebüsch von Lorbeeren, Camelienbäumen und blühenden Oleandersträuchen eingerahmt. Ein zweiter Mönch erschien auf dem Hofe. Der Pförtner brachte uns zu ihm, und sagte, daß er der Bruder sei, der uns führen würde, und dem es

für heute gestattet sei, zu sprechen. Ich redete ihn in französischer Sprache an, und er erwiederte mir in freundlichster Weise in ziemlich geläufig gesprochenem Französisch: „Wollen Euer Excellenz zuerst die Aussicht bewundern, oder sich erst bei einer Flasche aus unserm kühlen Klosterkeller von der Strapaze des weiten Weges erholen?"

„Ich sehe ja das Paradies, padre mio, wie kann ich da zuerst an Euren Klosterkeller denken, obschon ich überzeugt bin, daß Ihr vortreffliche Sorten habt?"

„Da sehe ich," sagte der Mönch mit schalkhafter Stimme, „daß Ihr ein Engländer seid."

„Diesmal irrt Ihr Euch, mein Freund, wir sind aus Deutschland, aber keine Tedeschi, sondern Freunde Italiens. Ihr meint, weil wir uns keine Zeit zum Trinken nehmen? O, das sollt Ihr sehen. Laßt eine Flasche von Eurem rothen Thränenwein in das Paradies bringen. Wir wollen im Paradiese die „Thränen des Herrn" trinken."

Der Mönch lächelte wohlgefällig und trug dem Pförtner auf, eine Flasche rothen Lacrymae Christi aus dem Klosterkeller zu holen. Unter immer grünen Eichen, zwischen Gebüschen von Lorbeer, Myrthen, Oleander und Limonien gingen wir nach dem westlichen Ende des Gartens und standen in einigen Minuten auf einem kleinen offenen Plateau. Ich trat bis an den Rand vor. Ein Taumel ergriff meine Sinne. Was sah ich? Ich stand im Paradiese und schaute die wunderbaren Küsten, welche Lucifer nach der Legende einst vom Himmel abriß, um sich auf Erden ein eigenes

Reich zu gründen, und um welche der Heiland die Thränen weinte, welche sich, als sie auf die Erde fielen, in die rothen Reben verwandelten, die an dem Abhange des Vesuv wachsen. Ich blickte bald nach dieser, bald nach jener Seite, ich war nicht im Stande, das große Rundgemälde zu fassen; ich legte mich nieder in das Gras, und ließ nun meine trunkenen Blicke über den Golf, über die Inseln, über die grünen, mit Reben und Oliven bedeckten Gestade bis zu der unendlichen Fläche des Meeres schweifen. Aus der Tiefe dampfte der unheimliche Schwefelpfuhl der Solfatara; mit einem Blicke umfaßte ich den Golf von Neapel in seiner ganzen Ausdehnung von Sorrent bis zum Cap Misene und den Golf von Gaeta bis zum Vorgebirge Circello. „Ich sah an dieser göttlichen Grenzstadt der Wasserwelt, an diesem aufsteigenden Gebirge von Palästen hinab. Weiß blickte das hohe St. Elmoschloß aus dem grünen Strauße. Mit zwei Armen umfaßte die Erde das schöne Meer, auf ihrem rechten, auf dem Posilippo, trug sie blühende Weinberge weit in die Wellen, und auf dem linken hielt sie Städte, und umarmte seine Wogen und zog sie an ihre Brust heran. Wie eine Sphynx lag dunkel das zackige Capri am Horizont im Wasser und bewachte die Pforte des Golfs. Hinter der Stadt rauschte im Aether der Vulcan, und zuweilen spielten Funken über ihm wie Sterne. — — Neapels halber Erdgürtel mit morgenrothen Palästen, sein Marktplatz von flatternden Schiffen, das Gewimmel der Landhäuser an den Bergen und am Ufer hinauf, und sein grünender Thron St. Elmo standen stolz

zwischen zwei Bergen vor dem Meere. — Ischia's Vomero stand wie ein Riese des Meeres in der Ferne, mit einem Wald umgürtet, und mit kahlem, weißen Haupt. Allmälig erschienen auf der unermeßlichen Ebene die Inseln nach einander wie zerstreute Dörfer, und wild drangen und wateten die Vorgebirge in das Meer. — Jetzt that sich gewaltiger und lebendiger, als das vertrocknete, vereinzelte Land, das Wasserreich auf, dessen Kräfte alle von den Strömen und Wellen bis zum Tropfen zusammengreifen und sich zugleich bewegen. Allmächtiges und doch sanftes Element! Grimmig schießest du auf die Länder, und verschlingst sie; mit deinen aushöhlenden Polypenarmen liegst du an der ganzen Kugel. Aber du bändigst die wilden Ströme und zerschmilzest sie zu Wellen, sanft spielst du mit deinen kleinen Kindern, den Inseln, und spielest an der plätschernden Hand, die aus der leichten Gondel hängt, und schickst deine kleinen Wellen, die vor uns spielen, dann uns tragen und dann hinter uns spielen.

Was bleibt mir nach einer solchen Schilderung zu sagen? Meine Augen vermochten damals eben so wenig die Herrlichkeit dieses Bildes zu umfassen, wie ich heute im Stande bin, mit Worten einen Kranz um das Bild zu legen. Meine vor Entzücken trunkene Seele mochte sich in meinen Augen spiegeln, der Mönch blickte mich lächelnd an.

„Mensch," rief ich, „ich schaue das Paradies, was macht Ihr hier auf diesem Thron des Zeus?"

„Unsere Ordensregel ist sehr streng," erwiederte der Mönch, „Arbeit, Enthaltsamkeit und Schweigen sind

drei Grundsätze unseres Ordens. Zehnmal des Tages, von drei Uhr Morgens an, feiern wir durch Gebet und durch Gesang unsere Andacht in der Klosterkirche; die Stunden, welche dazwischen liegen, verbringt Jeder mit dem Studium der geistlichen Werke in seinen Zellen oder mit Arbeit in seinem Garten, kein Wort geht über unsere Lippen, schweigend verzehrt Jeder in seiner Zelle die einfachen Mahlzeiten, welche aus einer dünnen Suppe und aus in Wasser gekochtem Gemüse und Brod bestehen, Fleisch und Wein ist uns untersagt, jedes Wort unter einander ist uns verboten, nur alle vierzehn Tage versammeln wir uns zu einem gemeinsamen Gespräch über geistliche Dinge für einige Stunden hier auf diesem Platze."

„Und Ihr verliert nicht den Verstand vor Sehnsucht nach der Herrlichkeit der Welt, in die Ihr hinabschaut?" rief Herr Z. „Was hat Euch denn zur Ertragung einer solchen Höllenqual bewogen?"

„Es ist die Vocation in unserer Seele, die uns in das Kloster geführt hat. Ich bin nun schon neunundzwanzig Jahre hier oben, und während dieser neunundzwanzig Jahre war ich nur einmal in Neapel, und einmal in Sorrent."

Ein Kanonenschuß fiel. Ein zweiter, ein dritter folgte. Dumpf rollte der Donner der Geschütze über die Terra di Lavoro und verhallte langsam an den grünen Berghöhen, welche sich rechts um Capua in einem langen Bogen bis zu den Felsen hinzogen, auf denen die Thürme von Gaeta im Morgensonnenschein funkelten.

„Vocation!" rief ich entrüstet aus. „Was ist das für eine Vocation, hier oben zu hungern, zu schweigen und zu entsagen? Der Mann dort unten, der Euren Re Bombino in Capua belagert, der Mann im rothen Hemd, der Held Italiens mit dem Muthe eines Löwen, und der Einfachheit eines Kindes, der Mann hat eine Vocation! Es ist die Vocation zur Befreiung Italiens!"

Ich füllte mir ein Glas mit dem rothen Thränenwein. Der Wein im Glase schimmerte im Reflex der Sonnenstrahlen wie Smaragd. „Evviva l'Italia!" rief ich, „evviva Garibaldi!" rief Herr Z. „Trinkt, mein Vater, und ruft: „Evviva l'Italia!""

Da glänzten die erloschenen Blicke des Priesters, wie der Wein im Glase. Seine gebückte Gestalt wuchs, sie wurde höher und kräftiger. Ich füllte ein zweites Glas, ich hielt es ihm hin, ich rief zum zweiten Mal: „Evviva Garibaldi!" Es leben die guten Priester, die in Sicilien für die Freiheit Italiens fochten, die vor Capua das rothe Hemd tragen."

Er nippte am Rande des Glases. Dann sprach auch er leise die Worte: „Evviva l'Italia! Evviva Garibaldi!" Ich trank den Rest des Weines und schleuderte das Glas in die Tiefe, in den dampfenden Schwefelpfuhl des Solfatara. Wiederum hallte lang anhaltender Kanonendonner über die Terra di Lavoro.

„Padre mio!" rief ich, „ich sehe, Ihr seid ein guter Priester, Ihr liebt Italien und Garibaldi. Wäre ein schönes Mädchen hier, sie sollte Euch, allen Euern Ordensregeln zum Trotz, jetzt einen Kuß geben. Was? Es wäre vielleicht der erste, den Ihr in Eurem langen

Leben bekommen habt?" Ein schmerzliches Lächeln flog über die alten verwitterten Züge des Greises. Vielleicht dachte er an einen Kuß, den er von schönen Lippen vor dreißig Jahren erhielt, bevor sich die Klosterpforte hinter ihm auf immer schloß. Seine Augensterne, welche erst einen Augenblick aufloderten, wie das letzte Flackern eines erlöschenden Feuers, als ich ihn an das Vaterland erinnerte, waren wieder erloschen, seine Gestalt erschien wieder gebückt und zusammengefallen. Er wandte sich ab. Sollten wir das schmerzliche Zucken auf seinem Gesicht nicht sehen, oder wischte er sich eine Thräne der Erinnerung aus diesen alten, erloschenen Augen. „Kommt," sagte er, „ich will Euch jetzt die Zellen und die Kirche zeigen."

Wir gingen und betraten einen großen, umzäunten Gartenraum. Der Raum war in einige dreißig Beete getheilt, jedes Beet war von dem andern durch einen breiten Weg geschieden. In der Mitte jedes Beetes stand ein ganz kleines Häuschen. Haus und Beet gehörten zusammen. Jedes Haus war die Wohnung eines Mönches, welches er nur verließ, um in der Kirche zu beten oder im Garten zu arbeiten — oder um in das Gewölbe unter der Kirche zur ewigen Ruhe einzugehen. Schweigend traten wir in ein's dieser Häuser. Wie waren wir über die dort herrschende Ordnung, und große Reinlichkeit überrascht! Auf dem Flur befand sich ein kleiner Heerd mit einigem Geräth zum Kochen, in dem Wohnzimmer stand ein hölzerner Stuhl, ein Tisch mit geistlichen Büchern, und an der Wand das Bett, eine Matratze von Lorbeer-

blättern mit einer härenen Decke. Auf den Fenstergesimsen standen Blumentöpfe mit blühenden Rosen und wohlriechenden Kräutern. Aus dem Wohnzimmer führte eine zweite Thür in eine kleine Hauskapelle, welche ebenfalls mit Blumen und Bildern ausgestattet war. Das Wohnzimmer und die Kapelle waren leer. Ich sah unsern Führer fragend an. „Es ist sogleich Andacht,“ sagte er, „sie sind auf dem Wege zur Kirche.“ Draußen hörten wir eine Glocke.

„Andiamo alla chiesa, padre mio.“

Nach einigen Minuten standen wir in der Klosterkirche. Sie war einfach und schmucklos, und hatte, außer einem Madonnenbild von Pietro Dominici hinter dem Hochaltar nichts Merkwürdiges. Zwei Mönche saßen bereits in den Betstühlen, und waren, gesenkten Hauptes, in leises Gebet versunken. Es waren Greise, von gewiß mehr als siebenzig Jahren, mit charakteristisch schönen Köpfen. Sie hatten die Blicke nach aufwärts gerichtet, die Augen blickten ernst und mit dem Ausdruck einer gewissen Verklärung. Ich dachte unwillkürlich an die Raphaelischen Köpfe im Palaste Pitti in Florenz. Ein Mönch war beschäftigt, den Strang der Klosterglocke zu ziehen. Es war die Glocke, die ich draußen gehört hatte. Ernst und eintönig klang sie durch den hohen Raum. Ihr Ton erfüllte mich wieder mit dem Gefühl der Einsamkeit und der Trauer. Wie herrlich, wie lebensmuthig klangen dagegen draußen vor Capua im Garibaldi'schen Lager die Trompeten, wenn es in die Schlacht ging, gegen den letzten Bourbonenkönig, wenn die Streiter in den rothen Hemden die dreifarbigen Fahnen in der Mitte, unter dem Gesang

des „All armi“ in die Linien einrückten! Da draußen lebte und blühte das neue Italien in jugendlicher Kraft und Frische; hier war Italien „das Land der Todten“. Würdevoll und langsam, gesenkten Hauptes, ernsten Blickes, betraten die Camaldolenser Mönche, Einer nach dem Andern die Kirche, langsam ging Jeder zum Hochaltar. Dort, Angesichts des Allerheiligsten, verneigte er sich tief, dreimal, und ging dann zu einem der Betstühle, um niederzuknieen, und die Andacht im schweigenden Gebet zu beginnen. Keiner von ihnen erschien mir unter sechszig Jahr, Manche mußten das siebenzigste, Einige das achtzigste Jahr überschritten haben. Die Gesichter trugen sämmtlich das Gepräge der Ruhe, ich möchte sagen, der starren Unbeweglichkeit. Keine Miene veränderte sich. Das vieljährige Schweigen hatte den Gesichtszügen und selbst den Muskeln dieser Charaktere starre Unbeweglichkeit aufgeprägt. Sie lagen da auf ihren Knieen, wie Bilder aus Marmor; nur die Augen, welche verklärten Blickes zum Hochaltar aufschauten, verkündeten, daß das Leben in diesen Gestalten noch nicht erloschen sei. Es war in der Kirche still, wie in dem Grabgewölbe unter den Marmorplatten, auf denen die Mönche knieten. Immer noch tönte der Klang der Glocken durch den hohen Raum, immer neue Gestalten erschienen unter dem Bogen des Eingangsthores, und schritten mit derselben Unbeweglichkeit auf den blassen, alten Gesichtern zum Hochaltar, um sich dreimal zu verbeugen und dann niederzuknieen. Ein unheimliches Gefühl beschlich mich. Leise flüsternd sprach ich mit meinem Führer, dem es heute vergönnt war, von dem Gesetz des Schweigens

eine Ausnahme zu machen, und zu sprechen. Er machte mich auf drei weißköpfige Greise aufmerksam, welche neben mir in dem Betstuhle knieten. „Sie sind alle drei nahe an den achtziger Jahren," sagte er, „und seit ihrem dreißigsten Jahre hier in unserm Kloster. Während dieser fünfzig Jahre waren sie niemals in Neapel. Ihr einziger Gang, den sie noch machen werden, ist der in das Grabgewölbe unter uns."

„Vielleicht, mein Vater, vielleicht auch nicht. Eine neue Zeit ist angebrochen für Italien. Das wiederauferstandene Italien wird die Klöster schließen. Wahrscheinlich wird Keiner von Euch hier oben sterben."

Wiederum blitzte ein Lebensfunke in den Augen des Mönchs, wie oben im Garten des Paradieses. Dann nahmen seine Züge wieder denselben Charakter starrer Unbeweglichkeit an. „Wie Gott der Herr es will," flüsterte er.

Nun begannen die knieenden Mönche, begleitet von dem Klang einer Orgel, einen Gesang in lateinischer Sprache. Der Gesang war eintönig und traurig, wie der Gesang am Sarge, wenn der Sarg auf dem Wege zur Gruft ist.

Der Gesang war zu Ende, ein neues, stilles Gebet begann. Da auf einmal ertönten mehrere Kanonenschüsse rasch nach einander, und nun erfolgte Schuß auf Schuß. Die Zwischenpausen bestanden nur aus Sekunden. Es war wie ein immerwährender in der Ferne rollender Donner, die Mönche lagen unbeweglich auf ihren Knieen, die bleichen Gesichter behielten denselben Charakter der starren Unbeweglichkeit, wie vorher. Keine Miene veränderte sich. Der Kanonendonner

wurde immer stärker und anhaltender. Aber in der Seele der Mönche hallte er nicht wieder. Sie beteten zu ihrem Gott, zu dem Gott der Strenge und Entsagung. Wir sprangen auf. „Das ist das Bombardement von Capua," rief Herr Z. in der Erregung laut in italienischer Sprache, „heute stürzt der Thron des „Re Bombino." Morgen zieht Garibaldi in Capua ein."

Der Mönch zog uns hastig aus der Kirche. „Wenn Gott der Herr es will," sagte er. Auf den Gesichtern der knieenden Priester sah ich nicht die geringste Erregung. Sie blieben starr und todt, wie vorher.

Ganz deutlich hörten wir den Kanonendonner in dem kleinen schattigen Hofe. Wir zählten jeden Schuß. Herr Z. schrie dem Pförtner zu, „sagt, daß man die Pferde vorführt, wir müssen in's Lager."

In zwei Minuten saßen wir im Sattel. Unser freundlicher Begleiter hatte uns bis zur Klosterpforte begleitet. Er lächelte über unsere Hast. Wir drückten ihm herzlich die Hand. Schlug doch auch sein Herz für Italien und für den heldenmüthigen Befreier des unglücklichen Landes. „Evviva l'Italia!" rief ich ihm nochmals zu, wie wir über das kleine grüne Plateau im Galopp in den schattigen, frischen Ulmenwald abwärts an der Klostermauer entlang sprengten. „Evviva l'Italia!" hörten wir ihn rufen. Aus der Klosterkirche erklangen die traurigen Töne des Grabgesanges. Im gestreckten Laufe stürzte der Führer hinter uns her, uns unaufhörlich zurufend, daß wir die „buoni cavalli" in Grund und Boden reiten würden.

Eilftes Kapitel.

Ein Sonntag in Santa Maria.

Parade der Nationalgarde in Neapel. Fahrt nach Santa-Maria. Maddalone. Caserta. Santa Maria. Stille im Lager. Ruinen des alten Capua. Ein Abend auf den Trümmern des Römischen Amphitheaters. Die Schlacht am 1. October.

Es war der letzte Sonntag im September. Der Himmel war ohne ein Wölkchen, von jener intensiven, funkelnden Bläue des Südens, deren Ton der Maler mit allen Farben seiner Palette niemals auf der Leinwand hervorbringen wird, so lange er seinen Pinsel nicht in Sonnenlicht tauchen kann, und die gerade im Zenith stehende Sonne übergoß den Golf von Neapel und die weißen am Posilipp aufsteigenden Häuserterrassen mit einer Gluth, welche von Stunde zu Stunde unerträglicher wurde. Auf dem Platze vor dem frühern Residenzschlosse der Bourbonen, wo jetzt die mit Segeltuch verhüllten Reiterstatuen Karl's des Dritten und Ferdinand's des Ersten standen, hielt General Ayala, Oberkommandant der Neapolitanischen Nationalgarde, die erste große Parade ab, und sämmtliche Bürgerwehr-

männer von Neapel sollten an diesem Tage zum ersten Mal das Vergnügen haben, in ihren neuen, blauen Uniformen, die rothe Mütze auf dem Kopfe, in Masse und unter klingendem Spiele vor ihren Mitbürgern aufzumarschiren. Aus allen Straßen rückten sie compagnienweise unter Trommelschall und Hörnermusik heran, die Strada di Toledo leuchtete im funkelnden Sonnenschein wie ein langer, aufsteigender Wald von Bajonneten, die ganze große Stadt glich einem ungeheuren Lager, in der Alles sich zu einer Schlacht oder zu einem Sturme vorbereitet und auf die Sammelplätze eilt. Es war indeß nicht so gefährlich. Wie gesagt, das ganze Getümmel, die Fanfaren der Hörner, der Schall der Trommeln galt nur einer Parade, nicht einer Schlacht gegen die Truppen König Franz des Zweiten, des Re Bombino, wie man ihn in Neapel zu nennen pflegte. Hätten die Trommeln und Hörner sie am nächsten Morgen zur Schlacht gerufen, welche vierundzwanzig Stunden später auf der ganzen Aufstellungslinie der Garibaldischen Armee wüthete, sie wären schwerlich mit diesem Eifer nach dem Bahnhofe von Caserta marschirt!

Jedenfalls sahen sie recht gut aus, die einzelnen Compagnien, welche aus allen Richtungen über die Piazza San Carlo marschirten. Die Waffenröcke von blauer Leinwand, die Uniformshosen mit breiten, rothen Streifen, das schwarze Lederzeug, die rothen Mützen mit Goldstreifen kleideten vortrefflich, die Gewehre und die Bajonnete waren blankgeputzt, die Hirschfänger waren neu aus den Waffenläden gekauft, und an Griff

und Scheide reich mit Goldzierath geschmückt, die Offiziere trugen breite blaue Schärpen über den Schultern, und als sie in der Stärke von etwa fünfundzwanzigtausend Mann in der Höhe von zehn Reihen in einem colossalen Viereck auf dem weiten Platze aufgestellt waren, boten sie ein kriegerisches und prächtiges Bild. Die dreifarbigen Fahnen Italiens, oft von seidenen Stoffen und mit Goldstickereien durchwirkt, wehten über den einzelnen Abtheilungen, alle Musikcorps begannen einen kriegerischen Marsch, und General Ayala durchritt im kurzen Galopp, von seinem Stabe umgeben, von Trompetern, die Trompete auf dem Rücken, gefolgt, die Reihen, von unzähligen Evviva's, von Beifallsklatschen der außerhalb des Kreises der Truppen und an den Fenstern des Palastes stehenden Menge empfangen und begleitet. Oft durchbrachen die Rufe „Evviva Garibaldi“ und „Evviva l'Italia“ das Beifallsrufen. Dann begann das Defiliren der einzelnen Compagnieen vor dem General, der sich mit seinem Stabe unter den Fenstern des Palastes aufgestellt hatte. Die ganz in graues Segeltuch eingehüllten Königsstatuen auf ihren Pferden auf den hohen Postamenten nahmen sich über diesem bunten, farbestrahlenden Bilde höchst sonderbar aus. Sie bildeten einen eben so düsteren Contrast zu demselben, wie die düstere Vergangenheit der Stadt zu der heiteren geräuschvollen Gegenwart, zwischen der kaum drei Wochen lagen. Als das Defiliren der Truppen begann, stieg ich in einen Fiaker, und fuhr nach dem Bahnhofe von Caserta, um mich mit dem Mittagszuge nach Santa Maria, der äußersten Vorpostenkette

der Garibaldischen Armee im Lager vor Capua zu begeben.

Auf dem Bahnhofe zu Caserta herrschte heute ausnahmsweise eine ganz besondere Stille und Ordnung. Es fanden keine Truppentransporte in das Lager statt, und die Bahn war dem Gebrauch des Publikums wieder eröffnet, während der letzten acht Tage eine seltene Erscheinung. Ohne alle Mühe gelangte ich heute zu einem Billet und einem Platz, und nach wenigen Minuten dampfte der Zug heute zur bestimmten Stunde ab. Außer einigen Bürgern und Landleuten, welche nach Maddalone, Caserta und Santa Maria zurückkehrten, war indeß Niemand auf dem Zuge. Die Verbindung war zwischen Capua und Santa Maria seit dem Anfang der Belagerung der Festung unterbrochen, und die Bahn von Neapel nach Capua und Caserta hat bekanntlich keinen andern Zweck, als die Hauptstadt des Landes mit dem Palast von Caserta, einem der schönsten und größten Lustschlösser Europa's und mit den Festungen von Capua und Gaeta in Verbindung zu bringen. König Ferdinand der Zweite liebte das Reisen und die Eisenbahnen nicht. „Eisenbahnen und Straßen befördern Reisen und Bildung„ sagte er, „und Reisen und Bildung befördern die Verschwörungen.“ Eine glänzende Logik! Die Logik eines Despoten, dessen Regierung man nur mit den Regierungen der blutbefleckten Tyrannen des alten Roms vergleichen kann, und der in den Despoten der ganzen neueren Geschichte nur ein Ebenbild findet, den Herzog Franz den Fünften von Modena. Landhäuser, Kastanienbäume

und Rebengelände flogen vorüber, über den grünen Höhen, welche das reiche und fruchtbare Landschaftsbild einrahmten, erhob sich der dampfende Kegel des Vesuvs, welcher eine dichte Dampfwolke, dann und wann mit Feuerfunken vermischt, in die blaue Luft hinaufsandte. Es war eine wahrhaft afrikanische Hitze. Der Eisenbahnzug hielt einige Minuten. „Nola, Signori, Nola!“ riefen die Conducteure. Es war die Station, wo die kleine Zweigbahn nach Salerno abgeht, die einzige ganz kurze Bahnstrecke im Königreich beider Sicilien, welche einen commerciellen Zweck hat. Mehrere der auf dem Zuge befindlichen Personen vertauschten ihren Platz mit einem Platz in den Coupé's der andern Bahnlinie, außer mir waren nur noch drei Reisende zurückgeblieben, und in wenigen Minuten hielt der Zug bei Maddalone, dessen Häuser und Kirchthürme in einiger Entfernung aus der Mitte breitblättriger Kastanienkronen aufragten. Eine Abtheilung Garibaldischer Truppen in ihren rothen Blousen war auf dem kleinen Bahnhofe stationirt. Weiter brauste der Zug nach Caserta. Die Mauern eines einsamen Klosters und die gebrochenen Trümmer eines mittelalterlichen Schlosses erschienen links auf den Berghöhen. Dann traten die Baumgruppen dicht zu beiden Seiten an den Bahndamm hinan, durch ihre dichten Zweige wehte ein erquickendes Lüftchen, kühler Baumesschatten lagerte sich über der Ebene, auf welche die Sonne funkelnde Streiflichter ausstreute. Die Sonntagsruhe, welche über der ganzen Ebene ausgebreitet lag, that mir nach dem Lärm und der Aufregung, welche Neapel vom frühen

Morgen bis in die späte Nacht erfüllte, ordentlich wohl. Und doch mähte auf diesen Feldern, über welche wir fuhren, täglich die Sichel des Todes; denn es verging fast kein Tag, wo die in Capua eingeschlossene bourbonische Armee nicht einen Ausfall machte! Aber es war heute Sonntag, und der Sonntag ist in ganz Italien ein Tag der Ruhe und der Stille. Nun lichtete sich der Wald, der Bahnzug hielt, und rechts erschien am Ende eines weiten Platzes der schöne und große Palast von Caserta, der Lieblingsaufenthalt des „Re Bomba“ und nach seinem Tode, der unglücklichen Prinzessin von Bayern, welche mit dem König Franz verheirathet ist. Jetzt diente der Palast dem Dictator von Süditalien, General Garibaldi, als Hauptquartier. Zu seiner persönlichen Wohnung hatte er ein paar kleine Zimmer im linken Flügel inne, ich glaube, es waren die am einfachsten eingerichteten Zimmer in dem mit unglaublichem Luxus und dem reichsten Comfort versehenen Schlosse. Im rechten Flügel wohnte General Türr mit seinem Stabe. Hinter dem Schlosse dehnen sich große prächtige Gärten und Parkanlagen aus; rechts an den Garten stoßen die Straßen des hübschen und freundlichen Städtchens Caserta. Außer einer Wache Garibaldi'scher Soldaten an der Bahnstation herrschte heute auf dem sonst so lebendigen Platze die stille Sonntagsruhe, welche sich der ganzen Bahnstrecke bemächtigt hatte. Weder eine Ordonnanz, noch eine Kanone, noch eine Truppenabtheilung war sichtbar. Nur die Mittagshitze brütete über dem ganz schattenlosen Platze, wie über dem Sande der Wüste.

Noch eine halbe Stunde und der Bahnzug hielt bei Santa Maria. Meine Mitreisenden waren Bürger aus dem Städtchen, und ich ging in ihrer Gesellschaft den heißen, schattenlosen Weg zu den Häusergruppen, welche sich in einer langen Linie vor uns über der grünen Ebene ausdehnten. „Das ist ja heute außerordentlich ruhig hier", äußerte ich zu meinen Begleitern.

„Nun es ist der Sonntag. Desto stürmischer geht es gewöhnlich am Montag her. Da haben sie drüben in Capua ordentlich ausgeruht."

Die Straßen des sehr freundlichen Städtchens schauten besonders schmuck und rein aus — die Fensterscheiben waren blankgeputzt, die grünen Jalousien abgewaschen, das Pflaster gekehrt, und vor den Thüren ihrer Häuser auf dem schattigen Hausflur saßen die Bürger in Hemdsärmeln, rauchten Cavourcigarren und tranken die in Italien so beliebte Tasse schwarzen Kaffe. Die Läden waren geschlossen. Der Contrast war interessant, wenn ich ihn mit einem meiner Besuche vor einigen Tagen verglich, wo ich das ganze Städtchen voll Kriegsgetümmel und Verwundeter gefunden hatte. Ich ahndete nicht daß der nächste Morgen mir ein gleiches Schauspiel bieten sollte. Uebrigens war es hier belebter, wie auf der ganzen Bahnstrecke von Neapel nach Santa Maria. Trotz der Sonntagsruhe sah man, daß man in der Nähe der Vorposten vor einer belagerten Festung war. Einzeln und in Trupps schlenderten Soldaten durch die Straßen, Infanterie, Bersaglieri und Zuaven. Sie waren lange nicht so stattlich angekleidet, wie die Nationalgarden, deren Pa-

rade ich heute beigewohnt hatte. Von Putz und Schmuck an den Waffen war hier keine Rede. Manche rothe Blouse trug die Spuren eines Nachtlagers auf bloßer Erde. Aber es waren durchweg kriegerische Gestalten, von der Sonne gebräunte Gesichter, denen die den Hals freilassende Blouse vortrefflich stand. Die Uniformen in der Garibaldischen Armee boten überhaupt einen sehr malerischen Anblick. Nur die rothe Blouse und die rothe Mütze trugen alle Soldaten gemeinschaftlich. Sonst war eine gemeinsame Kleidung durchaus nicht streng vorgeschrieben. Weite leinene Beinkleider mit Ledergamaschen, welche die halbe Wade bedeckten und sich an die Fußbekleidung anschlossen, war die gewöhnliche Tracht. Jeder schmückte sich dann diesen Anzug selbst aus wie es ihm gefiel und wie der Geschmack ihm zusagte. Manche trugen eine Schärpe um den Leib, ein Tuch in den Farben Italiens um den Hals, über welches der weiße oder bunte Hemdekragen herübergelegt wurde, die Officire trugen hie und da goldene Achselschnüre oder goldene Stickerei an dem grünen Kragen und grünen Aufschlägen ihrer Blousen, regelmäßig waren aber die Abzeichen der Grade an den Mützen zu erkennen, deren grüner Rand mit zwei, drei, vier oder fünf Goldstreifen umzogen war. Die Blousen, welche wegen ihrer Weite dem Körper freie Bewegung ließen, waren von krapprother Wolle, hatten grüne Aufschläge an den Aermeln und am Kragen, und sind im Felde in der Sommerhitze in Italien eine weit praktischere und kühlere Tracht, wie die steifleinenen, engen Waffenröcke der österreichischen Soldaten in Venetien, welche

Arme und Brust viel zu eng umschließen, die Bewegung hindern, und weit eher Erkältungen veranlassen als der baumwollene Stoff, welcher die Ausdünstung auf der Haut nicht zurückhält. Ich begreife nicht, daß die österreichische Militairverwaltung nicht längst die leinenen Röcke ihrer Soldaten in Italien durch baumwollene Blousen ersetzt hat. Dann wurde die Stille plötzlich durch einzelne, lang gehaltene Hörnerfanfarren oder durch den Galopp eines schweißbedeckten Pferdes, auf dem ein Courier von Caserta oder von Maddalone mit einer Depesche zu den äußersten Vorposten jagte, oder durch den Schritt einer Patrouille unterbrochen, welche die Schildwachen ablöste. Ich ging zuerst zu meinem braven Apotheker, der zugleich die Stelle eines Sergeanten in der Nationalgarde von Santa-Maria bekleidete, und schickte ihn auf Erkundigungen nach dem Obersten Longo aus, dann begab ich mich zu meinem eben so braven Wirth Ricciardi in der Straße Ricciardi, bei dem ich immer während meiner Anwesenheit in Santa-Maria gegen äußerst mäßige Bezahlung ein Bett fand. Logis und Essen waren in Santa-Maria in damaliger Zeit theuer und oft gar nicht zu finden, und ein Freund vom Nachtquartier auf dem Pflaster oder auf einer Kirchentreppe, wie die Lazzaroni, bin ich niemals gewesen. Signor Ricciardi zog gerade seinen blauleinenen Uniformsrock an — die rothe Nationalmütze hatte er immer, ich glaube auch Nachts im Bette auf dem Kopfe; wenigstens habe ich ihn niemals ohne dieselbe gesehen — um auf Wache zu ziehen; auch er war Sergeant in der Nationalgarde von Santa-Maria.

Er streckte mir die Hand entgegen. „Kann ich denn, wenn ich hier bleiben will, ein Bett haben, mio caro?"

„Si, Signor, immer," rief er lachend, „heute ein ganzes Zimmer allein."

„Nun, wie ist es," fragte ich, „jetzt bin ich acht Tage nicht hier gewesen: wird Garibaldi Capua nun bald bombardiren, oder wird er es nicht bombardiren?"

„Oh," erwiederte der würdige Sergeant, und schnallte seinen Hirschfänger um, der ihm zugleich als Aufsteckbajonnet diente, „sprechen wir nicht davon, das ist ein wahrer Jammer, daß wir gar nicht zu Ende kommen. Garibaldi ist viel zu hochherzig und viel zu gut gegen das bourbonische Lumpengesindel da drinnen in dem Nest, wir hätten Capua lange, wenn es mal ordentlich vierundzwanzig Stunden vom Monte San Angelo herab zusammengeschossen würde. Aber es geschieht nicht. Sie waren ja hier bei den Vorposten heute vor acht Tagen. Die Frist war gerade um, welche Garibaldi den Bürgern gestellt hatte, heraus und in's Lager zu kommen. Es war ein so schöner Tag wie heute. Ist wohl eine Katze herausgekommen?"

„Keine Katze," wiederholte ich.

„Ich sage Ihnen, Signor, es ist nichtsnutziges Gesindel da drinnen, die Bürgerschaft ist bourbonistisch, wie in Caserta und in Gaëta. Der Re Bomba hat sich immer da aufgehalten, und sie haben genug vom Hofe gezogen. Das ist die ganze Anhänglichkeit. Wäre ich Garibaldi, ich ließ das Nest zusammenschießen. Es wird noch lange dauern, ehe der Commandant sich

ergiebt. Was sagen sie davon in Caserta, im Hauptquartiere, bei Garibaldi?"

„Ganz dasselbe, mein Freund. Garibaldi sagte: Man soll von mir nicht sagen, wie von Franziscus dem Zweiten, daß ich eine Stadt bombardirt habe. Ich werde Capua von Gaëta abschließen, und dann wird sich die Festung ergeben."

Damit gingen wir auf die Straße hinaus. Der Sergeant ging auf seinen Wachtposten und ich zu meinem Apotheker. Seine Erkundigungen hatten kein Resultat gehabt, man hatte ihm gesagt, der Oberst müsse in St. Leucis stehen, in Santa Maria sei er nicht. Ich ging sodann in das in derselben Straße befindliche Kaffeehaus, um einige mir befreundete Offiziere dort zu treffen; der Cameriere sagte mir, sie befehligten die Vorposten beim Amphitheater. Am Fenster saßen einige Bürger aus Neapel, welche ich kannte, in Nationalgarden-Uniform; sie waren auch hinausgefahren, um sich den Stand der Dinge einmal anzusehen. Ich setzte mich zu ihnen und plauderte mit ihnen von Re Bombino und von den letzten Decreten der Garibaldi'schen Regierung gegen die Priester, welche dieselben mit der Strafe der Aufrührer bedrohten, falls sie sich um Politik bekümmerten und gegen die neue Regierung intriguirten.

„Nun es war Zeit," rief der Eine, „diese Priester hetzen und intriguiren und wiegeln die Bauern auf, ich sage Ihnen, wenn das so fortgeht, kann es sehr gefährlich werden. Es sollte einmal ein Exempel statuirt und einige Dutzend von ihnen todtgeschossen

werden, dann würden sie die Courage verlieren. Warum so viel Umstände machen mit diesen Leuten? Hat die Polizei mit uns so viel Umstände gemacht, wenn sie uns massenweise verhaften und in die schmutzigen Löcher der Polizeipräfectur oder in die Kerker von St. Elmo werfen ließ? Wissen Sie denn, daß die Folter hier ebenso in den Polizeigefängnissen angewendet ist, wie in Sicilien?"

„Ich freue mich nur," sagte der Andere, „daß wir diese Schergen, was wir von ihnen greifen konnten, in der letzten Zeit des Bombino todtgeschlagen haben. Daß uns nur der Maniscalco entwischt ist, dieser Hauptspitzbube! Vielleicht fangen wir ihn noch in Capua."

Während dem war es Abend geworden. Wir verließen das Kaffehaus, und gingen an den großen Kasernen vorüber, in denen jetzt die Garibaldischen Truppen einquartirt waren, nach dem äußersten Ende des Städtchens. Die Straße mündete auf einen weiten Platz. Links bildeten das Ende der Häuserreihen zwei große Kasernen, an deren Hinterseite eine schmalere Straße in die Stadt zurückführte. Sie war mittelst Holzstücken, umgestürzter Fässer und Baumstämmen verbarricadirt. Vor der Barricade war ein breiter Graben gezogen, um die Cavallerieangriffe zu hindern. Rechts erhoben sich die Trümmer eines der besterhaltensten Amphitheater Italiens. Es war classischer Boden, auf dem wir standen, die sogenannte terra di Lavoro. Das Amphitheater war das Theater des alten Capua, auf dessen schwelgerischen Festen einst Hannibal

seinen Römerzug vergaß, die einzigen Trümmerreste, welche von dieser großen und mächtigen Stadt übrig geblieben sind. Zwischen dem Platze und den Kasernen führte die Heerstraße nach der Festung Capua. Santa Maria ist eigentlich eine Vorstadt der Festung. Von den Kasernen bis zu den Festungsgräben ist es kaum eine halbe Stunde.

„Kommen Sie, wir wollen uns auf die oberste Stufe des Amphitheaters setzen," sagte einer der Neapolitaner, „der Mond muß bald aufgehen."

Wir traten durch eines der noch wohlerhaltenen Thore in das Innere des Theaters. Die unteren Räume desselben haben zwei Jahrtausende überdauert, und einige Reihen colossaler Steinsitze steigen noch ringsum in die Höhe. Die oberen Reihen und die Umfassungsmauern haben die Zeit und die Zerstörungssucht der Menschen, welche mächtiger ist, wie die Zeit, hinabgestürzt. Mauerbruchstücke, gebrochene Säulen und Rundbogenstücke liegen in Trümmern auf dem Boden. Nur an der Seite, wo wir eintraten, steht noch ein Stück des colossalen Theaters in seiner ganzen, imposanten Höhe da. Dort stiegen wir hinauf und setzten uns oben auf die Krone der Umfassungsmauer. Einige Soldaten der Garibaldi'schen Armee hatten dort oben schon Platz genommen.

„Hier, wo ich sitze, saß vielleicht einst Hannibal," sagte ich unwillkürlich, „und schaute dort unten den Thierkämpfen in der Arena zu."

Da erhob sich der Mond drüben über den grünen Höhenzug des Monte San Angelo und goß langsam

ein silbernes Lichtmeer über die terra di Lavoro. Immer heller und klarer wurde der silberne Duft, und bald war die ganze, grüne Ebene hell wie am Tage. Weit trat der Monte San Angelo aus den Bergen, welche die Ebene bis nach Gaëta einschließen, hervor, und streckte einen Arm drohend über die Stadt aus. Die Festung lag so nahe vor uns, daß man hätte glauben sollen, die Kanonenkugeln aus der Festung könnten in die Marmorsitze des Amphitheaters einschlagen. Wir konnten ganz genau die einzelnen Theile des Walles, die verschiedenen Bastionen und die Thürme unterscheiden. Wie ein vielfach gewundenes Silberband schlängelte sich der Volturno, an der Seite des Monte San Angelo aus den Bergen kommend durch die Ebene, überall leuchtete sein Spiegel aus dem dunkeln Gebüsch auf.

„Wie breit ist der Volturno hier?" fragte einer der Neapolitaner die Garibaldischen Soldaten.

„Zweihundert Fuß. Er ist aber sehr tief. Sehen Sie dort die Mühlen? Sie liegen noch außer dem Kanonenbereich des Platzes. Dort ist der Uebergang ohne Brücke möglich. Dort sind wir auch über den Fluß gegangen. Unsere Batterie liegt dort oben auf der vorspringenden Ecke des Monte San Angelo."

„Die Kanonen werden aber leider nicht gebraucht," erwiderte der Neapolitaner.

Der Soldat schwieg.

Da ertönten drüben an der andern Seite des Platzes kurze Trommelwirbel und aus dem großen Thore der Kaserne zog eine Compagnie Garibaldischer

Truppen nach der anderen, um die Straße nach Capua während der Nacht zu besetzen. Jeder Soldat trug über der rothen Blouse einen graublauen Mantel in der Form der piemontesischen Capotte von einem dickwollenen Stoff, und statt der leinenen Hosen Beinkleider aus demselben Stoff. Hätten sie nicht die rothe Mütze getragen, man hätte sie aus der Ferne für piemontesische Truppen halten können. Ich erwähne dieser Details in der Kleidung deshalb ausdrücklich, weil die Correspondenzen der Augsburger Zeitung behauptet haben, die Garibaldischen Soldaten wären so schlecht equipirt, daß in der Nacht des 2. October mehrere von ihnen in ihrem rothen Hemde am Volturno erfroren wären. Wer die Garibaldische Armee gesehen hat, weiß, daß bereits am 27. September der von mir oben beschriebene Anzug überall bei den Vorposten eingeführt war. Unter dem Gesange des Marsches der Alpenjäger, der Marseillaise des neuen Italiens, marschirten sie in langen Colonnen auf der Straße nach Capua auf.

Das va fuori klang so begeisternd durch den stillen Mondscheinabend, daß wir Alle, als der Refrain des Liedes wiederholt wurde, denselben mitsangen. Die Soldaten begannen den zweiten Vers. Drüben von Capua fielen nach einander drei Kanonenschüsse. „Was ist das?" rief einer der Neapolitaner, welcher neben mir saß. „Sollte die Besatzung einen Ausfall machen?"

„Wenn es jetzt Morgens drei Uhr wäre," erwiderte einer der Garibaldi'schen Soldaten, „dann

wäre es wohl möglich, aber jetzt ist nicht daran zu denken. Da sehen Sie?"

Zwischen den in der Nähe des Flusses befindlichen Baumgruppen leuchtete es auf, wie ein Feuerschein. Das Echo des letzten Schusses rollte noch durch das Gebirge. Plötzlich schlug aus den Bäumen eine Flamme hell auf, und bei ihrem Schein sahen wir ein brennendes Haus.

„Da sehen Sie, Signori, da wissen Sie, warum geschossen wurde. Sie haben dort von der Festung aus mit einer Bombe das Bauernhaus unten in der Ebene angezündet. Diese Barbaren! Einen militärischen Zweck hat es nicht. Aber so ist ihre Gewohnheit."

Immer heller und leuchtender stieg der Mond an dem tiefblauen Firmamente in die Höhe, und glänzende Sternbilder traten aus dem in silbernes Mondlicht getauchten Aethermeer hervor, blitzten und funkelten, wie Edelsteine und warfen zuweilen lange Feuerfunken in den Weltenraum. Es war eine wunderbar poetische Nacht des Südens! Ein leiser Wind rauschte dort unten in den Kastanienwipfeln; er trug auf seinen Schwingen Rosen- und Limoniendüfte, die silbernen Wellen des Volturno glitzerten und leuchteten im Mondlicht, wie Silberströme, lodernd und prasselnd schlug dort unten die Flamme aus dem brennenden Hause in die Höhe; die ganze Ebene zwischen Capua und Gaëta flimmerte, wie ein blaßgrünes Meer; dort im Norden, an den äußersten Linien des Horizons, welcher sich wie ein Schattenstreifen am Firmament abhub, mußten sich die Thürme von Gaëta erheben. Unter uns schimmerten

die Stufen des Amphitheaters, wie weißer Marmor. Es war mir, als wenn ich die tapfern Krieger Carthago's dort unten sitzen sehen müßte und den Kämpfen der Löwen und Parder zuschauen. Drüben vom Platze tönten die Klänge des letzten Verses des Gesanges der Alpenjäger herüber.

Da stieg ein junger Mann in der rothen Blouse die obersten Stufen des Amphitheaters zu uns hinauf. Auf den Schultern und an der Mütze trug er die goldenen Schnüre des Capitäns der Infanterie. Eine seidene Schärpe in den Farben Italiens umschlang seine feine Taille. Sein Gesicht war sehr bleich, und hellblondes Haar umlockte seine noch bleichere Stirn. „Bona sera, Signori“, rief er, als er die letzte Stufe hinaufstieg. Erstaunt sah ich in das bleiche Gesicht. Ich mußte es irgendwo gesehen haben, tausend Gedanken durchkreuzten in dem Moment meinen Kopf; aber alle meine Erinnerungen ließen mich im Stich. Auch er schien mich ebenso erstaunt zu betrachten. „Sahn wir uns nicht irgendwo, Capitän?“ fragte ich ihn in deutscher Sprache.

„Ja wohl, ja wohl“, erwiderte er, „nur wo?“

Jetzt kam mir eine Erinnerung. Ja, da stand er vor mir, nicht bleich und krank, wie heute, sondern frisch und blühend, in der weißen österreichischen Uniform. „Es war in Verona“, rief ich, „vor der Schlacht bei Magenta.“

„Ja, vor der Schlacht bei Magenta, in Verona, alle Tage mit dem Feldmarschall!“

Dann reichten wir uns die Hände, und standen

einen Moment in die Erinnerung an die Vergangenheit versunken.

„Sehen wir uns hier wieder, Freund, rief er, sonderbar. Nicht für Sie sonderbar, aber für mich. Doch, Sie wissen ja, ich bin Magyar und liebte Italien. In der Schlacht bei Solferino führte ich meine Compagnie zu den Piemontesen hinüber. Wir standen im Centrum. Es lebe Ungarn, es lebe Italien! riefen Tausend mit mir. Ich trat in die piemontesische Armee ein. Ich lernte Garibaldi kennen. Später war ich, um die Truppen zu organisiren, in der Romagna. Dann, als Garibaldi die Expedition nach Sicilien in Genua organisirte, nahm ich meinen Abschied in der piemontesischen Armee und zog die rothe Blouse an. Ich focht mit Garibaldi bei Catalafimi und Melazzo, und habe dann den Zug durch Calabrien mitgemacht. Ich habe Glück gehabt, nie wurde ich verwundet."

„Doch, Sie sehen krank aus, Freund," fragte ich.

„Ich habe das Fieber in Palermo bekommen," erwiderte er, „und kann es nicht wieder los werden. Sie fühlen es ja auch an meiner Hand!"

Seine Hand glühte in fieberischer Hitze.

„Warum schonen Sie sich denn nicht?"

„Ich würde es für unrecht halten. Sie wissen ja, unsere Armee ist nicht stark."

„Wissen Sie etwas vom Feldmarschall," fragte ich, „dessen Adjutant Sie damals in Verona waren. Wir haben so manchen Abend mit ihm zugebracht. Er war ein braver Mann und ein Freund Italiens.

Ich habe hernach in Lecco in seinem Quartier gewohnt."

Da zog ein Schatten über das heitere Gesicht meines Freundes. „Der Feldmarschall ist todt," sagte er mit schmerzbewegter Stimme. „Sie wissen, ich liebte den alten Mann sehr. Er wurde bei Solferino schwer verwundet."

Haben seine Augen den Sieg Italiens gesehen?"

„Ja," rief er, und die Freude flammte auf diesem bleichen, schönen Gesicht, „ja, seine Augen sahen die Fahnen Italiens und Frankreichs im Siege. Der Feldmarschall that seine Pflicht als Soldat, aber sein Herz, Sie wissen es, schlug für Italien."

Wir setzten uns nebeneinander auf die Marmorstufe. Schweigend starrten wir auf die mondbeglänzte Ebene. Der Augenblick war der Erinnerung an den todten Freund geweiht. Dann sprachen wir lange von dem Feldzug des vorigen Jahres. Der Hauptmann hatte bei Palaestro und Magenta gefochten und erzählte mir wunderbare Dinge. „Die Franzosen und Piemontesen mußten uns schlagen," sagte er, „sie hatten Kenntniß von allen unseren militairischen Bewegungen und Operationen. Unsere Führung war zu miserabel. Wir sind nicht durch die Uebermacht geschlagen. Die französisch-piemontesische Armee war bei Solferino nicht so stark wie die unsrige. Es schien uns nur so. Das Corps des Generals Niel durchzog den ganzen Tag die Schlachtlinie, und zeigte sich an den verschiedensten Punkten, so daß wir an allen Punkten eine größere Truppenmacht uns gegenüber zu stehen glaubten, welche

eigentlich gar nicht vorhanden war. Auch ist eine ganz andere Kampfweise in der französischen Armee. Während wir uns im Handgemenge immer in kleine Trupps von drei und fünf Mann auflösten, hatten die feindlichen Trupps eine Stärke von acht bis zwölf Mann, waren also auf diese Weise immer in numerischer Ueberzahl, ohne daß dieselbe eigentlich stattfand. Von den Angriffen der Turcos und der Zuaven, von diesem sprungartigen Vorgehen haben wir in der österreichischen Armee keinen Begriff. Glauben Sie mir, ich habe als Cornet den Feldzug von 1848 mitgemacht, ich half Venedig belagern. — Die Belagerung von Venedig hat Oesterreich 70,000 Menschen gekostet, — es ist ein anderer Geist in der Armee. Sie haben keinen Begriff von den Verlusten an Menschen in dem kurzen, aber mörderischen Feldzug des vorigen Jahres. Die Verwundungen waren furchtbar. Wissen Sie das Geheimniß des Friedens von Villafranca? Ich will es Ihnen sagen. Louis Napoleon legte dem Kaiser von Oesterreich eine so detaillirte Kenntniß unserer festen Plätze in Italien vor, daß Franz Joseph glaubte, überall getäuscht und verrathen zu sein. Deshalb war er so willig, den Frieden zu schließen."

Langsam schlug es neun Uhr vom Kirchthurme von Santa Maria. „Kommen Sie, Freund, wir wollen in die Stadt gehen und zu Abend essen. Ich muß um 11 Uhr mit meiner Compagnie die Freunde dort unten ablösen. Morgen ist Montag. Wahrscheinlich giebt es Etwas. Die Sonntagsruhe wird ihnen da drüben in Capua wohl Courage gemacht haben."

Wir standen auf und stiegen die Stufen des Amphitheaters hinab. Die beiden Nationalgardisten aus Neapel erklärten, sie wollten noch eine Stunde hier oben verweilen. Wir gingen über den Platz nach der Stadt. Die Gewehre im Arm, lagen die Soldaten in ihre Mäntel gehüllt und schliefen, bereit, auf den ersten Flintenschuß zu erwachen und den Kampf zu beginnen.

„Weiß Gott, tapfer sind sie Alle," sagte der Hauptmann, als wir durch die schlafenden Reihen gingen. „Bei Catalafimi, bei Milazzo, auch hier vor Capua haben wir immer Einer gegen Sieben gefochten; es ist der Gedanke, die Begeisterung für die Freiheit Italiens, welche sie stark macht. Und Garibaldi ist der tapferste von Allen. Es ist kein Gefecht, wo er sein Leben nicht zwanzigmal aussetzt. Mit dem Säbel in der Hand schlägt er sich, wie ein gemeiner Soldat."

In Santa Maria war noch Alles lebendig. Die meisten Häuser waren offen. Wir durchsuchten mehrere Wirthshäuser, ohne indeß ein Abendessen nach unsern Wünschen finden zu können. Ueberfluß an Speisen und Getränken gab es leider nie im Lager vor Capua. Der Italiener ist außerordentlich mäßig; dem norddeutschen Magen will aber die magere Kost und der Wein mit Wasser nicht recht behagen. Endlich gelang es uns, ein Souper zusammen zu stellen. Es ging aber über eine Suppe, einige Eier, etwas grünen Salat und ein sehr mageres Stück Manzo nicht hinaus. Dazu tranken wir eine Flasche Lacrymae Christi, rothen, wie er unter dem glühenden Krater des Vesuv wächst.

Das letzte Glas tranken wir auf die Freiheit Italien's, wo wir uns unter so wechselnden Verhältnissen gefunden hatten — la terra de' fiori — de' suoni, del carmi.

Ritorni qual era — la terra dell armi.

Das schönste Geschenk des Weltgeistes für das Menschenherz besteht darin, daß es die kommende Stunde nicht kennt. Es war das letzte Glas, was wir mit einander trinken sollten.

Der Capitain ging in seine Kaserne; ich in die Straße Ricciardi. Im Hause brannte kein Licht mehr. Ich klatschte in die Hände, und rief meinen braven Wirth. Nach einigen Minuten erschien er im Hemde am Fenster, die rothe Nationalgardenmütze, wie immer, auf dem Kopfe. „Subito, Signor!" rief er, und stieg die Treppe hinab, um die Hausthür zu öffnen. Nach einer halben Stunde lag ich im tiefsten Schlaf, und träumte von Hannibal, dem tapfern General der Carthager, von Garibaldi, von meinem wieder gefundenen, bleichen Freund, und von einem schönen Mädchen am Scalatheater, welches wir in Mailand gekannt — und er geliebt hatte. Auch ihr Herz schlug begeistert für die Freiheit ihres schönen Vaterlandes, „des Landes der Blumen, des Landes der Töne — jetzt des Landes der Waffen".

Da weckte mich eine tiefe Stimme aus meinen Träumen. Signor Ricciardi stand vor meinem Bette, die rothe Mütze auf dem Kopfe, aber nicht mehr im Hemde, sondern in seiner Nationalgarden-Uniform und in vollem Waffenschmucke. Auf dem Arm hielt er eine

andere Blouse. „Stehen Sie auf, Signor,“ sagte er, „es giebt heute einen heißen Tag.“

Ein knatterndes Gewehrfeuer unterbrach meine Antwort.

Mit einem Sprung war ich aus dem Bette, und in einigen Minuten angekleidet. Der Sergeant überreichte mir einen Säbel und einen Revolver. Von Moment zu Moment erneuerte sich das Gewehrfeuer. Wir sprangen die Treppe hinab auf die Straße. Die Thurmuhr schlug gerade fünf. Alle Häuser waren erleuchtet, alle Bewohner in den Straßen, überall Tumult, Soldaten und Patrouillen. Schuß auf Schuß fiel am Eingange des Städtchens. Aus der Ferne tönte Kanonendonner. Die Garibaldi'schen Vorposten mußten bereits im Gefecht sein. Die Schlacht am 1. Oktober hatte begonnen, das bedeutendste Gefecht, was vor Capua stattgefunden hat. Nach zwei Stunden war das Gefecht auf der ganzen Linie im Gange.

Garibaldi hat an diesem Tage Wunder von Tapferkeit gethan. Gegen zehn Uhr war die Linie der Garibaldi'schen Armee von den neapolitanischen Truppen, welche in der Stärke von 25,000 Mann angriffen, durchbrochen. Garibaldi hatte die Gewohnheit, in einem kleinen Wagen die Schlachtlinie im Galopp auf- und abzufahren, um an allen Punkten gegenwärtig zu sein. Er kam in dem Moment an, wo seine Linie durchbrochen wurde, und seine Streiter im Begriff waren, sich in wilder Flucht auf die Straße nach Maddalone zu stürzen. Eine Kartätschenladung zerschmetterte seinen Wagen und tödtete die Pferde. Der Wagen schlug

um und der General stürzte zur Erde. Sofort stand er wieder aufrecht, zog den Säbel, und stürzte sich, die ihm nahekommenden neapolitanischen Soldaten niederschlagend, mitten in das Gedränge. „Meine Freunde", rief er, „heute müssen wir Alle für Italien sterben." Als seine Soldaten ihn mit den beiden Offizieren, welche mit ihm im Wagen gesessen hatten, mitten im Handgemenge sahen, standen sie, kehrten um, und stürzten sich, ohne weiter zu feuern, auf die neapolitanischen Soldaten. Ein wilder Kampf begann. Eine Gewehrkugel traf Garibaldi an der Hüfte, machte ihm eine Fleischwunde und zerriß ihm das Beinkleid. „Wenn ich nur eine andere Hose zum Wechseln hätte," rief er, und streckte mit einem Säbelhieb den Soldaten, der ganz aus der Nähe auf ihn geschossen hatte, nieder. Nach einem Kampfe von wenigen Minuten war der Angriff an diesem Punkte zurückgeschlagen, und die Linie wieder hergestellt.

Das Schicksal Neapels hing heute an einem Haar und an Garibaldi's Leben. Es war der Geburtstag des letzten Bourbonenkönigs, und Franz der Zweite, dieser junge, blutbefleckte Tyrann, hatte seinen Soldaten versprochen, sie sollten heute Abend seinen Geburtstag auf ihre Weise in Neapel feiern, wenn es ihnen gelingen würde, die Garibaldi'sche Armee zu schlagen. Sie fochten deshalb mit großer Tapferkeit und mit einer seltenen Ausdauer. „Man muß diesen Banditen nur das Plündern versprechen, dann schlagen sie sich wie toll," schrieb ein neapolitanischer Offizier aus Palermo an einen Freund nach Neapel. Er sprach

von seinen eigenen Soldaten. Seit frühem Morgen war der Telegraph nach Neapel im Gange, immer neue Truppen auf das Schlachtfeld rufend. Um 12 Uhr telegraphirte Garibaldi an den Kriegsminister, General Cosenz: „Wir haben gesiegt. Der Feind ist auf der ganzen Linie zurückgeworfen.“

Die dunkeln Schatten des Abends lagerten sich auf der Ebene zwischen Santa Maria und Capua. Das ganze Städtchen war voll von Verwundeten, welche auf Wagen nach Neapel geschafft wurden. Von Zeit zu Zeit dröhnte noch ein Kanonenschuß von der Festung herüber. Der Kampf hatte sich bis an die Wälle der Festung gezogen. In der Hitze des Gefechts waren Garibaldische Truppen mit den neapolitanischen Soldaten in Capua eingedrungen. Auch die Ebene zwischen Santa Maria und der Festung war mit Todten und Verwundeten bedeckt, welche um Hülfe riefen. Es war ein schauriger, düstrer Abend. Zweitausend fünfhundert Mann von den Garibaldi'schen Streitern lagen todt auf dem Kampfplatz, oder stöhnten verwundet in den Häusern von Santa Maria und Caserta. Unter den letzteren war der Oberst Giacomo Longo, den ich Tags vorher aufgesucht hatte. Um fünf Uhr suchte ich meinen Freund, mit dem ich am vergangenen Abend von der obersten Stufe des römischen Amphitheaters auf die mondbeleuchtete terra di Lavoro hinab blickte. Ich fand ihn unter den Todten an der Barricade. Eine bourbonische Flintenkugel hatte ihn einige Zoll hinter dem linken Ohr in den Kopf getroffen und ihn auf der Stelle getödtet.

Zwölftes Kapitel.

Scenen aus dem Lager Garibaldi's vor Capua.

General Cosenz. Der Bahnhof in Neapel. General Ayala. Caserta. Stille im Schloß. Das Gefecht. Verwundete. Meine Gefangennehmung. Ein Student aus Breslau. Der Intendant von Caserta. Gefangene neapolitanische Soldaten. Garibaldi's Rückkehr aus dem Gefecht. Garibaldi.

General Cosenz, der Kriegsminister der revolutionairen Regierung des frühern Königreichs beider Sicilien, welches jetzt einen Theil des großen Königreichs Italien bildet, hatte mir einen Empfehlungs-Brief an General Garibaldi, den Dictator von Süditalien, geschrieben. Cosenz ist noch ein junger Mann — er kann sieben und dreißig bis neun und dreißig Jahre alt sein — einer der tapfersten, unerschrockensten und fähigsten Generale der Garibaldischen Armee; blond, mit blondem Schnurrbart und Kinnbart, groß, schlank, Intelligenz und Adel auf seinem ausdrucksvollen Gesicht, elegant in Tournüre und Bewegung. „Aufsuchen müssen Sie sich Garibaldi selbst," sagte er zu mir, „seiner ist jetzt etwas schwer habhaft

zu werden; fahren Sie nach Caserta, wenn Sie ihn nicht in Neapel finden. Hier ist der Brief, ich habe ihm geschrieben, daß Sie einer der besten und wahrsten Freunde Italiens sind." Dann faltete er den großen Bogen zusammen und schrieb mit ellenlangen Buchstaben darauf: „Generale Dittatore Garibaldi".

„Ich danke Ihnen, General. Die Schwierigkeiten, in dem fortwährenden Kriegsgetümmel vor Capua als auch hier in Neapel, Jemanden zu finden, sind mir leider hinlänglich bekannt. Den Oberst Giacomo Longo, an den mir Herr Massari und der Baron Poërio Briefe gegeben haben, suche ich bereits seit einigen Tagen in Santa Maria und im Generalstabsbureau in Neapel, ohne seiner habhaft werden zu können. Ich sehe schon, ich werde ihn in dem Moment finden, wo er schwer verwundet oder erschossen wird. Mazzini habe ich bereits auf der Polizei gesucht. Der Gedanke ist doch zu komisch, Mazzini auf der Polizei aufzusuchen."

„Wo Mazzini wohnt, weiß ich nicht," sagte der General, „fragen Sie Garibaldi; aber Oberst Longo steht in St. Leucis und wird wohl in einigen Tagen nach Caserta versetzt werden. Dort können Sie ihn finden."

Dann stürzten Ordonnanzen und Offiziere in das Cabinet des Ministers, und ich nahm einen Fiaker, um nach dem Bahnhof und von dort nach Caserta zu fahren.

Auf dem Bahnhof herrschte Getümmel und Verwirrung. Seit dem frühen Morgen tobte die Schlacht

in der Umgegend von Santa Maria, Caserta und Cajazzo; die königliche Armee hatte einen neuen Ausfall gemacht und auf der ganzen Linie der Garibaldischen Truppenaufstellungen wurde gefochten. Die Züge nach Caserta und Santa Maria waren heute für das Publikum gesperrt; nur Truppen wurden befördert, und der Telegraph war zwischen Neapel und Caserta in fortwährender Thätigkeit, um immer neue frische Truppen in die Schlacht zu senden. Mit Mühe gelangte ich in die inneren Räume des Bahnhofes. Ein langer Wagenzug stand gerade zum Abfahren bereit, und der ganze Perron war mit Garibaldi'scher Infanterie besetzt, welche sich zum Einsteigen fertig machte. Es war ein leuchtender, sonnenfunkelnder Septembermorgen. Der Himmel, welcher sich wie ein gewaltiger Dom über die weißen Häuserterrassen und über den in den wunderbarsten Reflexen strahlenden Golf von Neapel wölbte, glänzte und leuchtete in azurfarbener Bläue. Die rothen Blousen, die rothen mit Gold und den Farben Italiens geschmückten Mützen, die in malerischen Formen um den Leib oder um die Schultern geschlungenen Schärpen nahmen sich in dieser glänzenden Beleuchtung prächtig aus; die Strahlen der glühenden Septembersonne funkelten auf den blinkenden Bajonetten und auf den blankgeputzten Gewehrläufen und inmitten der Tausende von Bajonette wehte die dreifarbige Fahne Italiens, in deren bunte Falten mit großen goldenen Buchstaben die Worte gestickt waren: Italia libera, Dio vuole. General Ayala, Obercommandant der neapolitanischen Nationalgarde,

war in Begleitung einiger Offiziere seines Generalstabes anwesend, und mühte sich in der wahrhaft afrikanischen Hitze sichtlich ab, den Perron und die innern Räume des Bahnhofes von allen unbefugten Personen leer zu halten. Der Schweiß rannte dem kleinen dicken Mann stromweis über das gebräunte Gesicht, und er nahm alle zehn Minuten ganz unmilitairisch seinen Federhut vom Kopf, um sich das braune, krause Haar mit dem seidenen Taschentuch abzureiben. Ich stieg in ein Coupé, in dem ich noch einige Plätze leer sah. Da bemerkte mich der commandirende Offizier der Truppenabtheilung, welche den Zug besetzt hatte, ein großer, schöner, junger Mann mit blondem Haar und langem Schnurrbart. Er stürzte auf das Coupé zu, in dem ich saß, und setzte mir in sehr geläufig gesprochenem Französisch auseinander, daß ich wieder aussteigen müsse, weil mit den heutigen Bahnzügen nur Truppen befördert würden und das Gefecht auf der ganzen Linie in vollem Gange sei. Ich erwiederte ihm, daß ich dann gerade hinausfahren würde; er verlangte nun categorisch, daß ich schnell meinen Platz räumen solle, und nach einiger Hin- und Widerrede waren wir in den heftigsten Wortwechsel gerathen. General Ayala kam nun herbei; ehe er sich indeß in den Streit mischen konnte, zeigte ich dem Capitain das große Couvert meines Briefes mit den ellenlangen Buchstaben vor, und Garibaldi's Name übte eine so zauberische Wirkung aus, daß der ganze Sturm sofort beschwichtigt war, und der Capitain zu mir einstieg,

um den noch leeren Platz neben mir einzunehmen. „Werden Sie sofort in's Gefecht kommen, Capitain?" fragte ich ihn.

„Ich glaub's," rief er, ganz erhitzt aus, und trocknete sich den Schweiß ab, „draußen soll's heute stark hergehen."

Der Zug war ganz gefüllt. Auch nicht ein Einziger hätte in den Coupé's mehr Platz gehabt. In manchen Wagen waren die Sitzbänke herausgenommen und die Soldaten standen dicht aneinander. Außerdem waren die Decken der Waggons von denen, welche im Innern derselben keinen Platz gefunden hatten, erstiegen und besetzt. Das Zeichen zur Abfahrt wurde gegeben. Gerade zog eine andere Truppenabtheilung unter Hörnerklang und unter dem Gesange des Marsches der Alpenjäger in den Bahnhof. Alle auf dem Zuge befindlichen Soldaten fielen begeistert in den Gesang ein, und unter den brausenden Tönen der Marseillaise des neuen Italiens flog der Wagenzug aus dem Thore des Bahnhofes nach Caserta auf den Eisenschienen dahin.

„Si schindon le tombe — si levano i morti.
I martiri nostri — son tutti risorti!

So klang es auf dem Bahnhofe, so sangen die Streiter Italiens in den Wagen, so fröhlich und heiter, als wenn es zu einem Feste, und nicht auf das leichenbesäte Feld des Todes ginge. Die beiden Höhenzüge, welche die erste Bahnstrecke von Neapel nach Caserta

einschließen, waren mit vielen Tausenden von Bürgern, Frauen und Lazzaronis aus Neapel besetzt. Ein unendliches Beifallsklatschen, ein tausendstimmiges Evviva l'Italia! Evviva Garibaldi umbrauste von den Höhen den Zug, der Gesang wurde momentan unterbrochen, und Evviva l'Italia! Evviva Garibaldi! rief es aus den Wagen. Weiter flog der Zug durch die grüne, mit Olivenbäumen und Kastanien bedeckte Ebene, zwischen deren Stämmen gelbe Rebenguirlanden flatterten, dann rahmten bewaldete Höhenzüge, in sanften Formen aufsteigend, zu beiden Seiten die Ebene ein, und altersgraue Klöster und gebrochene Ruinen aus der Sarazenen- und Normannenzeit krönten die grünen Kuppen.

Va fuori d'Italia — va fuori ch' è l'ora,
Va fuori d'Italia — va fuori o stranier!

Leise verklang das Echo des „va fuori d'Italia', in den Bergen. Der Bahnzug flog über die Station, wo die Schienenstränge von Nola und Caserta sich kreuzen, ohne anzuhalten. Auch hier standen Hunderte von Landbewohnern zu beiden Seiten des Weges und riefen Evviva l'Italia, und schwenkten Hüte und Mützen. Der Zug flog nach Maddalone. Plötzlich hielt derselbe an, rückte dann langsamer vor, und bewegte sich zurück. Es entstand eine allgemeine Unruhe in den Wagen, Niemand kannte die Gründe dieser rückkehrenden Bewegung; wir sahen hinaus, rechts erhoben sich die Häuser und Thürme des Dorfes über den Kronen der Kastanienbäume, das Echo einer Gewehr-

salve hallte in den Bergen wieder und eine lange Wolke Pulverdampfes, welche langsam über dem Gebüsch aufstieg, zeigte uns die Stelle des Gefechts. Weiter sahen wir nichts, was als Motiv des Anhaltens des Wagenzuges hätte gelten können. Schon sprangen einige Soldaten aus den Fenstern und Thüren auf den Boden, da hielt der Zug. Der Kapitain und ich sprangen nun auch aus dem Wagen, und liefen an die Lokomotive. Der Kapitain fragte den Lokomotivführer und die Heizer, warum der Zug stocke? Der Lokomotivführer, erschreckt über das Gewehrfeuer, rief, daß die neapolitanischen Truppen an der Seite der Höhen gegen Maddalone vordrängen, und daß er es nicht verantworten könne, mit dem Bahnzuge in die Kampflinie zu gerathen. Da fielen ein halbes Dutzend neuer Schüsse, dem ein regelmäßiges Gewehrfeuer folgte. Soldaten sprangen nun aus den Wagen, und die andern konnten kaum von den Offizieren zurückgehalten werden, ihnen zu folgen. „Avanti, avanti!“ rief der Kapitain dem Lokomotivführer zu, der sich beharrlich weigerte, weiterzufahren und schon im Begriff war, den Zug wieder zurück gehen zu lassen. „Wir können ja hier abgeschnitten werden, Kapitain,“ rief ich, „lassen Sie diesem Neapolitaner eine Kugel vor den Kopf schießen, wenn er nicht weiter fahren will.“

„Corpo di Dio, das soll geschehen,“ sagte der Kapitain: „Signor“ befahl er einem der Offiziere, welche die Soldaten zum Einsteigen antrieben, „steigen Sie auf die Lokomotive, nehmen Sie Ihren Revolver, und

schießen sie dem Menschen eine Kugel durch den Kopf, wenn er sich weigert zu fahren."

Der Befehl wurde auf der Stelle befolgt. Der Lieutenant stieg auf die Lokomotive, stellte sich, den Revolver in der Hand, neben den Lokomotivführer, und der Zug flog vorwärts. Das Gewehrfeuer zog sich langsam in der Richtung der Berge hin.

„Ich wette, es ist das gestern abgeschnittene Corps der neapolitanischen Armee, welches sich in die Berge geworfen hat, und heute gefangen genommen wird," sagte der Kapitain, als wir wieder neben einander im Wagen saßen.

Nach einigen Minuten war die Station erreicht. Die Hälfte der Truppen stieg eiligst aus und marschirte unter Anführung des Kapitains, der mir noch einen Gruß an einen seiner Freunde in der Armee von Caserta zurief, nach Maddalone. Die andere Hälfte der Truppen war nach Caserta beordert. Der junge Offizier stieg wieder auf die Lokomotive, und der Zug setzte sich in Bewegung. Landleute flohen in einzelnen Gruppen die Bahnlinie entlang nach Maddalone; hie und da standen kleine Trupps Garibaldischer Soldaten neben den Schienen aufgestellt. — Weiterhin marschirte ein Trupp Calabresen in den rothen Blousen und mit den spitzen Hüten, mit den langen Bändern in den italienischen Farben, die Bahnlinie entlang, kräftige, hohe, kriegerische Gestalten. Der Offizier, der sie kommandirte, trieb sie zum Geschwindschritt an, und schien nichts weniger, wie mit ihnen zufrieden. „Geht zum Teufel und bleibt in euren Dörfern, wenn ihr nicht

gehorchen wollt," rief er einigen von ihnen zu, welche durchaus zurückbleiben wollten, und deshalb vom Damme des Bahnkörpers hinabgesprungen waren, und versetzte ihnen einige Hiebe mit der Reitpeitsche. Der Bahnzug flog weiter. Dichte Waldgruppen stiegen von beiden Seiten an den näher rückenden Bergen hinab und traten ganz nahe an die Bahnlinie heran und hinderten jede Aussicht. Noch eine Viertelstunde und der Wagenzug hielt vor einem großen Platz, an dessen Ende sich der schöne Palast von Caserta mit seinen mächtigen, beiden Flügeln erhob. Auf dem Platze vor dem linken Flügel des Schlosses lagerte eine Abtheilung Truppen. Unter Anführung des Offiziers, der von der Lokomotive hinabsprang, marschirten die auf dem Bahnzuge angekommenen Soldaten auf sie zu. Ich ging über den Platz, und trat durch das große Mittelportal in das Schloß.

Links, gleich neben dem großen Portal war die Hauptwache, welche theils von Nationalgarden aus dem Städtchen Caserta, welches rechts vom Schloß an die Mauern des Schloßgartens stößt, theils von calabresischen Soldaten besetzt war. Ich fragte die beiden vor dem Thore stehenden Schildwachen, ob Garibaldi im Schloß anwesend sei; sie erwiderten mir, daß er früh Morgens mit seinem Stabe schon das Schloß verlassen habe. Ich fragte nach dem Oberst Rüstow, der mir Tags vorher nach Neapel geschrieben, daß er sein Quartier im Schlosse habe, und mich erwarte, nach dem Oberst Longo; sie wußten nicht, ob sie anwesend seien, und ich nahm mir einen der im Hofe

umherlungernden Schloßdiener mit, um sie aufzusuchen. In seiner Begleitung ging ich über den großen, inneren Hof nach dem rechten Flügel des Schlosses. Wir kamen zu der Wohnung Rüstow's, zu dessen Generalstabsbureau, zu dem Zimmer Türr's, alle Thüren waren verschlossen, selbst auf dem Bureau und in Türr's Intendantur war kein lebendiges Wesen zu entdecken. Der ganze rechte Flügel des weitläuftigen Schlosses war wie ausgestorben. „Tous à la bataille!" brummte mein Begleiter, wenn wir wieder an eine verschlossene Thür kamen, und Niemand trotz alles Klopfens erschien, um zu öffnen.

„Es wird Ihnen nichts Anderes übrig bleiben, als zu warten, Signor," sagte der alte Mann, der schon zu Zeiten des Königs Bomba in Caserta Schloßdiener gewesen war, „die Herren werden bald zurückkommen, das Gefecht ist nicht von Bedeutung!" Dann nahm er einige Carlins als Trinkgeld in Empfang, ging wieder nach dem Hauptportal des Schlosses, und ich spazierte in dem Hofe umher, und ging dann in den an die Hinterseite des Schlosses stehenden Garten. In einer Nische neben dem Portal lagen ein Haufen menschlicher Körper in der Garibaldischen Infanterieuniform über und neben einander. Ich trat zu ihnen heran. Sie waren todt. Wahrscheinlich Todte aus der Schlacht, welche Tags vorher stattgefunden hatte, wo die ganze Garibaldi'sche Armee im Kampfe gewesen war, und welche man noch nicht Zeit gefunden hatte zu bestatten! Der große, prächtige Garten war ganz öde, ich traf auch nicht einen Menschen. Als ich wieder

in das Schloß zurückkam, begegnete mir ein Soldat, sah mich mißtrauisch an, und fragte mich, was ich eigentlich mache? Er sprach den lombardischen Dialect; ich konnte mich mit ihm nicht verständigen, und erwiederte kurzweg: „Ich gehe spazieren, und besehe mir das Schloß." Dann ging ich wieder durch den Hof, und trat durch das Eingangsportal auf den großen Platz vor dem Schlosse, um mich umzusehen.

Dort war es während dem schon lebendig geworden. Es waren neue Truppen von Neapel auf der Eisenbahn angekommen, welche sich auf dem Platze aufstellten, um weitere Befehle zu erwarten. Adjudanten sprengten heran, und ritten im Galopp nach dem Städtchen zu. Kurze Hornfanfaren tönten von dort herüber und zwei Verwundete wurden über den Platz nach der Eisenbahnstation getragen, wo die direct nach Neapel führende, große Landstraße mündet, um zu Wagen nach Neapel geschafft zu werden. Der Eine von ihnen war am Kopfe verwundet; ein Soldat, der neben ihm ging, deckte ihm sein weißes Taschentuch über das Gesicht, während er mitten durch die glühend heiße Mittagssonne, welche jetzt senkrecht am Himmel stand, getragen wurde. Der Andere war am Bein unterhalb des Knies verwundet. Durch den leichten Verband träufelte das Blut auf den Sand. Ich trat zu ihm heran, er wandte den braungelockten Kopf um und blickte mich an, und ich erkannte einen meiner Freunde, einen Offizier aus der ungarischen Legion, mit dem ich noch Abends vorher eine Spazierfahrt in der Barke auf dem Golf gemacht hatte. „Mein armer

Freund," rief ich, und er streckte mir die Hand entgegen, „sind Sie schwer verwundet?"

„O durchaus nicht, nur eine tüchtige Fleischwunde. Die Kugel ist durchgegangen. Ich kann nur nicht auf den Beinen stehen, und habe viel Blut verloren. Sie wollen wohl Garibaldi besuchen, wie Sie gestern Abend sagten? Sie kommen zu einer schlechten Zeit. Kehren Sie heute nach Neapel zurück?"

„Allerdings. Sogleich, wenn ich den General gesprochen habe. Sie wissen, mein norddeutscher Magen liebt ein gutes Mittagessen, und hier draußen giebt's nicht viel."

„Das weiß Gott," rief der Offizier, „Garibaldi und diese Italiener schlagen sich, mit einer Tasse Café nero im Leibe; aber wir sind das nicht gewohnt. Versprechen Sie mir, heute Abend bei mir zu essen. Ich habe gestern Abend bei Tisch die schöne Engländerin wiedergesehen, die ich auf dem Vesuv traf. Sie wohnt im Hotel, und hat eine noch schönere Schwester. Was, nun kommen Sie gewiß? Also, à revoir, Hôtel des îles brittaniques; ich weiß, Sie vergessen alle Namen. Evviva l'Italia!"

„Evviva l'Italia!" rief auch ich, und ging zu der Truppenabtheilung hinan, welche gerade Befehl zum Abmarsch erhalten zu haben schien.

Ich sah mich nochmals nach meinem verwundeten Freunde um, da erblickte ich einige Nationalgardisten und Calabresen, welche aus dem Schlosse kamen, und ihre Richtung im Geschwindschritt gerade nach der Stelle zu nehmen schienen, wo ich stand. Neugierig

erwartete ich ihre Ankunft. Bei mir angekommen, erklärte der Corporal, der die Patrouille führte, daß ich ihr Gefangener sei, und nach der Schloßwache zu folgen habe. Auf seinen Befehl nahmen mich die Soldaten in die Mitte, und führten mich nach dem Schlosse zurück, dort nahm mich der die Wache kommandirende Offizier in Empfang, stellte mir einen Rohrstuhl, den einzigen, der übrigens vorhanden war, in die Mitte des Gemaches, welches als Wachtstube diente, und ersuchte mich, mich so lange auf diesen Rohrstuhl zu setzen, bis das Gefecht beendigt sei, und die im Schloß stationirten Truppen zurückkehrten, wo die Offiziere dann bestimmen würden, was mit mir anzufangen sei.

Ich setzte mich auf den übrigens recht bequemen Rohrstuhl, und ersuchte diesen würdigen Offizier der Nationalgarde von Caserta, mir nun endlich einmal eine Aufklärung darüber zu geben, warum ich sein Gefangener sei.

„O Signor," erwiderte er recht aufrichtig, „Sie scheinen uns ein Spion der Bourbonen zu sein, und mit der Besatzung von Capua in Verbindung zu stehen."

Ich mußte unwillkürlich laut auflachen.

„O," sagte der Kommandirende der Wache, „lachen Sie nicht, seit heute Morgen ist beschlossen worden, die Spione todtzuschießen.

„Todtschießen!" rief ich, „das ist ein äußerst gescheiter Beschluß. Hätte Garibaldi von Anfang an so energisch verfahren, hätte er besonders die Kerls hängen lassen, welche hier und in Neapel umherschleichen und

die Bauern aufhetzen, statt Decrete gegen sie zu erlassen, welche er in seinem Edelmuth doch nicht exekutirt, hätte er Capua bombardiren lassen, wie das schon vor vierzehn Tagen möglich gewesen wäre, dann würde es hier anders aussehen. Aber, seien Sie versichert, mich lassen Sie gewiß nicht todtschießen."

Der gute Bürger von Caserta sah mich verwundert an. „Sind Sie denn kein Spion?" fragte er.

„Besonders mit Euch, Ihr Bürger von Caserta, die Ihr Alle Anhänger des Re Bombino seid, und mit den Bürgern von Capua machte ich gar keine Umstände," erwiderte ich ihm, ohne auf seine Frage zu antworten.

Verdutzt schwieg er. Ich hätte ihm, um so mehr, als er ein leidlich gutes Französisch sprach, und ich mich recht gut mit ihm verständigte, seinen Irthum leicht benehmen nnd ihm meinen Brief an Garibaldi vorzeigen können; der Gedanke, Garibaldi als Gefangener vorgeführt zu werden, machte mir indeß ein besonderes Vergnügen, und so schwieg ich, und zündete mir eine Cigarre an.

Neugierig betrachteten mich die Calabresen und Nationalgarden und ließen sich von ihrem Commandeur den Inhalt unsers Gespräches in das Italienische übersetzen. Plötzlich wurde ein kleiner, junger Mann in der Uniform Garibaldi'scher Infanterie in die Wache geführt.

„Nicht wahr," redete er mich plötzlich in deutscher Sprache an, „Sie sprechen auch deutsch?"

„Allerdings," erwiederte ich, „denn ich bin ein Deutscher."

Da lachten die Calabresen, als sie mich die Sprache des „Bavaresi" sprechen hörten, zeigten sich gegenseitig meinen blonden Schnurrbart, und sprachen unter sich davon, daß ich unzweifelhaft ein Spion sei, und daß sie mich nun doch nach einigen Stunden todt schießen würden.

„Sagen Sie doch erst einmal diesen Leuten, wenn Sie ihren kaum zu verstehenden Dialekt sprechen," sagte ich dem kleinen jungen Mann, „daß ich heute Abend nicht im Tartarus mit den Helden der Garibaldischen Armee, welche gestern gefallen sind, zu Abend speisen würde, sondern wahrscheinlich im Schlosse zu Caserta mit dem General Garibaldi, aber, wer sind Sie?"

Er gab den etwas wild aussehenden Gesellen zuerst die gewünschte Erklärung, und erzählte mir sodann, daß er von Breslau gebürtig sei und auf der dortigen Universität Theologie studirt habe. Gleichzeitig fügte er dann hinzu; „Wenn Sie ein gutes Gewissen haben, so können Sie ganz ruhig sein."

Die etwas nach einem Kandidaten der Theologie schmeckende Bemerkung verdroß mich, und ich erwiderte ihm kurz: „Bekümmern Sie sich nur um Ihr eigenes Gewissen; wenn Sie mir aber einen Dienst erweisen wollen, so ersuchen Sie den ersten Offizier, den Sie draußen finden, zu dem Gefangenen zu kommen, der sich auf der Wache befinde."

Er ging und ich zündete mir meine Cigarre von

Neuem an, welche bei dem Gespräch ausgegangen war. Dann entstand draußen ein Tumult, und Garibaldische Soldaten führten ein halbes Dutzend Soldaten in neapolitanischer Uniform herein. Sie sprachen unter sich deutsch. Es waren Gefangene aus der neapolitanischen Armee. Man nahm ihnen die Waffen und Patrontaschen ab, und leerte dieselben von ihrem Pulvervorrath. Dann führte man sie in den hinter der Wache befindlichen Raum. Es waren vierschrötige, dumm aussehende Kerle, nach ihrem Dialekt Bayern.

Wieder entstand draußen ein Tumult; wieder wurden Gefangene hereingeführt, mit denen dieselbe Procedur vorgenommen wurde. Unter ihnen ein Offizier. Dann trat ein Offizier der Garibaldischen Armee in die Wachtstube. Er trug an der Mütze und auf den Schultern die goldenen Schnüre des Ranges eines Majors.

„Wer sind Sie und wie kommen Sie hieher?" fragte er mich in französischer Sprache. Ich überreichte ihm statt aller Antwort das Schreiben des Generals Cosenz an Garibaldi und außerdem den Brief des Baron Poërio an den Obersten Giacomo Longo. Beide Briefe waren unversiegelt.

„Lesen Sie gefälligst," sagte ich.

Er las. Dann reichte er mir die Hand, und sagte:

„Sie sind ein Freund Italiens und unserer Sache. Verzeihen Sie, daß Ihnen diese kleine Unannehmlichkeit passirt ist. Sie sind von den hiesigen Verhältnissen unterrichtet, und begreifen, wie wir gerade hier vor

der Festung inmitten der feindlich gesinnten Landbevölkerung die größte Vorsicht anwenden müssen. Gedulden Sie sich noch einige Minuten. Ich werde den Intendanten des Generals Türr benachrichtigen, der Intendant des Schlosses ist, und Sie dann sofort hier abholen. Aber erst werde ich die Wache instruiren."

Er rief den kommandirenden Offizier und die mich immer noch wild anblickenden Calabresen, sagte ihnen, daß ich ein Freund Italiens und Garibaldi's sei, las ihnen sodann den in französischer Sprache geschriebenen Brief des Baron Poërio an den Obersten Longo, der mich darin einen „noble et illustre ami de l'Italie" nannte, in italienischer Uebersetzung vor, und machte den Offizier der Wache dahin verantwortlich, daß mir bis zu seiner Zurückkunft kein Haar gekrümmt werde.

Die Calabresen, welche mich noch eine halbe Stunde vorher durchaus hatten erschießen wollen, waren plötzlich wie umgewandelt. Einer nach dem Andern kam heran, reichte mir die Hand, umarmte mich, entschuldigte sich. „Sehen Sie, Signor," sagte Einer zu mir, „seien Sie nicht zornig gegen uns, das kann ja Garibaldi selbst passiren, wenn er ohne Uniform hier umhergeht. Und Sie sind ein Freund des Oberst Longo! Der ist gerade unser Oberst, sagen Sie ihm nur nicht, daß wir Ihnen gedroht haben, Sie erschießen zu wollen. Warum haben Sie uns den Brief denn nicht sogleich gezeigt? Sie wurden uns so verdächtig, weil Sie gar nicht sagten, wer Sie sind, und was Sie hier wollen?"

Ich beruhigte die Menschen, welche mir mit echt italienischer Gutmüthigkeit nun durchaus zu essen und zu trinken anboten. Ich wußte aus meiner mehrmaligen Anwesenheit in Santa Maria, wo sämmtliche Wirthshäuser eines Abends nicht im Stande gewesen waren, mir und einem Offizier der neapolitanischen Nationalgarde ein Abendessen zu schaffen, wie schwach es mit der Naturalverpflegung im Lager Garibaldi's bestellt war, und sagte ihnen lachend, daß ich gar keinen Hunger verspüre; ihre Drohungen, mich zu erschießen, hätten mir zu sehr Angst gemacht. Wir waren noch in Unterhandlungen über das Frühstück begriffen, als der Major mit einem andern Offizier zurückkam. Er stellte sich mir als den Intendanten von Caserta vor. reichte mir den Arm und führte mich in den zweiten großen Hof des Schlosses.

„Entschuldigen Sie nur die Unannehmlichkeit, welche Ihnen passirt ist," sagte auch er, „Sie begreifen aber, wie es fast nicht anders sein konnte; denn wir befinden uns mitten im Gefecht. Bleiben Sie hier bei uns, bis der General zurückkommt. Wollen Sie nicht frühstücken?"

Ich dankte, und wir gingen zusammen auf dem Hofe umher. Während er alle erdenkliche Anfragen erledigte, und geschäftliche Angelegenheiten besorgte, erzählte er mir von Garibaldi, dessen Begleiter er in Amerika in den Feldzügen von Montevideo und während des Feldzuges des vorigen Jahres in Italien gewesen war. Auch er konnte seinen Mißmuth gegen Cavour und dessen Partei nicht verbergen. „Sagen Sie mir

nur, Colonel," fragte ich, um diese Unterhaltung abzubrechen, „warum läßt Garibaldi Capua nicht bombardiren? Ich war vor acht Tagen in San Angelo, ich habe Ihre Batterie gesehen, ich weiß, daß Belagerungsgeschütz genug in Neapel vorhanden ist; noch gestern habe ich fünfundvierzig große Mörser in dem kleinen Fort am Leuchtthurm gezählt, erklären Sie mir dies?"

„O! Monsieur," erwiederte mir der Offizier mit sehr verdrießlichem Gesicht, n'en parlez pas, c'est un exemple de générosité, qui n'existe plus!"

„Also wirklich! Garibaldi will nicht, daß man von von ihm sagt, er habe eine Stadt bombardirt. Rücksicht gegen diese Bevölkerung von Capua, welche dazu noch bourbonistisch ist?"

„C'est ça, Monsieur. Parlons d'autres choses."

Unser Gespräch wurde durch Trommelwirbel und rauschende kriegerische Musik unterbrochen. Abtheilungen Garibaldi'scher Infanterie zogen in das Schloß. Sie kamen aus dem Gefecht. Das Gefecht war beendigt, das Tags zuvor abgeschnittene Truppencorps der Bourbonischen Armee, welches sich bei Maddalone in die Berge geworfen hatte, hatte sich nach kurzem Widerstande ergeben, und wurde gefangen nach Caserta eingebracht. Eine Abtheilung der Garibaldischen Armee erschien nach der andern, jede einige Hundert Gefangene in der Mitte. Die Bourbonischen Soldaten waren noch sämmtlich im Besitz ihrer Waffen. Sie stellten sich an der linken Seite des großen Hofes auf, stellten ihre Gewehre pyramidenförmig zusammen, und entledigten

sich ihres Lederzeuges, der Seitengewehre und Patrontaschen. Die Garibaldi'schen Soldaten legten sich auf den Boden. Sie waren bestaubt und ermüdet; denn sie waren seit frühem Morgen auf den Beinen gewesen. Der ganze Hof bot ein eben so verschiedenartiges, wie interessantes, militairisches Bild. Die Bourbonischen Soldaten sahen dumm und gleichgültig aus. Auch sie waren ganz mit Staub bedeckt, und schienen ebenfalls sehr ermüdet. Sie verlangten zu ruhen und zu essen. Auf ihren Gesichtern zeigte sich Gleichgültigkeit und Apathie. Verdruß, Scham, Erbitterung vermochte ich auf diesen Gesichtern nicht zu lesen. Einige neapolitanische Offiziere schauten übrigens sehr verdrießlich und finster aus. Man sah ihnen an, daß die Gefangenschaft ihnen gar nicht convenire. Die Seitengewehre wurden ihnen gelassen. Jeder wurde von einem Offizier der Garibaldischen Armee in Empfang genommen und in's Quartier gebracht. Die Behandlung, welche sie empfingen, war artig, sogar zuvorkommend. Auch die Soldaten wurden freundlich und gut behandelt. Es waren ihrer über zwölfhundert. Truppweise wurden sie weiter geführt, um für einige Stunden einquartiert und Abends vermittelst der Eisenbahn nach Neapel gebracht zu werden.

„Voilà, Monsieur, tous vos compatriotes," sagte der Intendant zu mir, als sie Abtheilungsweise vorüber geführt und in den hinteren Flügel des Schlosses gebracht wurden. Und wirklich! Es waren Alle Deutsche, nach dem Dialekt, den sie unter einander sprachen, Bayern, Württemberger, Oesterreicher, meistentheils

Bayern. Am andern Tage sah ich sie in Neapel als Gefangene in das Castel nuovo führen. Eine ungeheure Menschenmenge bedeckte die Quais vom Bahnhof bis zum Thore des Castels. Sie verhielt sich schweigend und ruhig. Die Hecke der Nationalgarden, zwischen der die Soldaten marschirten, war vollkommen überflüssig. Niemand dachte daran, die Gefangenen zu beleidigen oder zu verhöhnen. Die Rufe: „Es lebe Garibaldi, es lebe Italien,“ waren die einzigen Rufe, welche aus der Menge ertönten und die Stille unterbrachen. Meine Landsleute marschirten mit derselben stumpfen Gleichgültigkeit durch die sie angaffende Volksmenge, welche ich Tags zuvor auf ihren Gesichtern im Schloßhofe gelesen hatte. Die Offiziere, welche den Abtheilungen ihrer Soldaten voranschritten, sahen, wie Tags vorher, finster und verstimmt aus.

„Es ist außerordentlich lästig“, sagte ich zu dem Intendanten von Caserta, als die Gefangenen abgeführt waren, „für die Unterkunft dieser Leute zu sorgen. Einreihen können Sie sie nicht. Was wollen Sie mit ihnen anfangen? Sie nach der Heimath schicken, ist das Gescheiteste.“

Der Offizier lachte. „Ach, heute macht mir das wenig Sorge. In Sicilien habe ich einmal zehntausend unterzubringen gehabt. Diese Deutschen schicken wir zu Hause.“

Wieder ertönte im ersten Hof kriegerische Musik. Die Trommeln wirbelten, Hornfanfaren erklangen, und viele hundert Stimmen riefen: „Evviva Garibaldi“! Die Rufe wälzten sich lawinenartig durch die anderen

Höfe, durch das ganze Schloß; oder es war, als wenn die Wellen des Meeres heranbrausen bei der steigenden Fluth. Alle Abtheilungen der Garibaldischen Soldaten, welche im zweiten Hofe auf der Erde lagerten, erhoben sich bei dem Rufe und stimmten begeistert in den Ruf ein: „Evviva Garibaldi"! Alle Räume des Schlosses hallten jetzt von diesem Ruf wieder, der im vergangenen Jahre ganz Italien von den Alpen bis nach Catanea mit jubelnder Siegesfreude überflog, wie die Parole der Auferstehung der italienischen Völkerstämme. Vor wenigen Minuten lagen sie noch auf den Marmorfliesen, Ermattung auf den erhitzten Gesichtern, die Kämpfer von heute Morgen, jetzt standen sie alle aufrecht. Der Ruf hatte sie elektrisirt. Ihre Augen strahlten. Ihre Wangen glühten. Sie waren nicht mehr matt und müde, die Anstrengung des Tages war in einem Augenblicke überwunden. Sie wären bereit gewesen, sofort von Neuem ins Gefecht zu gehen. Es war ein Geschrei, ein Beifallsklatschen, ein Rufen, wie man es nur in Italien hört. Es war eine Begeisterung, von der der ruhige und kalte Deutsche gar keine Idee hat. Alles stürzte dem ersten Hofe zu, um Garibaldi zu sehen, um ihn zu begrüßen. Er kam aus dem Gefecht zurück. Auch ich lief eilig nach dem andern Hofe. Da stand der ganze Raum bereits voll von Garibaldischen Soldaten. Kopf an Kopf, Soldaten aller Waffengattungen durcheinander. Garibaldi stieg an den Stufen, welche im rechten Flügel des Schlosses zu dem Portal führten, an der die Treppe zu seiner bescheidenen Wohnung mündete, vom Pferde. Er war

in der rothen Blouse, auf dem Kopf trug er den zerknitterten Calabreser ohne Feder. Das Rufen „Evviva Garibaldi“, wurde jetzt ordentlich fanatisch. Ich habe niemals einen derartigen Enthusiasmus gehört. Ich war doch seit drei Monaten, wo ich Italien bereiste, an alle Stufen und Grade italienischer Begeisterung gewöhnt. Dieser Moment übertraf alles andere. Was würde König Bomba, oder sein schwacher und geistloser Sohn gesagt haben, wenn sie von einem dieser Fenster aus dieses Rufen gehört, wenn sie diese Begeisterung gesehen hätten! Mehrere Minuten lang dauerte dieses begeisterte Rufen. Garibaldi stand auf der obersten Stufe der Treppe. Auf seinem Gesicht lag jener Ausdruck von Rührung und Herzlichkeit, welche die Züge des großen Dictators Jedem unvergeßlich machen. Ich sah, wie die ihm Zunächststehenden ihn umarmten, sich zu ihm herandrängten, seine Hand, seine Kleider berührten. Auf dem Hofe standen so viel Soldaten, daß es Niemanden möglich war, sich von der Stelle zu bewegen. Ich glaube, hätten die räumlichen Verhältnisse eine Bewegung gestattet, Jeder würde dem General entgegengestürzt sein, um ebenfalls seine Kleider, seine Hand zu berühren. So drückte Jeder seine Begeisterung durch Schwenken der Mützen und durch ein wirklich unbändiges Geschrei aus. Dann grüßte der General noch einmal seine begeisterten Streiter mit der Hand und stieg die Treppe zu seiner Wohnung hinan. Ich ging nach dem zweiten Hof zurück.

Dreizehntes Kapitel.

General Joseph Garibaldi, seine Regierung in Neapel und der Feldzug in Sicilien.

Garibaldi's Organisationstalent und Civilverwaltung in Neapel und Sicilien. Aus Garibaldi's Leben. Seine Jugend und Erziehung. Seine Flucht und seine Studien. Montevideo. Rom. Der Feldzug von 1859. Die Expedition nach Sicilien. Zusammensetzung der Expeditionsarmee. Landung in Marsala. Die Schlacht bei Catalafimi. Der Marsch auf Palermo. Der Straßenkampf in Palermo. Die Gräuel der bourbonischen Soldaten. Einschiffung des Generals Lanza. Catanea. General Medici. Die Schlacht bei Melazzo. Garibaldi in der Schlacht. Capitulation des Fort von Melazzo. Bosco. Capitulation Messina's. Die gänzliche Befreiung der Insel. Rückkehr der Verbannten. Garibaldienthusiasmus. Garibaldi's Persönlichkeit.

Es ist dem General Garibaldi während seiner dreimonatlichen Regierung in Süditalien vielfach der Vorwurf gemacht worden, er sei ein schlechter Organisator; er verstehe von Regierung und Organisation eines Landes gar nichts, sondern er könne nur den Degen führen, und sei nichts als ein glücklicher und verwegener Soldat.

Alle diese Vorwürfe, welche entweder von schlecht unterrichteter Seite oder absichtlich dem großen Manne von seinen Feinden oder von der conservativen Partei und deren Organen gemacht sind, sind vollkommen unbegründet. Die Feinde und Neider Garibaldi's wollten an ihm durchaus einen Makel finden. Sein militärisches Genie, seine persönliche Tapferkeit, die großen und edlen Eigenschaften seines Charakters und seines Herzens, seine eminenten Erfolge, die Reinheit seiner Bestrebungen, sein ganz fleckenloses, vergangenes Leben boten diesen Feinden und Neidern nicht die geringste Blöße; deshalb versuchten sie seine Civilregierung und sein Organisationstalent zu bemängeln und zu bemäkeln und ihn als einen beschränkten Kopf darzustellen. In der deutschen Presse haben die „Augsburger Allgemeine Zeitung" und die übrigen conservativen Blätter auch in dieser Richtung wieder das Mögliche geleistet. Ihre kleinlichen Angriffe gingen so weit, daß Garibaldi's Reden und öffentlichen Ansprachen an seine Truppen, an die Offiziere der Nationalgarde und an das Volk ganz entstellt und in der jämmerlichsten Weise in's Deutsche übertragen von ihren Correspondenten wiedergegeben wurden. Jeder, der die Ehre hat, Garibaldi persönlich zu kennen, wird mir beistimmen, wenn ich behaupte, daß Garibaldi ein Mann von großem Verstande, von vieler Intelligenz und von einer bedeutenden geistigen Bildung ist; er wird mir zugeben, wenn ich sage, daß Garibaldi, wenn er auch natürlicherweise kein vollendeter Dialectiker ist, sehr gut öffentlich spricht. Garibaldi ist der Sohn eines wohlhabenden Schiffs-

eigenthümers in Nizza. Auf seine Erziehung und geistige Ausbildung wurde Seitens seines Vaters, der kein armer und unbedeutender Fischer war, wie man dies von conservativer Seite gewöhnlich erzählt hat, viel Fleiß und bedeutende Mittel verwandt. Der Knabe und der Jüngling erhielt seine sorgfältige Erziehung, und wurde in allen Kenntnissen und allen Zweigen der Wissenschaft unterrichtet, welche zu der Laufbahn eines Marineoffiziers, zu welcher er bestimmt wurde, nothwendig und erforderlich waren. Später, als Garibaldi als sardinischer Marineoffizier sich an den Bestrebungen Mazzini's zur Befreiung seines Vaterlandes betheiligte und sich genöthigt sah, Piemont zu verlassen, und als Flüchtling im Auslande zu leben, brachte er zwei Jahre in Marseille zu und erwarb sich auf der dortigen Kriegsschule einen Schatz von mathematischen und nautischen Kenntnissen. In den militairischen Kreisen, welche in genauerer Beziehung zu ihm stehen, gilt der General als für einen auch in theoretischer Beziehung vollkommen durchgebildeten Seeoffizier, der das Commando einer Fregatte mit Auszeichnung zu führen versteht. Abgesehen von seinen nautischen und mathematischen Kenntnissen besitzt Garibaldi eine bedeutende allgemeine Geistesbildung. Die französische Sprache spricht er ganz vollkommen; seine Sprachkenntnisse im Englischen sind unbedeutender. Deutsch spricht Garibaldi nicht.

Wenn man dem großen Manne Mangel an organisatorischem Talent vorwirft, so übersieht man absichtlich den Zustand der Länder und die Zustände des

in seiner Moralität und in allen geistigen Beziehungen tief heruntergekommenen Volkes, an dem er seine Organisationspläne versuchen sollte. Die Schwierigkeiten in der Regierung Süditaliens waren colossal und sind es noch heute, und die Regierungslast, welche dem Dictator auf den Schultern lag, war eine zwiefache. Während er oft Morgens vor Sonnenaufgang zu Pferde stieg, um eine Recognoscirung zu leiten, während er mit einer noch erst in der Organisation und Disciplinirung begriffenen Armee, welche eine numerische Ziffer von 30000 nie überstiegen hat, den besten Truppen der bourbonischen Armee, die der seinigen an Stärke beinahe zweimal überlegen war, und die in den Festungen von Capua und Gaeta und auf der zwischen beiden Festungen sich ausdehnenden Ebene eine vortreffliche militairische Stellung einnahm, alle Tage gegenüberstand, mußte er sich Abends mit der Regierungsmaschine eines Landes beschäftigen, welches unter der vierundvierzigjährigen, miserabelsten Regierung, die es vielleicht jemals in Europa gegeben hat, vollständig verkommen war. Alle Könige von Neapel hatten bei der Regierung beider Sicilien nur ein Prinzip, aus den ihrem Scepter unterworfenen Ländern so viel Geld zu ziehen, wie irgend möglich, und sämmtliche Beamte dieser Könige, vom Minister des Innern und vom Generalstatthalter Siciliens an bis zum letzten Polizisten im Dienste Maniscalco's und Ajossa's und bis zum letzten Galleriediener im Museo Borbonico hatten bei der Verwaltung ihrer Aemter nur einen Gedanken, in pecuniärer Beziehung ihre Stellung auf das Best-

möglichste auszubeuten. Der König, die Minister, die Präfekten, die Generalstatthalter, die Generalpolizeidirectoren, sie Alle genirten sich nicht im Mindesten; warum sollten sich denn ihre Unterbeamten geniren? „Ich sage Ihnen,“ sagte der preußische Consul Stolte, der seit einigen zwanzig Jahren in Neapel ansässig ist, und die Regierungs- und Verwaltungsverhältnisse des Landes genau kennt, häufig zu mir, „Alle haben ohne Ausnahme gestohlen.“ Während die Steuern, welche die Insel Sicilien im Jahre 1813 bezahlte, nur 13 Millionen Franken betrugen, entriß König Ferdinand der Insel im Jahre 1847 bereits 28 Millionen und 987,000 Franken, obschon die productive Kraft des Landes nicht von Jahr zu Jahr zunahm, sondern abnahm. Von dieser Einnahme von 29 Millionen ließ man der Insel nur 100,000 Franken für öffentliche Unterrichtsanstalten und 300,000 Franken für Staatsbauten, öffentliche Arbeiten und Unterstützung des Handels und der Industrie. „Straßen brauchen wir in Neapel nicht,“ sagte der Minister König Ferdinands, „denn Straßen befördern den Geschmack am Reisen und Reisen befördern Verschwörungen.“ Noch heute führt durch ganz Calabrien nur eine Straße, und diese Straße besteht aus Resten einer alten Römerstraße. Die Unsicherheit in Calabrien war so groß, das Niemand das Land zu bereisen wagte, und daß die Verbindungen zu Schiff vermittelst der Küstenorte hergestellt werden mußten. In Sicilien gab es nur eine Straße, von Messina nach Catanea; alle anderen Verbindungen wurden durch Maulthiere oder zur See hergestellt.

Das zum Export bestimmte Getreide wurde auf Maulthieren nach den Häfen geführt. In das Innere der Insel konnte man nur unter starker Bedeckung reisen. Ich habe Bekannte in Messina und Palermo, welche Güter im Innern der Insel besitzen, aber ihren Grundbesitz niemals gesehen haben. „Wir sind ganz in den Händen unserer Intendanten," sagten sie, „welche uns ein Pauschquantum als Pachtsumme bezahlen." Trotzdem haben die Straßenanlagen immer auf den departementalen Budgets Siciliens gestanden. Die Sicilianer zahlen jährlich Millionen für den Bau und für die Unterhaltung derselben, obschon sie gar nicht existirten. Die neapolitanische Regierung steckte diese Millionen in die Tasche und sagte: „Straßen brauchen wir nicht." Für Handel, Industrie, Fabrikwesen ist in Neapel niemals von Staatswegen das Mindeste geschehen; im Gegentheil, es geschah alles Erdenkliche, um den Aufschwung des Landes in kommerzieller und industrieller Beziehung zu hindern und niederzudrücken. Durch sein Klima, durch seine productive Kraft, durch seine Lage an zwei Meeren ist Neapel eins der begünstigtsten Länder Europa's. Trotz alle Dem gab es im ganzen Königreich beider Sicilien weder Handel noch Industrie. Neapel hat keinen Freihafen; aller Seehandel hat sich aus einer Stadt, welche bei ihrer günstigen Lage zwischen Europa und den afrikanischen und asiatischen Küsten eine See- und Handelsstadt ersten Ranges sein könnte und sein müßte, nach Genua und Livorno gezogen. In Neapel fand man kaum hundert Firmen von Kaufleuten, und diese Firmen waren in den Händen

Deutscher, Franzosen und Engländer. Fast die ganze Dampfschifffahrt auf dem mittelländischen Meere war in den Händen französischer Kaufleute; Eisenbahnen gab es gar nicht; die kurzen Eisenbahnstränge, welche die Hauptstadt mit Caserta, Gaeta und Castellamare verbinden, waren aus rein privaten Zwecken angelegt, nämlich einzig und allein, um die Lustschlösser des Königs und die Festung mit dem Sitze der Regierung zu verbinden. Die Benutzung des Telegraphen war den Unterthanen nur ausnahmsweise und nur unter großen Vorsichtsmaßregeln gestattet. Die postalischen Taxen waren von enormer Höhe. Die Porto's für Briefe und Zeitungen nach Sicilien waren höher, wie die Porto's nach Japan und China. Wenn fremde Industrielle in das Land kamen und der Regierung das Anerbieten machten, ihre Kapitalien und ihre Kenntnisse in Sicilien zu benutzen, so verweigerte man ihnen kurzweg jede Concession, oder man legte ihnen so viel Schwierigkeiten in den Weg, daß sie froh waren, wenn sie mit dem Verlust eines Theils ihrer Kapitalien wieder ihre Wege gehen konnten. Palermo, eine Stadt von 200,000 Einwohner, besaß kein Gas. Die Paßscheerereien waren maßlos. Reisen in's Ausland waren mit unermeßlichen Schwierigkeiten verknüpft. Es war eins der besonderen Regierungsprinzipien der Tyrannen, den Verkehr sowohl im Inlande, als mit dem Auslande so viel wie möglich zu erschweren. Ueber die Freiheit der Presse und des Gedankens brauche ich wohl kein Wort zu verlieren. Und wie stand es mit der Volksbildung? König Bomba huldigte dem Grund-

satz des Kaisers Franz von Oesterreich, den derselbe zu den Professoren der Universität Pavia aussprach: „Ich will keine gelehrten Unterthanen, aber gehorsam sollen sie sein.“ In Neapel können von hundert Menschen höchstens zehn lesen und schreiben. Auf dem Lande gab es gar keine Schulen; die Unterrichtsanstalten in den großen Provinzialstädten und in den Hauptstädten waren miserabel. Der neapolitanische Adel hatte einen höchst geringen Grad geistigen Wissens. Ich habe Damen aus den ersten Familien des Landes kennen gelernt, welche weder lesen noch schreiben konnten, deren ganze Bildung in einem angelernten Stückchen äußerer Tournüre bestand. Auf welcher Stufe geistiger Rohheit und Verkommenheit also die untere Klasse des Volkes standen, kann man sich selbst sagen. Niemand kümmerte sich um die in Schmutz und Elend gebornen und groß gezogenen Kinder aus dem Volke. Nur der Priester nahm sich ihrer an, aber auch nur, um ihre intellectuellen Fähigkeiten für seine Zwecke auszubeuten und um ihnen ein Stück Religion zu lehren, was er sich im Interesse des Königs und des Clerus selbst zurecht gemacht hatte.

So war der Zustand des Landes und des Volkes, als Garibaldi in Neapel einzog und die Regierung übernahm. Alles Alte, die ganze Vergangenheit, die ganze alte Regierungsmaschine war zu zerstören, ganze Kreise von Anschauungen waren zu vernichten, um eine neue Zukunft auf diese traurige Gegenwart zu pflanzen. Was ist mit einem Beamtenthum zu machen, welches vierzig Jahre lang in den Schulen des erbärmlichsten

Despotismus unter dem Drucke der entsetzlichen Principien eines Re Bomba gelebt und verwaltet hat? Nur die Hauptträger dieser, seit einigen Tagen gestürzten, bourbonistischen Regiernng waren mit dieser Regierung selbst gefallen; alle untern Stellen waren noch in den Händen der früheren Beamten. Eine vollkommene Auflösung dieses ganzen neapolitanischen Beamtenthums in allen Zweigen der Verwaltung, der Justiz, der Finanzen, der militairischen Organisation und des öffentlichen Unterrichts mußte vorhergehen, ehe die neue, von Garibaldi angebahnte Organisation in Wirklichkeit treten konnte. Diese Auflösung des ganzen Mechanismus mußte vom Präfekten der Provinzial-Regierungen an bis zum letzten Galleriediener in den Sälen des Museo Borbonico stattfinden; denn der General-Direktor einer Provinz war ebenso miserabel wie sein unterster Schreiber. Wenn man sich diesen Zustand der Dinge, der keineswegs übertrieben, sondern mit sehr matten Farben geschildert ist, vergegenwärtigt, wenn man dann die Resultate der Regierung Garibaldi's während seiner dreimonatlichen Diktatur in Neapel und Sicilien ansieht, so muß man, wenn man gerecht sein will, eingestehen, daß Garibaldi ein vortrefflicher Organisator ist, daß er, Crispi und Bertani, welche die Civilverwaltung des Landes leiteten, mit Energie und Mäßigung, mit großer Intelligenz und genauer Kenntniß des Landes, von edlen und praktischen Principien ausgehend, das ehemalige Königreich beider Sicilien regiert haben, und daß die Vorwürfe, welche Feinde und Neider diesen Männern gemacht haben, vollkommen unge-

recht und lächerlich sind. Von dem Dekrete gegen die in den untersten Volksklassen wühlenden Priester, welche die spätern bourbonistischen Aufstände vorbereiteten, von den massenhaften Absetzungen und Ausmerzungen der schlechten Elemente in der Verwaltung, von den Dekreten, welche alle denen, welche unter der grausamen Regierung des Re Bomba gelitten hatten und beschädigt waren, wieder zu ihrem Rechte verhalfen und den erlittenen Schaden, insofern es überhaupt möglich war, vergüteten; von den Dekreten, welche die Anlegung der den Norden des Landes mit dem Süden in Verbindung bringenden Eisenbahnen, und die Anlage von Straßen in Calabrien und Sicilien verordneten, bis zu den Verfügungen, welche sich mit der Organisation des gänzlich darnieder liegenden Volksunterrichts und mit den Ausgrabungen in Pompeji beschäftigten, von den Erlassen, welche sich über die socialen Verbesserungen und anzubahnenden Institutionen in den untersten Volksklassen aussprachen, bis zu dem Dekrete, welches den Tyrannenmörder Agesilors Milano glorificirte und seiner alten Mutter eine Pension verlieh, war Garibaldi's Regierung in Neapel eine fortlaufende Reihe von zerstörenden und aufbauenden Maßregeln, denen Jeder, der die neapolitanischen Zustände kennt, seine vollkommene Anerkennung nicht versagen kann. Ich theile nicht die Ansicht derer, welche die Neapolitaner und Sicilianer für eine jämmerliche und miserable Nation erklären, und sie auf eine gleiche Linie mit den orientalischen Stämmen stellen, deren Thatkraft und Völkerleben unter dem Drucke despotischer Regierung

erloschen ist; ich habe im Gegentheil gefunden, daß in diesen süditalischen Völkerstämmen, obschon sie aus einem Gemisch der verschiedensten Racen des Abendlandes und des Morgenlandes bestehen, obschon in ihren Adern Sarazenenblut, Griechenblut und Normannenblut fließt, große Keime vortrefflicher Anlagen wohnen; ich weiß aber auch — und alle diese Krittler und Tadler der Garibaldischen Regierung, wenn sie auch Süd-Italien nicht aus eigener Anschauung kennen, sondern nur seine geschichtliche Entwickelung studirt haben, müssen dies wissen — daß ein Menschenalter dazu gehört, um unter einer weisen und die Heranbildung dieser Massen in die Hand nehmenden Regierung, diese guten Keime zur Entwickelung zu bringen, und aus einem tief heruntergekommenen Volke eine lebensfähige und selbstbewußte Nation zu machen. Ich weiß, meine Anschauung von dem neapolitanischen Volke widerspricht ganz und gar den über dasselbe in Deutschland verbreiteten Ideen; aber diejenigen, welche verschiedener Meinung sind, haben das neapolitanische Volk auch nicht, wie ich, in den Momenten einer großen, nationalen Erhebung gesehen, wo die so lange unter dem Drucke einer entsetzlichen Knechtschaft der Geister schlummernden edlen und großen Keime aufleben und in die Erscheinung treten. Die schönen, dunklen Augen der in Lumpen gehüllten Lazzaroni und der armen Fischer, welche auf den märchenhaft schönen Inseln des Golfs wohnen, und deren ganzer Ideenkreis sich um Maccaroni, Nichtsthun und die Madonna dreht, leuchteten vor Begeisterung, wenn sie von ihrem

höchsten Wesen, von Garibaldi sprachen, den sie für den auf die Erde niedergestiegenen Christus erklärten; seine unerschütterliche Rechtschaffenheit, seine Armuth, welche Millionen ausschlug, imponirte diesen neapolitanischen Bürgern, welche in ihren Regenten und deren Dienern nur ganz miserable Subjekte, Räuber und Diebe kennen gelernt hatten, in unglaublicher Weise; ihr Mund floß über vor Bewunderung, wenn sie von den hohen Eigenschaften seines Herzens sprachen, deren Größe ihr Herz tief empfand, obschon ihre Augen während ihres ganzen Lebens nur den Schmutz und die Erbärmlichkeit gesehen hatten. Niemals vielleicht in der Geschichte hat ein Mann eine solche Popularität genossen, wie Garibaldi in Süd-Italien, und deshalb war es ein sehr großer Fehler des Cavour'schen Ministeriums, Garibaldi nicht die Generalstatthalterei des ehemaligen Königreichs beider Sicilien zu belassen, und dieselbe durch Personen zu ersetzen, welche dem neapolitanischen Volke fremd waren. Kein Mann war durch seine Festigkeiten, durch seine Anschauungen und durch seine Popularität so zum Generalstatthalter Süd-Italiens berufen, wie Garibaldi.

Es kann weder meine Absicht noch meine Aufgabe sein, hier eine Lebensbeschreibung Garibaldi's zu liefern. Das Leben des großen Befreiers Süd-Italiens ist vielfach besprochen worden. Ich werde mich deshalb darauf beschränken, in dieser Characteristik Garibaldi's einige Thatsachen aus seinem eigenen Leben zu erzählen, welche in Deutschland nicht bekannt geworden sind, um manche Irrthümer zu verbessern.

Garibaldi ist, wie ich schon erwähnte, nicht der Sohn eines armen Fischers in Nizza, sondern der Sohn eines wohlhabenden Mannes, welcher mit seinen eigenen Barken an den sardinischen Küsten Handel trieb, und sich ein Vermögen erworben hatte. Er war deshalb auch im Stande, seinem Sohne, den er zum Seemann bestimmte, eine vortreffliche Erziehung zu geben, und ihn in allen nautischen und mathematischen Wissenschaften unterrichten zu lassen. Was er in früher Jugend im Hause des Vaters nicht lernte, hat er mit großem Eifer während seines zweijährigen Aufenthalts in Marseille durch fleißige und sorgsame Studien eingeholt. Er trat noch sehr jung, als Offizier in die sardinische Marine ein, und auf den Reisen, welche er einige Jahre lang als Offizier der sardinischen Flotte machte, hat er die Küsten Italiens und das mittelländische Meer gründlich kennen gelernt.

Schon aus dieser Zeit stammt Garibaldi's Verbindung mit Mazzini. In Genua machte er die Bekanntschaft junger Männer, welche ihm von den Leiden Italiens erzählten und seine glühende Seele zum Haß gegen Oesterreich und zur Befreiung seines Vaterlandes entflammten. Garibaldi und seine Freunde schlossen sich der Mazzinischen Bewegung an, welche im Jahre 1834 in Savoyen ausbrach. Die Erhebung verunglückte, und es gelang Garibaldi zu entkommen, während viele seiner Freunde verhaftet wurden. Er verbarg sich einige Tage bei einem Freunde, der ihm die Kleider eines französischen Bauern verschaffte, in denen er über das Gebirge nach Marseille entkam. Mit

seiner Carriere in der sardinischen Flotte war es nun natürlich zu Ende. In Tunis gefiel es ihm nicht; er schiffte sich ein nach Rio und trug der Republik von Montevideo, welche sich damals von der Herrschaft Rosa's befreite, seine Dienste an. In Rio lernte er in dem Hause, wo er wohnte, ein schönes, junges Mädchen kennen. Er verliebte sich in sie und heirathete sie. Es war Annita Leonta, seine hochherzige, tapfere Frau, welche ihn auf allen Feldzügen begleitete, und auf dem Rückzuge von Rom in der Nähe von Ravenna den Tod für die Freiheit Italiens fand.

Garibaldi wurde Befehlshaber der kleinen Flotte von Montevideo und später General der italienischen Legion, welche er selbst schuf und heranbildete. Siebzehn Jahre leistete er an der Spitze derselben der Republik die wichtigsten Dienste, und erwarb sich einen glänzenden Namen. Er schlug die Truppen Rosa's in allen Gefechten, in denen er eine außerordentliche Kühnheit und Tapferkeit entwickelte, oft mit wenigen Hundert gegen ebensoviel Tausende kämpfend. Wie jetzt in der Schlacht bei Melazzo und in den Gefechten vor Capua stürzte er sich oft, den Säbel in der Hand, mitten in das Gedränge, schlug vier oder fünf feindliche Soldaten nieder, und war wieder zurück, bevor ihn die Seinigen nur erreicht hatten. Das Glück war, wie in Sicilien und wie im Feldzuge des vorigen Jahres, stets sein Begleiter. Er wurde nie verwundet, obschon er sich in jedem Gefecht persönlich aussetzte; man nannte ihn „den Teufel", und die feindlichen Soldaten ließen oft muthlos die Gewehre sinken,

mit denen sie einen Moment auf seine tapfere Brust gezielt hatten, weil sie sich einbildeten, die Kugeln prallten von ihm ab, und schlügen auf sie selbst zurück. In diesem Feldzuge erwarb sich Garibaldi alle die glänzenden Eigenschaften, welche ihn unbestritten im Gebirgskriege zu dem ersten General machen, welcher jetzt lebt.

Ich werde aus diesen Feldzügen eine That erzählen, welche mir ein Offizier der Garibaldischen Armee, der mit ihm in Italien focht, im Lager vor Capua mittheilte. Sie diene als Beweis, welch' vortrefflicher Reiter Garibaldi ist, und welche einen Beweis seiner Kaltblütigkeit, seines großen persönlichen Muthes und seiner Geschicklichkeit in der Handhabung des Säbels giebt. Während eines Cavalleriegefechtes forderte ihn ein Offizier der feindlichen Armee, welcher ein Meister in der Handhabung des Lassos war, zum Zweikampf. Garibaldi nahm die Herausforderung an, und beide Reiter trafen sich vor der Fronte beider Armeen; Garibaldi den Säbel in der Hand, der feindliche Offizier den langen Lasso um den Kopf schwingend. Einige Minuten lang warfen sie die Pferde im Galopp herum, ohne sich nahe kommen zu können. Dann schien der Moment gekommen, die schweren Bleikugeln des Lasso sausten um Garibaldi's Stirn; da beugte er sich, dem Schlage ausweichend, auf den Hals seines Pferdes, und durchschnitt in demselben Augenblicke den Lasso mit seinem Säbel. Der feindliche Reiter nahm, seiner Waffe beraubt, die Flucht; aber, ehe er in den Reihen seiner Kampfgenossen Schutz gefunden hatte,

traf ihn Garibaldi's Säbel, ihm den Kopf mit einem Hiebe vom Rumpf trennend.

Als die Nachrichten der italienischen Revolution nach Montevideo kamen, litt es Garibaldi dort nicht länger. Er segelte mit seinen Soldaten nach Europa und landete in Genua. Seine muthige und geschickte Vertheidigung Roms ist bekannt, ebenso sein Rückzug aus der ewigen Stadt. Mag man vom taktischen Standpunkt über diesen Rückzug sagen, was man will; es gehört doch immer unter die ersten Kriegsthaten der neueren Geschichte. „Soldaten," redete Garibaldi seine tapferen Streiter an, als er sie zu dem Zuge aufforderte, „wißt ihr auch, was euch erwartet, wenn ihr mir folgt? Die Hitze und der Durst bei Tage; der Frost und der Hunger bei Nacht; kein Sold, keine Ruhe; statt dessen fortwährendes Elend, anstrengende Märsche, Kämpfe und Gefechte bei jedem Schritte. Wer Italien liebt, folge mir!" Ja, Hunger und Durst, Anstrengungen und Kämpfe! Von den Zweitausend, mit denen er Rom verließ, ist Keiner übrig geblieben, als nur er. Die Göttin der Freiheit Italiens nahm ihn in ihren Schutz; sie stärkte seine Nerven und seine hochherzige Seele, um die Strapazen zu ertragen; sie wandte mit unsichtbarer Hand die Gewehrläufe der Oesterreicher ab, wenn sie auf seine tapfere Brust zielten — das Schicksal hatte ihn noch zu großen Thaten bestimmt. Leonta erlag den Anstrengungen in einer Bauernhütte bei Ravenna. Sie hauchte ihre tapfere Seele im Fieber aus, und Garibaldi mußte entfliehen, bevor er sie bestattet sah; so nahe waren ihm die Sol-

daten des Generals d'Aspre auf den Fersen. Cicervacchio fiel mit seinen beiden Söhnen; Ugo Bassi, der hochherzige Priester und der tapfere Soldat, wurde von den Oesterreichern auf eine schändliche Weise gemordet. In einer Verkleidung kam Garibaldi über die toscanische Grenze, und ruhte in Chiavari, trostlos und gebrochenen Herzens, zum ersten Male aus.

Zum zweiten Male segelte Garibaldi, wie Crispi, wie so viele der Kämpfer für die italienische Freiheit, über das Meer. Seine Freunde rüsteten ihm ein Schiff aus und vertrauten ihm ihre commerziellen Interessen an. Als Kaufmann sah Garibaldi China, Californien, die vereinigten Staaten und den ehemaligen Schauplatz seiner Kämpfe, Montevideo wieder. Zehn Jahre verflossen. Seine Haare fingen an, zu erbleichen. In Lima boten ihm die Chefs eines Pronunciamento an, sich an die Spitze ihrer Truppen zu stellen; sein Herz sehnte sich nach dem Vaterlande, er mußte immer des durch Oesterreich und durch die Bourbonen geknechteten Italiens gedenken. Wieder segelte er über das Weltmeer. Die sardinischen und französischen Kanonen donnerten bei Magenta und Palaestro. Garibaldi trieb mit seinen Alpenjägern das Corps des Feldmarschalls Urban vor sich her. Es ist kaum mehr wie ein Jahr seit diesem Unabhängigkeitskampfe Italiens verflossen. Die Einzelnheiten dieses Kampfes sind noch frisch im Gedächtniß der Menschen; ich kann deshalb hier darüber hinweggehen und werde nur von einer That Garibaldi's sprechen, weil sie ihn characterisirt. Nachdem er die Oesterreicher über seine

Bewegung getäuscht hatte und hörte, daß Varese, wo er vorher Verbindungen angeknüpft hatte, nur von einigen Hundert Oesterreichern besetzt war, ritt er Abends, begleitet von wenigen Offizieren des Generalstabes, den Seinigen voraus, und ließ sich in der Stadt zu dem Gebäude führen, wo die Oesterreicher einquartirt waren. Er stieg die Treppe zu dem Zimmer hinauf, wo die Offiziere versammelt waren.

„Wer sind Sie? Was wollen Sie?“ fragten ihn diese, als er eintrat. „Ich bin Garibaldi, und Sie sind meine Gefangenen.“

Erstaunt und überrascht sprangen die Offiziere in die Höhe. Sie glaubten, Garibaldi habe die Stadt bereits genommen, und ergaben sich.

Ein halbe Stunde später rückte eine Compagnie der Alpenjäger ein, und besetzte die Stadt.

Die großherzige That der Garibaldi'schen Expedition nach Sicilien entstand im Kopfe Crispi's, oder ich will lieber sagen — in seinem Herzen; denn kein Herz in Italien schlägt höher für sein Vaterland, wie das Herz Crispi's. Fünf hochherzige Männer saßen in Genua zusammen und beschlossen, den durch die wahnsinnige Tyrannei eines Maniscalco und Salzano gequälten Sicilianern zu Hülfe zu kommen und sie von einer Regierung zu erlösen, welche Michele Amari mit Recht der Herrschaft eines Nero oder eines Tiberius an die Seite stellt. Es waren Francesco Crispi — er war über das Weltmeer gekommen, um mit dem Säbel für eine Revolution zu kämpfen, deren Fäden er vor einem Jahre unter täglichen Todesgefahren ge-

knüpft hatte; Bertani — er war Staatssecretair in der Garibaldi'schen Regierung in Neapel — Arzt in Genua, Garibaldi's intimer Freund, der alle seine politischen Ueberzeugungen theilt, und sein ganzes Vertrauen genießt; Nino Bixio, Garibaldi's tapferer Kampfgefährte aus den Tagen von Rom und in dem Feldzuge des vorigen Jahres; Rosolino Pilo — er starb in Sicilien wie ein Held, und Orlando, der eine Eisengießerei in Genua besaß. Sie schrieben an Garibaldi. Er kam. Crispi's feurige Worte überzeugten ihn. Er rief seine tapferen Soldaten aus dem Corps der Alpenjäger zusammen. Das italienische Nationalcomitee besaß beträchtliche Summen, welche bei einem Banquier in Mailand deponirt waren. Garibaldi beanspruchte einen Theil dieses Geldes zur Ausführung seiner Expedition. Das sardinische Ministerium verweigerte die Auszahlung, aus Furcht, durch die Expedition in europäische Conflicte zu gerathen. Garibaldi war außer sich. Da half ein Anderer. Der König Victor Emanuel — warum soll ich das nicht erzählen, was in Italien unter den unterrichteten Personen kein Geheimniß ist? Es ist eine edle That, und diese That wirft ein Licht auf die eine zeitlang schwankende Politik Garibaldi's, der endlich seine eigenen republikanischen Ueberzeugungen der persönlichen Dankbarkeit und der Einheit Italiens opferte — gab die Summen aus seinen Privatmitteln, oder nein, aus seiner Civilliste; denn der König von Italien ist arm und hat kein Privatvermögen. „Wir haben ihm eine große Civilliste gegeben", sagte mir einer der Freunde des Königs,

„wir wissen ja, wie er sie verwendet.“ Am Abend des 5. Mai schifften 1085 Tapfere sich in Genua nach Sicilien ein. Sie waren Alle Italiener, kein zusammengelaufenes Lumpengesindel aus allen Ländern, wie deutsche conservative Zeitungen gelogen haben; ich habe das Verzeichniß sämmtlicher Personen vor mir liegen; außer dem tapfern Obersten Türr und Tuckery war kein Ausländer unter ihnen. Ich will einige Namen derer nennen, mit denen Garibaldi sich umgeben hatte. Es sind edle und tapfere Namen; möge man in Deutschland endlich lernen, Italien nach seinen Söhnen und nicht nach den Verläumdungen alberner Reisenden und österreichisch gesinnter Zeitungen zu beurtheilen. Sirtori, der spätere General der Südarmee, Lombarde, ein ausgezeichneter Gelehrter, ein Mann von glänzender Beredsamkeit, einer der tapfern Vertheidiger Venedigs, war Generalstabschef. Manin, der Sohn des berühmten Dictators von Venedig, Calvino, ein vorzüglicher Schriftsteller und ein vortrefflicher Tactiker, waren Generalstabs-Offiziere Garibaldi's. Adjutanten waren Türr, Tuckery — er fiel vor Palermo, Montanari — er fiel bei Catalafimi —, der tapfere Major Cenni — er war mit Garibaldi in Montevideo — und Menotti Garibaldi — des Generals Sohn. Bixio führte eine Compagnie — sein Name ist mit Ruhm bedeckt; Carini's Name ist berühmt in Italien, sowie in Frankreich; La Masa hat einen Namen als Schriftsteller wie als Soldat, er focht in Venetien; Baron Stocco, ein calabresischer Edelmann, schlug sich im Jahre 1848 bei Maida mit 400 Mann gegen die

ganze neapolitanische Armee unter dem Oberbefehl Nunziante's; Cairoli stammt aus jener edlen lombardischen Familie, deren Söhne jetzt alle für Italien gestorben sind. Sein älterer Bruder fiel bei Varese; in seiner Compagnie in der sicilianischen Expedition fochten zwei von seinen Brüdern. Chef des Geniecorps war der Oberst Orsini, ein alter Kämpfer für die italienische Freiheit, der aus der Türkei seinem Vaterlande zu Hülfe eilte. Intendant des Corps war Major Acerbi, mantuanischer Edelmann, der Alles verließ, Familie, Vermögen, um Sicilien zu Hülfe zu kommen. Francesco Crispi — späterer Minister in Sicilien und Neapel — begleitete die Expedition als Civilcommissär.

Die Hand Gottes schützte diese kühnen und tapfern Männer. Es sind viele sonderbare Gerüchte über die Art und Weise der Landung in Marsala in den deutschen, englischen und französischen Zeitungen mitgetheilt worden; ein Augenzeuge erzählte mir im Garibaldi'schen Lager vor Capua dieselbe also: Am Mittage des 11. Mai hatte man die Küste Siciliens im Gesicht. Man steuerte gerade auf Marsala zu, als eine Fischerbarke neben dem Piemonte vorüber kam. Die Fischer wurden an Bord gerufen, zu Garibaldi geführt, und erzählten, daß seit Wochen drei neapolitanische Kriegsdampfer vor dem Hafen von Marsala lägen, die Küste genau beobachtend. Vor einigen Stunden hätten sie die Stellung verlassen und seien in der Richtung von Trapani entlang gefahren, so daß der Hafen frei sei. Wenn man keine Zeit verliere, könne man in den

Hafen einlaufen. Segel und Dampf strengten alle Kräfte an; einige Minuten vor zwei Uhr liefen der „Piemonte“ und der „Lombardo“ in den Hafen ein. Im Hafen befanden sich zwei englische Schiffe, eine Fregatte und ein kleiner Aviso. Die Ausschiffung begann eiligst. Da war die Ankunft der verdächtigen Schiffe telegraphisch den neapolitanischen Kreuzern signalisirt; sie eilten heran, eine Fregatte erschien auf der Rhede. Alle Soldaten, Artillerie, Munition, Bagage war bereits ausgeschifft; Garibaldi stand in einer Barke, die Ausschiffung leitend. Nun erschien die zweite neapolitanische Fregatte, und Beide gaben Feuer. Alles war bereits ausgeschifft; der Hagel von Kugeln und Kartätschen, welcher auf den Quai fiel, verletzte Niemanden. Er wurde mit einem Feuer aus tausend Flinten und mit einem tausendstimmigen „Evviva l'Italia!“ beantwortet. Dies ist der wahre Zusammenhang dieser wunderbaren Ausschiffung. Ein Unterschied von zwei Stunden, irgend ein Zufall, die Idee eines der Capitaine der neapolitanischen Fregatten, statt in der Richtung von Trapani ins hohe Meer zu steuern, hätte sie vereitelt.

Werfen wir nun einen Blick auf die neapolitanische Armee, mit der die „Tausend Tapfern“ den Kampf aufnahmen. Die neapolitanische Armee bestand aus 136—140,000 Mann. Die Infanterie betrug 70,000 Mann. Die Regimenter wurden aus Fremden ergänzt, von denen Oesterreich, Bayern, die Schweiz und Süddeutschland die bedeutendsten Contingente stellten. Norddeutsche waren wenig in der neapolitanischen

Armee. In Alessandria befanden sich nach dem Falle Gaeta's, also nach der vollständigen Auflösung der neapolitanischen Armee, unter den Gefangenen nur hundert und einige dreißig Preußen, welche in ihre Heimath dirigirt wurden. Die Reiterei, welche ganz aus Neapolitanern bestand, hatte eine Stärke von 7500 Mann. Die Artillerie zählte zwei Fußregimenter, eine reitende Batterie, eine Abtheilung Train und eine Pontonierbrigade. Das Genie bestand aus einem Bataillon Sappeurs und Mineurs und einem Bataillon Feldjäger.

Als König Bomba zur Regierung kam, befand sich die neapolitanische Armee in einem Zustande vollständiger Verwahrlosung. Der König that viel zur Hebung derselben; indeß war es ihm nie möglich, einen wahrhaft militairischen und nationalen Geist in diese Armee zu bringen. Militairische Traditionen hatte diese Armee ja gar nicht; ihre „ehrenvollen" Erinnerungen bestanden in Straßenkämpfen und Razzias gegen Räuber. Die höheren Offiziere waren alte, unbrauchbare Leute, knechtisch nach oben hin, grob und brutal gegen ihre Untergebenen, intriguant, geldgierig, wie die ganze neapolitanische Beamtenhierarchie, und dieser Geldgier in fortgesetzten Betrügereien und Uebervortheilung des gemeinen Soldaten Nahrung gebend. Die jüngeren Offiziere waren entweder Fremde oder sie waren durch Stellenkauf oder durch Connexionen zu ihren Patenten gekommen, oder sie waren aus den Unteroffizieren hervorgegangen und dann ohne jede geistige Bildung. Was für Sympathieen konnten unter

diesen Umständen die gemeinen Soldaten für ihre Regierung haben, welche nichts war, wie die in einer nach allen Seiten hin wohl organisirten Polizei verkörperte Despotie der extremsten Richtung. In den italienischen Soldaten der neapolitanischen Infanterie fanden deshalb auch die italienischen Einheits- und Freiheitsideen einen sehr fruchtbaren Boden, während die zum Kanonenfutter bestimmten Fremdenregimenter sich natürlich ohne jede Begeisterung schlugen. Und nun die Kavallerie? Auf der Parade sahen die Kavallerieregimenter ganz schön und stattlich aus; im Feuer stand es mit ihnen desto schlechter, da die neapolitanische Pferderace kraft der ihr innewohnenden Eigenthümlichkeiten selbst von guten Reitern schwer ins Feuer zu bringen ist, und die Neapolitaner übrigens keine guten Reiter sind. Rüstow*) sagt hierüber: „In der That ist die neapolitanische Kavallerie 1860 gegen eine nur einigermaßen geschlossene Infanteriemasse, und hätte sie nur aus zwanzig Mann bestanden, niemals zum Einhauen gelangt, nur gegen rasch vorgedrungene, ohne Unterstützung gebliebene, lang gedehnte, schwache Tirailleurketten, gegen welche es am Ende genügte, wenn nur hier zwei oder dort zwei gut berittene Männer, die zufällig ihre Pferde in der Gewalt hatten, gegen sie ansprengten." Eine gute, zweckmäßige Uebung, wie Uebung im Feuer in der Reitschule, fehlte der neapolitanischen Kavallerie gänzlich, weil Paradespielerei in dieser Armee immer die Hauptsache war und bis zum

*) Der italienische Krieg 1860. 2. Band. S. 162.

letzten Tage geblieben ist. Die Artillerie war verhältnißmäßig schwach. Die Feldartillerie zählte nur 136 Geschütze. Das Material war gut und zweckmäßig. Gezogene Kanonen waren wenige vorhanden. Die Bespannung war so gut, wie es bei der neapolitanischen Pferderace überhaupt möglich war.

Gegen diese Armee nahmen die „Tausend Tapfern" in den rothen Hemden, schlecht bewaffnet, mit 4 Kanonen, den Kampf auf; aber in jedem von ihnen lebte der Gedanke, für Italien zu sterben, oder zu siegen, und sie führte „der Richter von Italien", der „Held aus dem Cornelius Nepos mit dem Muth eines Löwen und dem Gemüth eines Kindes", wie Alexander Herzen seinen Freund Garibaldi so bezeichnend nannte.

Von Marsala zog Garibaldi auf Salerni, und proklamirte sich dort „als eingeladen von den befreiten Gemeinden der Insel und im Namen Victor Emanuels als Dictator von Sicilien". Sein erster Regierungsakt betraf die Organisation der sicilianischen Armee. Wäre diese Organisation zur Ausführung gekommen, so hätte Sicilien wenigstens 90,000 active Streiter geliefert; aber der Sicilianer will von der Conscription nichts wissen und ist durchgängig kein guter Soldat. Garibaldi's Organisationsdecret kam gar nicht zu Stande. Nach dem Festlande von Neapel sind mit der Garibaldischen Armee kaum 4000 gekommen. Von außerordentlicher Wichtigkeit war es für die Sache Garibaldi's, daß sich die niedere Geistlichkeit der Insel auf seine Seite stellte. Der erste „gute Priester" war Pater Giovanni von Castelvetrano, ein Franziskaner.

Er begrüßte Garibaldi inmitten der Bevölkerung von Salerni als den Messias und Garibaldi erließ nun seinen berühmten Aufruf an die „guten Priester.“

Bei Catalafimi stieß die revolutionäre Armee auf das Corps des Generals Landi in einer Stärke von 3000 Mann. Die ganze Streitmacht Garibaldi's bestand, wenn man sie hoch aufschlagen will, aus 1500 Mann. Um 11 Uhr Vormittags begann bei einer glühenden Hitze der Kampf, um 3 Uhr waren die Neapolitaner bis in ihre letzte Position zürückgetrieben. Die neapolitanische Armee hatte eine schöne Position inne, aber sie dachte nur daran, fortwährend vermeintlich bessere Stellungen einzunehmen, sie drang, immer in dem Gedanken an die eigene Sicherheit, nicht vor, während die Garibaldiner Angriff auf Angriff, im Bewußtsein, daß die Ausdauer den Sieg davon tragen müsse, folgen ließen. Als nun Garibaldi den letzten Angriff gegen den linken Flügel des Feindes, unterstützt von den Geschützen Orsini's, mit Ungestüm unternahm, da gaben die Königlichen den Widerstand auf. Auf allen umliegenden Höhen leuchteten beim Dunkelwerden die Wachtfeuer der sicilianischen Freischaaren; Landi hörte, daß sich bedeutende Banden in seinem Rücken sammelten und ihm den Rückweg nach Palermo versperren wollten; er sah in seinen Phantasien überall Tausende in den rothen Hemden von den Bergen heruntersteigen; die wilden und ungestümen Angriffe des Tages waren ihm noch frisch in der Erinnerung — er verließ in aller Eile Catalafimi und am andern Morgen erließ Garibaldi zur Feier seines ersten Sieges, dessen mora-

lische Wirkung außerordentlich für den ganzen sicilianischen Feldzug geworden ist, folgenden Tagesbefehl:

„Mit Gefährten, wie ihr, kann ich an jedes Unternehmen mich wagen, und ich habe es Euch gestern gezeigt, da ich Euch zu einem Strauße führte, hart durch die Zahl der Gegner und durch ihre festen Stellungen. Doch ich rechnete auf Eure gefeiten Bajonette, und Ihr seht, ich habe mich nicht getäuscht.“

„Indem wir die traurige Nothwendigkeit beklagen, italienische Soldaten bekämpfen zu müssen, müssen wir doch auch zugestehen, daß wir einen Widerstand fanden, der einer bessern Sache werth wäre. Und dies zeigt am besten, was Alles wir fähig sein werden, auszuführen an jenem Tage, an welchem die ganze italienische Familie sich um das ruhmreiche Banner der Erlösung zusammenschaaren wird.“

„Morgen wird das italienische Festland geschmückt sein zur Feier des Sieges seiner freien Söhne und unserer tapfern Sicilianer, Eure Mütter, Eure Geliebten, stolz auf Euch, werden mit erhobenem und lächelndem Antlitz durch die Gassen schreiten.“

„Der Kampf kostet uns theure Brüder, die in den ersten Reihen gefallen sind. In den Jahrbüchern des Ruhmes Italiens werden die Namen dieser Märtyrer unserer heiligen Sache glänzen.“

„Ich werde Eurem Lande die Namen der Braven nennen, die so tapfer die jüngsten und unerfahrensten Soldaten zum Kampfe führten, und morgen auf weiterem Schlachtfeld die Soldaten zum Kriege führen

werden, welche die letzten Ringe der Ketten zerbrechen sollen, mit denen unser theures Italien gefesselt war."

Von Catalafimi ging der Zug Garibaldi's auf Palermo. In Alcamo organisirte er seine Regierung in einer offiziellen Weise, indem er Crispi zum Staatssecretair ernannte, welcher vorläufig alle Ministerien verwaltete. Bis zum Einzuge in das Stadthaus von Palermo war das Cabriolet des neuen Ministers ein elender Wagen, den ein lungenkrankes Pferd zog, und in diesem Wagen entwarf er unterwegs Gesetze und Proklamationen wie ein Fürst. „Welch ein Mann, dieser Garibaldi," schrieb in diesen Tagen ein junger Mann aus einer vornehmen lombardischen Familie, der als Freiwilliger bei den Alpenjägern eingetreten war, an seine Familie nach Hause, „um diesen Helden unseres neuen Italiens gehörig zu würdigen, muß man ihn im Bivouak und im Felde sehen! Seine sanften Gesichtszüge, seine theilnehmenden Worte, seine geistvollen Antworten stellen ihn als einen ganz anderen Menschen dar, wie man sich ihn denkt. So stürmisch, so verwegen er in der Schlacht ist, so leutselig, so zuvorkommend ist er im Umgange. Einfach in seinen Manieren, in seiner Kleidung, in seiner Lebensweise, theilt er unsere Entbehrungen, hört er unsere Klagen und führt er ganz das Leben wie wir Alle. Unbeugsam in allen Dingen, welche die Disciplin betreffen, hat er das Herz eines Vaters für den geringsten seiner Soldaten."

„Bis jetzt hatte man Garibaldi nur als kühnen und geschickten Parteigänger zu bewundern Gelegenheit

gehabt; von nun an muß man sein großes Organisationstalent anerkennen. Wenn Sie doch sehen könnten, wie diese Insurrectionsarmee umgewandelt ist! Wir waren Menschen, welche die Waffen für ein Prinzip ergriffen hatten, bereit zu sterben oder das Prinzip zum Siege zu führen, und in wenig Tagen sind wir Soldaten geworden, und die Umwandlung ist so vollständig, daß wir über uns selbst oft erstaunen.“

„Um Mitternacht legt sich der General zu Bett, nachdem er erst noch den Tagesrapport durchgesehen hat; drei Uhr Morgens ist er schon wieder auf, trinkt eine halbe Tasse Kaffee, wenn überhaupt Kaffee vorhanden ist, und entwirft seine Pläne für den Tag; vier und ein halb Uhr ist er bereits unter seinen Offizieren, und dann ist Alles sofort auf den Beinen. Man exercirt, man putzt Gewehre, man bringt seine Effecten in Ordnung, und das geht Alles so fröhlich, so heiter, daß uns das Soldatenleben köstlich erscheint, und wir sind weit davon entfernt, so alte Brummbären zu sein, wie die Rothhemden Garibaldi's.“

„Um drei bis vier Uhr Morgens wird regelmäßig abmarschirt. Wir lassen den königlichen Truppen durchaus keine Ruhe. Auf dem ganzen Marsche von Marsala bis hier haben wir sie fortwährend geworfen. Die ganze Westküste der Insel ist frei; in achtundvierzig Stunden wird es die Ostküste auch sein. Wir marschiren auf Palermo, wo unsrer ohne Zweifel noch ein harter Kampf wartet. Man muß nicht vergessen, daß sich die Königlichen recht gut schlagen.“

Ich führe dies Schreiben an, weil es Garibaldi

so recht charakterisirt. Ganz so fand ich ihn im Lager vor Capua. Am 26. Mai langte Garibaldi mit seiner kleinen Armee vor Palermo an. Sonderbar, die ganze Stadt war von seiner Ankunft unterrichtet, Maniscalco und Salzano mit ihren Tausenden von Sbirren und Polizisten wußten nichts davon. Sie glaubten, daß Bosco, der ihm mit einem Corps von 6000 Mann entgegengezogen war, den kühnen Flibustier geschlagen und gefangen genommen hätte, und ihn in einigen Tagen, mit Handschellen gefesselt und zwischen zwei Schweizern durch die Straßen von Palermo führen würde.

Als die Landung Garibaldi's in Neapel bekannt geworden war, hatte der König Franz II. den General Lanza mit umfassenden Vollmachten als seinen Stellvertreter nach Sicilien geschickt. Der neue Statthalter schiffte sich mit vielem Pomp in Palermo aus, verkündete eine allgemeine Amnestie und verhieß große und umfassende Reformen. Aber die Palermitaner wußten schon, was sie von der Milde und von den Reformen der Bourbonen zu halten hatten. Sie rissen seine Proklamationen von den Mauern, und wollten „von der unerschöpflichen Güte und Milde seines jungen Königs" nichts hören. Um 4 Uhr Morgens — die Sonne stieg gerade am Horizont in die Höhe — drangen die Garibaldischen Soldaten in Palermo ein. Sie besetzten die Toledostraße und die in dieselbe mündenden Straßen. Palermo schlief noch. Der Lärm und die Kolbenschläge an die Hausthüren weckten die Bewohner. Sie öffneten die Häuser; die Minuten waren kostbar.

In der Eile wurde die Toledostraße und die Straße Macqueda mit Wagen, Karren, Mobilien, Betten und Waarenballen verbarrikadirt. Der Angriff der bourbonischen Truppen ließ nicht lange auf sich warten. Lanza war wüthend, als er von diesem plötzlichen und unerwarteten Erfolge des Flibustiers hörte. Die verbarrikadirten Straßen und Quartiere wurden umzingelt, und der Kampf begann mit Gewehrfeuer und Kartätschen; aber der Kampf blieb für die Bourbonischen ohne Erfolg; im Gegentheil gewannen die Soldaten Garibaldi's nach allen Seiten hin Terrain; die Verbindung zwischen dem Hauptquartier Lanza's und den Forts wurde durchbrochen, und nach und nach kam die ganze innere Stadt in die Gewalt der Garibaldi'schen Truppen. Aus Angreifern wurden die Bourbonischen Soldaten Belagerte in den Forts und in den Kasernen; in allen Straßen erhoben sich die Barrikaden bis zum ersten, oft bis zum zweiten Stock. Bis zum Mittag waren die Aufständischen mit den Garibaldi'schen Truppen Herren der ganzen inneren Stadt, und Garibaldi schlug sein Hauptquartier im Stadthause auf. Draußen vor den Thoren erschienen die aufständischen Banden aus der Umgegend zu Tausenden, um den Einwohnern von Palermo zu helfen und den Königlichen Truppen den Rückzug aus der Stadt abzuschneiden. Die Lage wurde für die neapolitanischen Truppen von Stunde zu Stunde kritischer. Die Kämpfe in den verbarrikadirten Straßen hatten ihnen große Verluste zugefügt, aber General Lanza beunruhigte sich nicht. Es stand ihm ja noch ein letztes Hülfsmittel zu Gebote, das

Bombardement und der Brand der Stadt. Zu dem Bombardement gab er das Signal.

Im Fort Castellamare war Alles zum Bombardement vorbereitet. Die im Hafen ankernde Flotte sollte ihr Feuer mit dem Feuer der Forts vereinigen. Große Quantitäten Terpentin, Oel, Naphta und andere, Feuer fangende Flüssigkeiten waren zu diesem Zwecke von Neapel nach Palermo geschifft und in den dortigen Arsenalen aufgehäuft. Auf das von Lanza gegebene Signal begannen die Mörser von Castellamare zu donnern, und ihr Feuer mit den Bomben der Schiffe auf die unglückliche Stadt zu schleudern. Während dem machten die Bourbonischen Truppen einen neuen und energischen Angriff. In allen Straßen, wo es ihnen gelang, einzudringen, ermordeten sie in den Häusern die Frauen, Kinder, Greise und Priester, nachdem sie die Frauen und Mädchen geschändet hatten; dann stahlen sie Alles, was irgend einen Werth hatte, und zündeten schließlich die Häuser an. Ein ganzes Drittel von Palermo ist auf diese fürchterliche Weise durch die Bomben und durch die Feuersbrünste, welche die Soldaten anlegten, vernichtet worden; ganze Quartiere, wie das Quartier, wo der Dom steht und das Viertel an der Porta di Castro wurden eingeäschert. Alles kämpfte gegen die Bourbonischen Soldaten, Frauen, Priester, Kinder. Wie die Spartanerinnen, ermuthigten die Frauen ihre Männer, ihre Kinder, ihre Söhne und schleuderten jeden Gegenstand, der nur als Wurfgeschoß zu benutzen war, aus den Fenstern, den Soldaten auf die Köpfe. Man sah Priester und Mönche an der Spitze

ihrer Mitbürger, eine Nonne, die Schwester Riso, stand mit dem Kreuz in der einen, mit dem Säbel in der andern Hand, auf der Barricade, und feuerte die Kämpfer an. Die wenigen Mitglieder des hohen Adels, welche die Verbannung, die Kerker, die Verfolgungen aller Art noch zu Palermo gelassen hatten, erfüllten sämmtlich ihre Pflicht gegen ihr Vaterland. Mehreren von ihnen hatten die fremden Consuln eine Zuflucht auf den Schiffen ihrer Nation angeboten; sie schlugen das Anerbieten aus, und nahmen an dem Kampfe Theil. Ich nenne von ihnen mit Ruhm die Prinzen von Torremuzza und San Cataldo und seine heldenmüthige Gemahlin. So verging der ganze Tag. Es war ein Kampf in der Geschichte der letzten 12 Jahre ohne Gleichen. Die Nacht hielt das Bombardement nicht auf. Die ganze Stadt wäre in Asche gelegt worden, wenn nicht unter den Offizieren der Flotte viele Sympathieen für die Sache Italiens geherrscht hätten. Manche schossen gar nicht, Manche in einer Art und Weise, daß die Kugeln und Bomben der Stadt keinen Schaden zufügen konnten; Manche aber betrugen sich des italienischen Namens auch desto unwürdiger. Ich nenne unter diesen den Commandanten des „Hercules“, Flores, der sich hernach rühmte, 184 Bomben auf die Stadt geschleudert zu haben. Am Morgen des 29. Mai begann das Gewehrfeuer und der Angriff der Barricaden von Neuem. Aber am Mittag drangen die Garibaldiner und die Einwohner der Stadt weiter vor, und bald war das ganze Königliche Schloß von den Aufständischen umringt. Im Schlosse

selbst fingen die Lebensmittel an auszugehen. Die Situation Lanza's und seiner Soldaten wurde immer kritischer. Die Soldaten hatten nichts zu essen, und begannen zu murren. Andererseits protestirten die Consuln der auswärtigen Mächte, indignirt über ein so grausames und unnützes Bombardement gegen die Fortsetzung desselben und gegen die weitere Zerstörung der Stadt, widrigenfalls die fremden Schiffe interveniren würden. Da schwiegen die Geschütze in den Forts und auf den Fregatten — und Lanza mußte sich entschließen, zu capituliren.

Auf dem im Hafen liegenden englischen Admiralschiffe fand die Zusammenkunft Lanza's und Garibaldi's zum Abschluß der Capitulation statt. Der englische Admiral Sir John Mundy und die Commandeur's der americanischen und französischen Schiffe waren anwesend. Garibaldi wurde mit allen einem kommandirenden General zukommenden Ehrenbezeugungen auf dem englischen Admiralschiffe empfangen. Lanza und der neapolitanische Generalstab schienen von der Ruhe und von der feinen Höflichkeit Garibaldi's sichtlich betroffen. Lanza wollte mit einem gewissen Hochmuthe die Bedingungen des Waffenstillstandes verschieben, er konnte sich noch gar nicht denken, daß er der Besiegte und Garibaldi der Sieger sei und verlangte, daß die Bürger von Palermo die Waffen niederlegen sollten. Unter solchen Bedingung konnte es natürlich zu keiner definitiven Einstellung der Feindseligkeiten kommen. Das Resultat der Zusammenkunft war ein dreitägiger Waffenstillstand.

Während man sich nun von beiden Seiten zur Fortsetzung des Kampfes rüstete, während man die Verwundeten besorgte und die Todten begrub, will ich über die Gräuel und über die Verwüstungen sprechen, welche das Bombardement und die Bourbonischen Horden der unglücklichen Stadt zugefügt hatten. Man soll doch einmal in Deutschland wissen, welche Gräuel sich — die Generale Franz des Zweiten — auf den ausdrücklichen Befehl ihres Herrn, — wie sie später behaupteten — in Palermo schuldig gemacht haben; man wird sich dann überzeugen, welcher Art dies grausame Bombardement war, welches die conservativen deutschen Zeitungen sich unterstanden haben, ein „sanftes Bombardement" zu nennen.

In den verschiedenen Stadtvierteln, wo die neapolitanischen Soldaten während des Kampfes eindrangen, blieb kein menschliches Wesen am Leben. Sie schlugen die Thüren der Häuser ein, ergriffen diejenigen, welche nicht geflohen waren, bedrohten sie mit dem Tode und boten ihnen dann an, für ihr Leben ein Lösegeld zu zahlen. Die Unglücklichen holten dann das Geld und die Kostbarkeiten zusammen, die sie versteckt hatten. Sahen die bourbonischen Soldaten nun, daß sie nichts mehr besaßen, dann tödteten sie Alles ohne Unterschied des Alters und des Geschlechts, und legten schließlich Feuer an, und steckten die Häuser in Brand. Mehr als tausend Menschen sind auf diese Weise unter den grausamsten Qualen ermordet worden. Man riß den Frauen die Kinder aus den Armen, schändete sie, wenn sie jung und hübsch waren, und schnitt ihnen

endlich den Bauch auf. In mehreren Klöstern, in welche die neapolitanischen Banden eingedrungen waren, wurden alle Nonnen, welche sich darin vorfanden, junge und alte, in der grausamsten Weise gemartert und dann getödtet. Ueber ein Viertel der Stadt lag beim Abschluß des Waffenstillstandes in Asche. Keine Straße war verschont geblieben. Das Viertel an der Porta de Castro, rund um das Königliche Schloß herum, war vollkommen zerstört. Die schöne Toledostraße war ganz mit den Trümmern der buchstäblich eingestürzten Häuser bedeckt. Sieben und zwanzig Kirchen, große Häuser, Paläste und Klöster waren vollkommen zerstört. Die Hälfte der Einwohner war vollständig ruinirt.

Damit man mich nicht der Uebertreibung beschuldigt, will ich aus drei officiellen Aktenstücken Auszüge mittheilen, welche diese grausame und barbarische Verwüstung beschreiben. Das erste ist durch den Kanzler der französischen Gesandtschaft am 18. Juni 1860 in Palermo aufgenommen worden. Es heißt darin wörtlich: „Die Fräulein Firaux erklären zu Protokoll, daß ihr Bruder, Herr Martial Firaux, Sprachlehrer, Franzose, wohnhaft in der Straße an der Porta di Castro am 27. Mai 1860, als er sah, daß die neapolitanischen Soldaten Feuer an die benachbarten Häuser legten, sich auf den Balcon seiner Wohnung begab, den Soldaten zurief, daß er Franzose sei, wie man auf dem Schilde auf der Hausthüre lesen könne, und deshalb verlange, daß seine Wohnung respectirt werde. Auf seine Reclamationen antworteten die Soldaten,

unter den fürchterlichsten Drohungen, daß er ohne Verzögerung das Haus öffnen solle. Als Herr Firaux nun die Hausthüre öffnete, wurde er sofort mit Flintenschüssen empfangen. Er wurde von zwei Kugeln getroffen, von der einen in die Hand, von der andern in den Leib. Höhnisch riefen ihm die Soldaten zu: „Deine Eigenschaft als Franzose wird uns nicht hindern, Dich umzubringen.“ Tödtlich verwundet starb er am Abend. Von 360 Ducaten, welche er bei sich trug, wurde in den Kleidern der Leiche nichts vorgefunden.“

In einem zweiten Schriftstück, in einem Briefe des schweizerischen Consuls, Herr Hirzel an den General Lanza, heißt es folgendermaßen.

Palermo, 2. Juni 1860.

„Excellenz!“

„Auf die Nachricht, daß Albert Eichkolzen, schweizerischer Bürger, verheirathet mit Rosa Bevilacqua, Weinhändler, wohnhaft Piazzetta Grande, das Unglück gehabt habe, daß sein Haus verbrannt, daß sein Kind, ein Knabe von 12 Jahren, als er im Begriff stand, sich aus den Flammen zu retten, durch Gewehrschüsse getödtet worden sei, und daß man nicht wisse, wo die Familie geblieben wäre, begab ich mich in die Piazzetta Grande.“

„Die Nachbarn Eichkolzens wußten mir von seinem Verbleib leider nichts weiter zu sagen, als daß die Familie durch die Königlichen Truppen mitgeführt sei, und daß sie, mit vielen Andern nach dem Kloster der Benedictiner gebracht, dort in das Refectorium

eingeschlossen und wahrscheinlich, als die Soldaten das Kloster vor ihrem Rückzuge in Brand gesteckt hatten, mit den Andern lebendig verbrannt wäre."

„Ich konnte einem solchen Bericht keinen Glauben schenken, und begab mich ganz entrüstet über die Möglichkeit eines solchen Benehmens, nach dem Kloster der weißen Benedictiner. Ich kam durch ein ganz verwüstetes Stadtviertel. Die Häuser waren sämmtlich niedergebrannt. Ein pestilenzialischer Geruch verbreitete sich von den todten Körpern, welche unter den Trümmern begraben lagen. Als ich fragte, wer der Anstifter solcher Gräuel sei, sagte man mir, daß sie von den Königlichen Truppen herrührten, welche Alles vor ihrem Rückzug nach dem Schloß verbrannt hätten."

„Im Kloster der weißen Benedictiner angekommen, wurde ich in einen wüsten Raum geführt. Man sagte mir, der wüste Raum sei das Refectorium gewesen. Leute waren beschäftigt, verbrannte Cadaver wegzuräumen. Die Leute sagten mir, „die Leichen seien die Familien aus den benachbarten Häusern. Die Bourbonischen Soldaten hätten sie vor ihrem Rückzuge in das Refectorium eingeschlossen und sie dort lebendig verbrannt u. s. w." „gez. Hirzel."

Bedarf es nach diesen Documenten noch eines weitern Zeugnisses? Wohlan, ich werde nun noch eine Stelle aus einem Briefe des Erzbischofs von Palermo veröffentlichen, der in der offiziellen Zeitung Siciliens abgedruckt war. Es handelt sich in dem Briefe von einem Beamten des Erzbischofs, der von den neapolitanischen Soldaten ermordet war.

„Vertrauend auf die Bekanntmachung der gestürzten Regierung, welche jedem guten Bürger Schutz und Sicherheit verhieß, schloß sich Giovanni Scorza am 27. Mai in sein Haus ein, und betheiligte sich in keinerlei Weise an dem Aufstand. Da drang eine Horde Bourbonischer Soldaten in die Straße, schlug die Thüren des Hauses ein, legte die Flinten auf die Familie an, welche aus Frauen, Kindern und Greisen bestand, und verwundeten den unglücklichen Scorza tödtlich. Nicht zufrieden, das Haus zu plündern und Alles zu stehlen, was da war, führten sie ein junges Mädchen von neunzehn Jahren und ein Kind von fünf Jahren gefangen mit sich fort.“

Noch um drei Tage wurde der Waffenstillstand verlängert. Die Lage der bourbonischen Truppen wurde immer schwieriger. Garibaldi war fortwährend in der Stadt und setzte eine regelmäßige Regierung für die Insel ein. Crispi übernahm das Ministerium des Innern, Orsini das Ministerium des Krieges, der Baron Pisani das Ministerium der Finanzen und der äußeren Angelegenheiten. Eine Reihe energischer Maßregeln für die Verwaltung des Landes wurde schnell in's Leben gerufen. Am 5. Juni kam General Letizia, der von Lanza nach Neapel geschickt war, zurück, und an demselben Tage wurde die Convention über die Räumung Palermo's abgeschlossen. Inhalts derselben sollten sich alle in Palermo befindlichen bourbonischen Truppen mit sämmtlichem Kriegsmaterial nach dem Festlande einschiffen und die Gefangenen ausgewechselt werden. Am 13. Juni verlegte Garibaldi sein Haupt-

quartier in das Königliche Schloß und am 19. Juni fand die Einschiffung der neapolitanischen Truppen nach dem Festlande statt. An demselben Mittage wurden dem Dictator Siciliens die Forts übergeben, und den anderen Morgen stürzte sich die ganze Bevölkerung von Palermo, die Priester und Mönche an der Spitze, auf das Fort Castellamare, um dieses Bollwerk des Tyrannen von Neapel der Erde gleich zu machen.

Während dem dies in der Hauptstadt vorging, erhob sich überall in den Provinzen die Bevölkerung und griff zu den Waffen. Catanea folgte zuerst dem Beispiele Palermo's. Vier ganze Tage dauerte der Massenkampf mit den Soldaten des General Clary. Die Aufständischen befehligte Oberst Poulet und Michele Candullo. Auch hier wurde von den bourbonischen Soldaten gebrannt, geplündert und gestohlen. Am vierten Tage des Kampfes mußte der bourbonische General die Stadt verlassen. Mit Beute beladen, und nachdem er vorher alle öffentlichen Kassen geleert hatte, zog er sich auf Messina zurück. Einen Tag später erhob sich Trapani. Auf der nahen Insel Favignana befand sich der berüchtigte Bagno der heiligen Catharina. Die Gefängnisse wurden geöffnet, und die politischen Gefangenen befreit. Unter ihnen befand sich der junge tapfere Baron Nicotera, der Freund und Gefährte des unvergeßlichen Carlo Pisacane, Herzogs von San Giovanni. Er war von dem Gerichtshof zu Palermo zu lebenslänglicher Einsperrung verurtheilt, und wurde im Bagno der heiligen Catharina grausam behandelt. Während der ersten sechs Monate saß er

in einem unterirdischen Kerker ohne Licht. Für zwei Sous Brod bildete seine tägliche Nahrung. In den Regentagen sammelte sich das Wasser in diesem Loch bis auf hundert Eimer. In wenigen Tagen war die Insel bis auf vier feste Plätze: Augusta, Syracus, Melazzo und Messina frei. Ganz Messina war, da der Commandant des Forts unaufhörlich mit einem Bombardement drohte, ausgewandert, von 100,000 Menschen blieben höchstens 10,000 in der Stadt zurück. Das Bombardement und die Plünderung war nur durch die energische Protestation der auswärtigen Consuln auf Veranlassung des französischen Consuls Mr. Boulard verhindert worden, dem die Stadt Messina unendlichen Dank schuldet. Die bourbonischen Soldaten erwarteten den Befehl zur Plünderung der Stadt alle Tage mit einer gewissen naiven Freude. „Was wollt Ihr," sagten Soldaten von der Wache, die dem französischen Consul zu seiner Sicherheit gegeben war, „wir haben dort unten im Gebirge eine alte Mutter und eine kleine Schwester zu ernähren. Wenn der König uns das Geld dieser sicilianischen Rebellen giebt, so fällt das ja wie vom Himmel und ist eine Wohlthat für die ganze Familie."

Während Garibaldi's Erfolgen auf der Insel nahm ganz Italien an seinen Anstrengungen Theil. Alle Tage fuhren Schiffe mit Freiwilligen von Genua und Livorno über das Meer. In jeder Stadt auf dem Festlande organisirten Comité's die Herbeischaffung von Geldmitteln zur Befreiung Siciliens. Das unter des unermüdlichen Bertani in Genua stehende Comité reali-

sirte diese Mittel und die Beförderung der Truppen. Die Obersten Medici, Malenchini und Siccoli brachten mehrere Tausend gut bewaffneter Männer nach Palermo. Ein einziges Comité beschaffte bis zum Ende Juni nicht weniger als 7 Millionen Franken. An diesen 7 Millionen betheiligte sich Bergamo allein mit 1,120,000 und Mailand mit 4,740,705 Franken. Garibaldi bildete aus seinen Alpenjägern, aus den neu angekommenen Freiwilligen und aus den Sicilianern, welche seine Truppen seit seiner Landung in Marsala verstärkt hatten, neue Colonnen und sandte sie unter der Anführung des General Medici, da Türr, dem das Commando ursprünglich gegeben war, erkrankte, nach Messina und Melazzo, um das Werk der Befreiung der Insel zu vollenden.

„Bürger von Sicilien, Ihr waret die ersten und die einzigen, welche den Kampf gegen den Tyrannen begonnen haben; Ihr habt tapfer gestritten, Ihr seid Sieger geblieben. Eure Waffen sind gefeit. Wir, die Freiwilligen aus den Kämpfen, welche die Felder der Lombardei berühmt gemacht haben, wir sind über das Meer zu Euch gekommen, weil unsere Pflicht es uns gebietet. Tapfere junge Männer, kommt als freiwillige Streiter für die Freiheit und Einheit Italiens zu uns, wie wir die freiwilligen Streiter für diese sind. Garibaldi, unser Obergeneral sendet uns, Garibaldi ist unsere Fahne, Garibaldi ist unser Panier. Wir wollen dies alte und mit Ruhm bedeckte Land, Euer Vaterland, gänzlich von seinen Tyrannen befreien. Durchglüht von einem Feuer, wollen wir am Fuße des Aetna

heute den Pakt unserer Aller Einheit beschwören; wir werden ihn erneuern am Fuße des Löwen des heiligen Marcus, um die Ketten zu zerbrechen, welche den Löwen fesseln, und wir werden auf dem Kapitole Roms die glorreiche italienische dreifarbige Fahne wehen sehen."

Mit diesen Worten redete der General Medici die Bewohner der Provinz Messina an und eröffnete mit dieser Proclamation den kurzen Feldzug, in dem in wenigen Wochen die Schlacht von Melazzo geschlagen, und Melazzo und Messina genommen wurden. Garibaldi war zwei Tage vor der Schlacht aus Palermo bei der Armee eingetroffen. Malenchini befehligte den linken Flügel, Medici und Cosenz das Centrum, der rechte Flügel hatte nur den Zweck, den linken Flügel zu decken. Garibaldi befand sich im Centrum. Die neapolitanische Armee, welche Bosco commandirte, hatte eine Stärke von 7000 Mann; die Truppen Medici's hatten nur eine Stärke von 2500. Das Feuer begann auf dem linken Flügel. Nach einer halben Stunde griff auch das Centrum die bourbonischen Truppen an, und warf sie aus ihrer ersten Position. Während dieser Zeit vertrieb der rechte Flügel die bourbonischen Truppen aus den Häusern, die sie besetzt hatten.

In der neuen Position, auf welche sie sich zurückgezogen hatten, waren die bourbonischen Truppen durch Rohrfelder und durch indische Feigenbäume gedeckt, und unterhielten auf die Angreifenden ein lebhaftes Feuer. Es war ein kritischer Moment. Dem General Medici wurde das Pferd unter dem Leibe getödtet.

General Cosenz fiel, durch eine todte Kugel am Halse getroffen. Man hielt ihn für todt; da sprang er mit dem Rufe: „Es lebe Italien!“ wieder von der Erde auf. Währenddem griff Garibaldi mit den genuesischen Jägern die Feinde in der Flanke an. Auf dem Wege stellte sich ihm eine Batterie entgegen. In einer Entfernung von zwanzig Schritt gab die Batterie eine volle Kartätschenladung.

Die Wirkung war entsetzlich. Fünf oder sechs Menschen standen vor den Jägern, welche Garibaldi heranführte, noch aufrecht. Garibaldi war die Stiefelsohle und der Steigbügel durch eine Kugel abgerissen. Sein Pferd war verwundet, bäumte sich, und geberdete sich so unbändig, daß er hinab springen mußte. Major Breda und sein Trompeter fielen an seiner Seite. Nun stürzte sich Garibaldi mit etwa funfzig Mann, welche ihm Oberst Donon zu Hülfe führte, in das Rohr, das Geschütz feuerte noch einmal, es fielen einige Leute, aber in demselben Augenblick bemächtigte sich Garibaldi, Misori und Statella der Kanone. Zu derselben Zeit öffnete sich die neapolitanische Infanterie, um der Cavallerie, welche das Geschütz wieder nehmen wollte, Raum zum Angriff zu machen. Die Leute des Obersten Donon wichen rechts und links aus und gaben Feuer. Zu gleicher Zeit griffen G a r i b a l d i, Misori, Statella und noch fünf oder sechs Leute die neapolitanische Cavallerie im Rücken an. Im Handgemenge griff Garibaldi dem Offizier, der die Cavalleriecharge commandirte, in die Zügel, und rief ihm zu, sich zu ergeben. Der Offizier führt einen Hieb von oben herab,

Garibaldi parirt den Hieb, und hieb ihn vom Pferde. In denselben Moment blitzen fünf Säbel über des Generals Kopf. Garibaldi haut einen von ihnen vom Pferde, Misori tödtet zwei andere und das Pferd eines dritten mit drei Schüssen aus seinem Revolver. Während dieses Handgemenges sammelt Garibaldi seine zerstreuten Streiter, und greift die Neapolitaner, indem zugleich das Centrum vordringt, mit dem Bajonette an. Sie weichen zurück, und der Tag ist so gut, wie entschieden.

Nun zieht sich der Kampf in die Straßen von Melazzo hinein, und die Kanonen des Forts mischen sich in das Gewehrfeuer der Kämpfenden. Garibaldi besteigt die Fregatte Veloce, welche im Hafen lag, und läßt eine Kartätschenladung auf die Truppen geben, welche aus den Forts der neapolitanischen Armee zu Hülfe kamen. Sie ziehen sich in das Schloß zurück. Noch dauert der Kampf und das Gewehrfeuer eine Stunde. Dann waren die Garibaldiner Herren des Orts. Zwei Tage später capitulirte General Bosco, der mit fünf Tausend Mann ohne alle Lebensmittel im Fort eingeschlossen war. Die neapolitanischen Truppen erhielten mit Waffen und Bagage einen freien Abzug, das Geschütz und das Material, was sich in dem Fort befand, wurde in zwei Theile getheilt, die eine Hälfte führten die Neapolitaner mit sich, die andere blieb zur Verfügung der Garibaldischen Truppen im Fort.

Die Räumung Messina's war eine consequente Folge der Capitulation Melazzos. Am Abend des

29. Juli zog Garibaldi an der Spitze seines Generalstabes und unter dem Jubel und dem Beifallsklatschen der Bevölkerung in die Stadt ein. Am andern Morgen ging bereits die Reorganisation der Magistrats- und Municipalbehörden vor sich. Sicilien war bis auf das Fort von Messina von der Herrschaft der Bourbons befreit. Aus allen Städten und Gemeinden der Insel erhielt Garibaldi zahllose Adressen und Zuschriften. Alle begannen mit den Worten: „dem General Garibaldi, Dictator von Sicilien im Namen Victor Emanuels, Königs von Italien.“ Alle Regierungsdecrete wurden von jetzt an im Namen Italiens, des Königs Victor Emanuel und Garibaldi's, Dictator von Sicilien, erlassen. Der Gemeinderath von Palermo begrüßte den Dictator im Namen der Hauptstadt mit folgender Ansprache:

„General!“

„Palermo begrüßte am 4. April die Stunde der endlichen Befreiung Siciliens mit dem Rufe: „Es lebe Victor Emanuel! Der erste Degen Italiens mußte die Stunde des Triumphes bezeichnen. Held aus der Römerzeit, kaum war Ihr Name ausgesprochen, da wurden die Sicilianer frei und Bürger eines großen Vaterlandes. Einstimmig und dankbar begrüßt die Stadt Palermo den Befreier Siciliens, und mitten aus ihren rauchenden Ruinen, welche die Tyrannen ihr als letztes Andenken zurück gelassen haben, grüßt sie den Helden Italiens.“

„General!“

„Ihr Name gehört ganz Italien, aber mit diesem

glorreichen Namen verbindet die Geschichte von nun an den Namen Palermos und die Erinnerung an den 27. Mai, jenen günstigen Tag, der zum unvergänglichen Ruhm für Sie und für Ihre tapfern Gefährten geworden ist, jenen Siegestag, der den Tagen von Magenta und Solferino zu vergleichen ist. Gestatten Sie, daß Palermo Ihnen und den Tapfern, welche Ihnen gefolgt sind, das Bürgerrecht ertheilt und Sie als den ersten und größten seiner Bürger ausruft!"

„Dictator!"

„Palermo antwortet auf Ihren Ruf und spricht den Wunsch aus, daß das Schicksal des Landes definitiv geregelt werde. Der Anschluß Siciliens an die freien italienischen Provinzen und die Einheit Italiens von den Alpen bis zum äußersten Vorgebirge Siciliens — dieser Gedanke lebt im Herzen aller Palermitaner. In der Einheit Italiens unter der Regierung des hochherzigen Königs Victor Emanuel sieht es seine Freiheit und seine Unabhängigkeit von fremden Tyrannen."

Alle Schiffe, welche nach Sicilien über das Mittelländische Meer fuhren, hatten Verbannte am Bord, welche die tyrannische Regierung der Bourbonen aus dem Vaterlande vertrieben hatte, und welche nun zurückkehrten, um an der Wiedergeburt und Befreiung ihres Volkes zu arbeiten. Ich nenne unter Tausenden nur die ersten und berühmtesten Namen, damit man in Deutschland weiß, gegen welche Männer die blutbefleckten Könige von Neapel Krieg geführt haben. Da war der Marchese von Roccaforte, Marchese Torreara, Minister-Präsident der revolutionairen Regierung im Jahre

1848, im Jahre 1860 Garibaldi's Minister des Auswärtigen, Michele Amari, der berühmte Geschichtsschreiber und Nationalökonom, ein Gelehrter von europäischen Ruf, Graf Manzone, Herr Philipp Cordova, Finanzminister im Jahre 1848, Herr Interduto, der gelehrte und muthige Publicist, Professor Salvator Chindemi, Secretair des Parlements im Jahre 1848, Herr Bertrani Vito, Baron Cusa, Marchese Castillo, Prinz Niscemi, der Vater, der Major Alphons Scalia und vor Allen der Marchese von Roccaforte, Bürgermeister von Palermo in den Jahren 1848 und 1849. Garibaldi aber, nachdem er Herrn Depretis zum Prodictator an seiner Stelle ernannt und das Statut Carl Alberts vom 4. März 1848 als Staatsgrundgesetz für Sicilien proclamirt hatte, rüstete sich, das Werk der Befreiung Neapels zu vollenden und nahm in seiner Ansprache an die Nationalgarde Messina's mit folgenden Worten Abschied von Sicilien:

„Ich bin nun anderswo hingerufen, und muß mich jetzt von Euch entfernen, Sicilianer! Es ist Zeit, daß Sicilien ernst und tapfer an seine eigene Vertheidigung denkt. — Ja, von nun an müßt Ihr Euch selbst schützen gegen Jeden, der Euch angreift. — Ich habe für Euch gethan, was mir möglich war. — Italien verlangt, daß ich mich nun anderswohin wende. Die europäische Diplomatie wird mich nicht aufhalten und niemals werde ich mich mit ihr vereinbaren."

General Joseph Garibaldi, der Einsiedler von Caprera hat jetzt sein vier und fünfzigstes Jahr angetreten. Er ist von mittlerer Statur, kräftigem Körper=

bau; sein Haar und Bart ist von gelblich blonder Farbe; sein von der Sonne der alten und der neuen Welt gebräuntes Gesicht trägt die Striche und die Furchen, welche ein ganzes Leben voll Mühen, Anstrengungen, Kämpfen und Entbehrungen auf dem Menschenantlitz zurücklassen. Ich habe wenig Gesichter gesehen, auf denen sich der Charakter oder vielmehr die ganze Individualität einer Persönlichkeit so wiederspiegelt, wie auf dem Gesicht des großen Befreiers Süditaliens. Intelligenz und Adel des Herzens, Muth, Herzlichkeit, große Guthmüthigkeit und ein Zug von Trauer und Wehmuth vereinigen sich auf diesem edlen und geistvollen Menschenantlitz zu einem ebenso anziehenden, wie charakteristischen Bilde. Am meisten gleicht Garibaldi einer einst auf Caprera aufgenommenen Photographie. Er ist auf derselben in einem Civilanzug im bis an den Hals zugeknöpften Oberrock dargestellt. Ich habe das Bild nur bei den Bekannten und Freunden des Generals in Italien gesehen, soviel ich weiß, ist es nicht in den Handel gekommen. In Bologna sah ich das Bild bei einem Kunsthändler im Schaufenster. Ich wollte es kaufen, der Bilderhändler sagte mir, daß er keinen Preis für dieses Bild habe. Von den in Deutschland verbreiteten Photographien gleicht Garibaldi am meisten der vor ungefähr sechs Wochen in Paris erschienenen Photographie. Sie ist bekanntlich nicht colorirt. Die Sonnenstrahlen haben auf derselben den rührenden Zug von Gutmüthigkeit und Herzlichkeit nicht vergessen zu zeichnen, der auf dem

Gesicht Garibaldi's so charakteristisch hervortritt und Jeden sofort für ihn einnimmt.

„Held aus dem Cornelius Nepos mit dem Muthe des Löwen und dem Herzen eines Kindes." So hat Alexander Herzen, der berühmte russische Flüchtling, seinen Freund Garibaldi genannt.*) Niemals ist Garibaldi's Charakter und Wesen treffender mit wenigen Worten gezeichnet worden. Man darf diese Worte nur umschreiben, und man hat ein getreues Bild der ganzen Individualität Garibaldi's. Garibaldi ist ein bedeutender Taktiker, im Gebirgskrieg unbedingt der erste lebende General in der alten und der neuen Welt, geschickt in der Benutzung jedes Hülfsmittels, ein großer Organisateur, unermüdlich in seinen Anstrengungen und in seinen Kämpfen, kalt, ruhig und berechnend, wenn es sein muß, feurig und Alles vor sich niederwerfend in der Schlacht, mit dem Säbel in der Faust wie ein gemeiner Soldat, an jeder Stelle in der Linie, wo er Gefahr sieht, selbst kämpfend und unter dem Ruf: „Evviva Garibaldi!" die Seinen in's Gefecht führend, und diese ganze militairische Thätigkeit durchglüht und getragen von der großen Idee, welcher er sein ganzes Leben gewidmet hat, von der Idee der Wiederherstellung der Einheit und der Freiheit seines Vaterlandes, Italiens. Die Schlachten bei Catalafimi, bei Melazzo, am Volturno sind in der Geschichte der

---

*) Deutsches Magazin von Julius Rodenberg. Ein Memoiren-Fragment von Alexander Herzen. Verlag von O. Seehagen in Berlin.

Taktik und der neueren Kriegsführung von großer Bedeutung; die Vertheidigung von Rom, der Feldzug im Jahre 1859 in der Umgegend des Comersee's und bei Varese waren Meisterstücke in der neueren Kriegskunst. Je größer und bedeutender ein Mensch ist, desto mehr Neider und Feinde hat er in den kleinlichen und neidischen Naturen, welche die Größe und Bedeutung eines Andern nicht anerkennen wollen, weil sie sich selbst über ihre eigene Bedeutungslosigkeit ärgern. So ist es auch Garibaldi ergangen in Betreff seines militairischen Talents. Da die Erfolge, welche er auf den Schlachtfeldern der alten und der neuen Welt errungen hat, gar nicht wegzuläugnen waren, so erklärte ihn der Neid für einen guten General in Bezug auf den kleinen Krieg, und bestritt ihm die Fähigkeit, mit großen Massen zu operiren. Es giebt nichts Abgeschmackteres und Dummeres, als derartige Behauptungen. Auf den Schlachtfeldern von Melazzo und vor Capua hat Garibaldi mit großen Massen operirt; nämlich er hat große Truppenmassen mittelst eines verhältnißmäßig sehr geringen Truppencorps geschlagen. War Friedrich der Große vielleicht kein großer Taktiker, weil er mit seiner kleinen Armee die große österreichische Armee bei Leuthen schlug? Die neapolitanische Armee, welche Garibaldi und Medici bei Melazzo schlugen, war der Garibaldischen um das Dreifache überlegen; sie bestand aus den besten Truppen des Königs, fast lauter Jäger, gut disciplinirt, gut exercirt und gut ausgerüstet, vorzüglich die Artillerie. Bosco ist ein vortrefflicher Oberoffizier, und Bosco hatte den festen Willen, bei Melazzo ein

ernstliches Gefecht zu liefern. Seine Stellung war eine vortreffliche. Mit dem rechten und dem linken Flügel an die Weiler San Marina und Archi gelehnt, schob er sein Centrum bis bei San Pietro vor. Die Truppen in San Marina mit drei Geschützen beherrschten die auf dieser Seite am Meer hinlaufende Straße, die in Archi mit ebenso viel Geschützen die Hauptstraße von Barcelona und die Zugänge von der Stadt, während das Centrum sich auf einzelne Häuser in der Nähe von San Pietro, mit Schießscharten und Sandsäcken gut zur Vertheidigung hergerichtet, stützte. Ein zweiter, großer Vorzug von Bosco's Stellung war, daß er sich auf eine zweite Vertheidigungslinie von mit Schießscharten versehenen Häusern vor der Stadt zurückziehen konnte, wobei er wegen der üppigen Vegetation und der tiefen Lage der Gegend immer unter Deckung blieb. Diese geschulten Truppen in dieser vortrefflichen Stellung unter einer guten Führung schlug Garibaldi aus ihren beiden Positionen nach einander mit einem undisciplinirten, bunt zusammen gewürfelten Truppencorps, welches von allen jenen Eigenschaften, welche auf der Parade als unbedingte Erfordernisse eines Soldaten betrachtet werden, nichts hatte. Ob seine Taktik, mittelst deren er die Schlacht gewann, an den gewöhnlichen Regeln der Taktik haftete, oder ob er sich diese seine Taktik selbst schuf, darauf kommt es doch wohl, wenn man seine Fähigkeiten als General abschätzen will, nicht an. Höchstens liegt darin der Unterschied zwischen einem gelernten — und einem gebornen Feldherrn. In der Schlacht vor Capua am

1. Oktober schlug Garibaldi mit einer Armee, welche mit Einschluß der Reserven höchstens 15000 Mann betrug, eine Armee von 30000 Mann mit einer zahlreichen und wohl bedienten Artillerie, abgesehen von einer Beschießung von den Wällen von Capua, welche sich mitten in ihren Stellungen sichtbar machte. Die Armee zählte 5000 Reiter, während die ganze Reiterei der Garibaldi'schen Armee aus einigen hundert Menschen bestand, welche als Guiden verwandt wurden, und die Artillerie ohne große Bedeutung war. Daß die Piemontesischen Bersaglieri die Schlacht gewonnen haben, ist eine ganz absichtliche und einfältige Erfindung. Die Piemontesischen Bersaglieri haben gar nicht an dem Gefechte Theil genommen. Von den organisatorischen Talenten Garibaldi's als Dictator der beiden Sicilien habe ich bereits gesprochen, und bei der Gelegenheit jene albernen Vorwürfe zurückgewiesen, welche ihm der Neid und die Dummheit gemacht haben.

Garibaldi's Wesen und Charakter hat viel Aehnlichkeit mit dem Wesen des Königs von Italien. Victor Emanuel ist ein gekrönter Garibaldi. Bei Beiden herrscht dieselbe Verachtung diplomatischer und politischer Ränke und Kniffe, dieselbe Unbestimmtheit und Nachlässigkeit, derselbe Glaube an die allmächtige Gewalt des Säbels, welcher alle Hindernisse zu durchhauen im Stande ist, dieselbe Einfachheit in der Lebensweise, derselbe unerschrockene Muth, der vor nichts zurück schreckt, dieselbe löwenmuthige Tapferkeit, dieselbe Uneigennützigkeit und dieselbe Verachtung des Reichthums und des Luxus. Victor Emanuel besitzt keinen Hofstaat und kein Privat-

vermögen — auf der Straße nach Ancona berechnete er einmal alles Ernstes mit einem seiner Ordonnanz-Offiziere, wie viel man wohl zum gewöhnlichen Leben brauche, und ob er im Stande sei, sich dies selbst zu erwerben. Garibaldi besitzt, außer seiner kleinen Besitzung in Caprera, gar kein Vermögen. Er lehnte die Annahme einer Pension als piemontesischer General mehrmals ab. Er schlug nach Niederlegung seiner Dictatur jede Belohnung aus, möge diese Belohnung in Orden, Titeln oder Geld bestehn; von der Verweigerung der Summen, welche ihm die Regierung der Römischen Republik, wie die Kommune der Stadt Neapel als persönliche Entschädigung bot, habe ich bereits gesprochen. Garibaldi lebte als General der Republik Montevideo ebenso einfach, wie als Dictator der beiden Sicilien. Verwalter und Herr von Millionen brauchte er für sich nichts, und verließ arm, wie er gekommen war, eins der schönsten Königreiche der Erde. In Neapel in seinem Haushalte mangelte es oft an Geld zu den nöthigsten Lebensbedürfnissen. Als er in der Schlacht am Volturno ausrief, indem ihm eine Kugel die Hüfte streifte: „Wenn ich nur eine andere Hose zum Wechseln hätte,“ besaß er wahrscheinlich in seiner Garderobe kein zweites Kleid. Eine englische Dame, welche in Neapel die Begleiterin seiner Tochter war, und dort sowohl, wie in Caprera seinem Haushalt vorstand, erzählte einem meiner Bekannten Folgendes: „Ich war in Caserta, um dem General einen Besuch zu machen. Er er-

suchte mich, ihm ein Taschentuch zu geben, da er das seinige verloren habe. Ich gab ihm das meinige. Als ich zu Hause nach Neapel kam, sah ich nach den Taschentüchern, um sie mit anderer Wäsche nach Caserta zu schicken. Ich suchte und fand kein Taschentuch; und denken Sie, Excellenz hatte gar kein Taschentuch. Als General der Republik Montevideo — so erzählte mir einer seiner Kampfgefährten aus der damaligen Zeit — empfing er den spanischen Gesandten Abends spät in seiner Wohnung. Da bemerkte er, daß zufällig keine Kerze vorhanden war. Garibaldi hatte aber auch zufällig kein Geld, Kerzen zu kaufen. Und so fand die Conferenz im Dunkeln statt. Das Zimmer im Schloß zu Caserta, in dem der General mich empfing, war ein Mansardenzimmer im rechten Flügel des Schlosses, höchst einfach eingerichtet mit ein Paar Divans und einigen Tischen und Stühlen. Es hatte nur ein Fenster. Rechts von demselben lag ein ebenso einfaches Schlafzimmer, links war ein etwas größeres Gemach, wo gespeist wurde. Das Schloß von Caserta ist wohl das größte und prächtigste Residenzschloß in Europa und ist mit unglaublichem Luxus ausgestattet. Der Dictator beider Sicilien bewohnte in diesem Schlosse die einfachsten Zimmer. In Messina wohnte der General in den kleinen Zimmern des Leuchtthurms. Die ganze Einrichtung desselben bestand aus einem Feldbett, zwei Stühlen und einer Kiste. Einen Tisch gab es nicht in diesem Zimmer. Ein rothes Hemd und ein Paar Beinkleider hingen an der Wand an einem Nagel. Man schließe aber nicht aus

diesem Mangel an jedem Luxus in der Umgebung des Generals auf sein äußeres Benehmen und Wesen. Garibaldi sah in seiner rothen Blouse und in seiner grauen Hose stets, wo ich ihn gesehen habe, sehr reinlich und ordentlich aus; sein Benehmen ist das eines Mannes von feinem Ton und von vortrefflicher Tournüre, seine Manieren sind sehr einnehmend und von feiner Höflichkeit. Als die Conferenz zwischen ihm und dem Alter Ego des Königs, General Lanza auf dem englischen Dampfschiffe wegen Abschluß des Waffenstillstandes stattfand, war der General sichtlich überrascht von der feinen Höflichkeit des Mannes, den man ihm wahrscheinlich als einen ganz gewöhnlichen Haudegen geschildert hatte.

Garibaldi war bei Weitem der thätigste Mann in seiner ganzen Armee. Er ging wo möglich zwischen acht und neun Uhr zu Bett, und stand um zwei Uhr auf, schlief aber um Mittag einige Stunden, um die Sonnenhitze zu vermeiden, vorausgesetzt, daß nichts Anderes zu thun war, in welchem Falle ihn Nichts ermüdete. Brod und Wasser, Obst und Cigarren bildeten seine Hauptnahrungsmittel. Morgens pflegte er eine Tasse schwarzen Kaffee zu trinken und dazu ein Stück trockenen Brodes zu essen. Sein Mittagessen bestand selten aus mehr, wie aus einer Suppe und zwei Gerichten. Auch in dieser einfachen Lebensweise, in der Verachtung jedes Luxus gleicht er seinem königlichen Freunde, der auf seinen Jagden und im Felde ganz dasselbe Leben führt. Das Residenzschloß in Turin ist in der einfachsten Weise, man könnte beinahe sagen,

ärmlich eingerichtet. Im Winter giebt er einige Feste — die einzige Gelegenheit, welche sich ihm zu Ausgaben bietet. Der König von Italien kennt nur einen Luxus, der darin besteht, sich ein Dutzend Raçepferde zu halten. Garibaldi kennt auch diesen Luxus nicht einmal, und ritt oft ganz miserable Thiere, wie sie ihm gerade vorkamen, wenn er sie brauchte. In einer Leidenschaft weichen Beide aber von einander ab, in der Leidenschaft für die Frauen. Der König von Italien hat eine große Neigung für das schöne Geschlecht; von Garibaldi habe ich in dieser Beziehung niemals etwas gehört. Beide sind übrigens von ihrem gegenseitigen Werthe vollkommen überzeugt. Wenn man den König gegen Garibaldi aufzubringen suchte, lachte er, und sagte: „Laßt mir Garibaldi in Ruhe; er ist der bravste, redlichste Mensch von der Welt.“ „Mit einem solchen König,“ äußerte sich Garibaldi dagegen von seinem königlichen Freunde, „ist man des Erfolges immer sicher. Der König ist das edelste Herz, der beste Italiener, der lebt. Alles, was ich von ihm verlangt habe, habe ich sofort, begleitet von den herzlichsten Aufmunterungen, erhalten, während man an anderer Stelle weit davon entfernt war.“ Selbst in den letzten Tagen während Garibaldi's Aufenthalt in Neapel ist dies herzliche Verhältniß zwischen ihm und dem Könige nie getrübt worden. Das Benehmen des Königs war auch damals stets gütig, liebreich und herzlich gegen Garibaldi. Vergeblich versuchte er, ihn zum Bleiben zu bewegen, und bot ihm unbedingte Vollmacht für die Reorganisation der Südarmee an. Garibaldi schlug

das Anerbieten aus. Er sah, daß er in fortwährende Collisionen mit den piemontesischen Civilbehörden und Militairbehörden kommen würde, und dies nur dazu dienen werde, die Kluft zwischen ihm und der Regierung des Königs zu erweitern, welche zum Heile der Einheit Italiens geschlossen werden mußte. Desto mehr ist Garibaldi's Charakter zu achten und hochzuschätzen.

Zwei vortreffliche Eigenschaften in Garibaldi's Charakter sind seine unerschütterliche Redlichkeit und seine Consequenz. Garibaldi hat nie gelogen. Und warum sollte er auch die Unwahrheit sagen? Er hat nichts zu verbergen. Die italienische Einheit war das Ziel seines Lebens, die Aufgabe, welche er nie aus den Augen verlor. Garibaldi ist Republikaner; er ist es heute noch; aber er opferte seine republikanischen Grundsätze der Einheit und Freiheit seines Landes. Kann ein Mann ein größeres Opfer bringen? Nach einer absichtlich und künstlich angezettelten Demonstration gegen Mazzini in den Straßen von Neapel ließ er den Generalstab der Nationalgarde in den Palast Angri zusammenberufen. „Man hat sich unterstanden, hier, wo ich regiere, „Tod Mazzini" zu rufen," redete er die Offiziere an. „Ich sage Ihnen, Niemand soll in Neapel „Tod Mazzini" rufen. Mazzini ist einer der edelsten und besten Männer Italiens. Mazzini ist Republikaner. Vergessen Sie nicht, daß ich auch Republikaner bin, und daß Mazzini mein Freund ist. In Italien kann jeder Italiener leben, und es ist schändlich, in dem freien Italien einem Italiener den Tod zu wünschen. Sagen Sie das wieder dort unten,

sagen Sie, daß dies meine Ueberzeugung ist, daß ich es gesagt habe.„ Als einige Republikaner in Neapel bei der Abstimmung über die Annexion sich des Votums enthielten, setzte Garibaldi einen seiner ältesten Freunde in folgender Weise zur Rede: „Ich bin immer Republikaner gewesen und bin es heute noch; aber unter Republik verstehe ich die Suprematie des Volkswillens, im Gegensatz zu dem Einzelbelieben des Fürsten. Der einstimmige Willen des Volkes ist, sich unter dem Scepter Victor Emanuels zu vereinigen. Ich habe Alles gethan, was in meiner Macht stand, diesen Wunsch zu erfüllen, und so hätten Sie auch handeln sollen."

Italien hat viele große Männer, welche sich durch hohe Tugenden, durch Opfermuth, durch Vaterlandsliebe, durch außerordentliche Energie ganz enorme Verdienste um die Freiheit ihres Landes erworben haben. Die Liebe zum Vaterlande ist ein hervorragender Zug in dem Charakter des Italieners. Er kann stolz darauf sein vor den Völkern Europa's; denn er nimmt hierin die erste Stelle unter den europäischen Völkern ein. Der großartige Widerstand, den das ganze Volk seit vierzig Jahren der Fremdherrschaft entgegen gesetzt hat, ist achtunggebietend und wird ewig in der europäischen Völkergeschichte leben. Die deutschen Völker, die Polen, die Ungarn könnten sich diesen einmüthigen Widerstand als ein leuchtendes Exempel nehmen. Und betrachtet man das Leben der Einzelnen, welche, seitdem sie athmen und denken, für die Freiheit ihres Landes gerungen haben, so ist es eine lange Kette von Mühseligkeiten,

Anstrengungen und Leiden, inmitten welcher diese Männer nie das einzige Ziel ihres Lebens aus den Augen verloren haben. Wollte ich alle diese Namen nennen, die Namen aller dieser Märtyrer und Kämpfer für die nationale Auferstehung ihres Landes, ich müßte ein Buch damit füllen. Jeder von den tausend Tapfern, welche sich mit Garibaldi nach Marsala einschifften, war ein solcher Märtyrer und ein solcher Streiter. Darin aber bestand der größte Opfermuth aller dieser Männer, daß sie ihre eigenen politischen Grundsätze der Nothwendigkeit opferten, Italien erst frei und unabhängig zu machen. Zwei Männer unter Allen stehen Garibaldi in der Unermüdlichkeit ihrer Anstrengungen und in den Erfolgen, welche diese Anstrengungen gehabt haben, gleich — beurtheilt man die Anstrengungen nicht nach den Erfolgen, so würden es Tausende sein — ich meine Joseph Mazzini und Francesco Crispi. In Mazzini's Herzen lebte Italien, wie Italien vergessen war; Mazzini's unermüdlicher und rastloser Thätigkeit von dem Tage an, wo er Garibaldi in die Giovine Italia aufnahm, sind die Früchte zu verdanken, welche im vergangenen Jahre in Italien geerntet wurden. Mazzini ist der erste Italiener, wenn man die Reinheit seiner Bestrebungen, seinen Opfermuth und das, was er für Italien that, als Maßstab an sein Leben legt. Auch er ist arm geblieben des Princips wegen; seine letzten 30,000 Franken sandte er an Baron Stocco, um den Marsch der Calabresen nach Neapel möglich zu machen. Und zuletzt opferte er in Neapel das Princip, wofür er ein ganzes langes Leben voll

Kämpfe, Mühen und Gefahren gelebt hatte, der Einigkeit seines Landes. Francesco Crispi war die Seele der Garibaldi'schen Regierung in Sicilien und Neapel. Gleiche Schicksale, gleiche Leiden, gleiche Kämpfe haben ihn lange Zeit mit dem Dictator von Süditalien verbunden. Crispi ist Republikaner, wie Garibaldi. Als um die Mitte des Octobers die Politik Cavour's mit der Politik Garibaldi's in offenen Zwiespalt gerieth, als Garibaldi seinen Freund Crispi dem konstitutionellen Prinzip und der Einheit der italienischen Völker opfern mußte, da stand in Garibaldi's Herzen der Entschluß fest, nach Vollendung seiner Mission zu scheiden. „Ich werde in Caprera im Winter die Kartoffeln essen, welche ich im Frühjahr gepflanzt habe," äußerte er bereits am 20. September zu der von mir schon einmal erwähnten englischen Dame, welche in Caprera seinem Haushalte vorstand und sich, mit der Erziehung seiner Tochter beschäftigt, im September und Oktober in Neapel aufhielt.

Francesco Crispi ist Sicilianer von Geburt und ist jetzt 45 Jahr alt. Er trat im politischen Leben Italiens zuerst im Jahre 1848 auf, und bekleidete, während der sicilianischen Revolution, in einer ausgezeichneten Weise den Posten eines General-Secretairs im Kriegsministerium. — Er war einer der gefährlichsten Feinde der Regierung des Königs Ferdinand von Neapel. Wer die seltene Energie, den tyrannischen Charakter und das rachedürstende Herz des Re Bomba kannte, der weiß, was dies sagen will. Crispi war der Erste, der nach der neuen Besitznahme Siciliens

durch die Bourbonen geächtet wurde. Er entfloh nach der Schweiz. Die Verfolgungen der neapolitanischen Regierung trieben ihn nach Frankreich. König Ferdinands Haß erreichte ihn auch dort. Crispi floh nach Belgien. Auch aus Belgien mußte er flüchten, und er ging nach Sardinien. Zweimal wurde er als Republikaner von sardinischem Boden fortgewiesen. Endlich mußte er Europa verlassen, wo er keinen Stein mehr fand, sein Haupt auf demselben auszuruhen; er schiffte sich ein nach Amerika.

Sobald die Kunde von der französischen Intervention in Italien im vorigen Jahr über den Ocean gelangte, bestieg Crispi den ersten Dampfer, welcher nach Europa fuhr. Alle seine Gedanken waren während seiner langen Verbannung auf sein Vaterland gerichtet gewesen. Immer hatte er dorthin, selbst in Amerika, seine Verbindungen unterhalten, die Schwachen tröstend und die Starken ermuthigend, Allen immer von Neuem ihre Pflicht zur Befreiung Italiens zurufend. Crispi segelte geraden Weges nach Sicilien. Mit unvergleichlicher Kühnheit durchstreifte er die Insel und das neapolitanische Festland in einer Verkleidung, um eine allgemeine Erhebung gegen die schreckliche Regierung der Bourbonen zu Stande zu bringen. Crispi hat damals wunderbare Proben von Muth und Vaterlandsliebe an den Tag gelegt. Jeder Schritt, den er that, war lebensgefährlich. Jedermann in Sicilien kannte ihn. Und welchem furchtbaren Tode, welchen entsetzlichen Martern und Qualen hätte ihn der Mann, auf dessen ausdrücklichen Befehl jeder Untersuchungsrichter und

jeder Kerkermeister die Folter anzuwenden berechtigt war, überliefert, wenn es seinen Sbirren gelungen wäre, seiner habhaft zu werden! Der Frieden von Villafranka zerstörte alle seine Bemühungen; aber Crispi reiste nicht eher ab, als bis er alle abgebrochenen Verbindungen wieder angeknüpft und Alles zu dem großen Schlage vorbereitet hatte, der sein gequältes Vaterland endlich befreien mußte; dann spähte er an fernem Strande auf die Ankunft jedes neuen Dampfers, um zuerst zu hören, ob die Stunde der Befreiung für Italien geschlagen habe, und um als einer der Ersten wieder am Platze zu sein.

Die Stunde schlug, die Nachricht kam über den Ocean, und Crispi segelte sofort nach Europa. Die Idee der Garibaldischen Expedition entstand in seinem Kopfe. Garibaldi schwankte, da er im ersten Augenblicke die Idee für unausführbar hielt; er gab Crispi's feurigen und energischen Worten nach, und beschloß die Expedition. Tausend und fünf und achtzig tapfere Männer verließen auf zwei Schiffen am Abend des 5. Mai den Hafen von Genua unter Anführung Garibaldis. Crispi begleitete die kleine Armee in der Funktion eines Civilkommissars. Kaum auf der Insel gelandet, bekleidete Garibaldi seinen Freund unter dem Titel eines Staatssekretairs mit der ganzen Regierungsgewalt, während er sich selbst die militairische Dictatur vorbehielt. Von diesem Augenblicke an vereinigte Crispi in seiner Person alle bürgerlichen und politischen Funktionen des Dictators. Alle Verordnungen und Dekrete der Garibaldischen Regierung aus jener Zeit sind von

Crispi entworfen und geschrieben, alle Anordnungen, soweit sie nicht das rein Militairische der Expedition betreffen, von ihm getroffen. Er schloß den Waffenstillstand mit dem Alter ego König Ferdinands in Palermo ab, sowie die Convention, Inhalts derselben die neapolitanischen Truppen die Stadt räumten. Noch an demselben Tage, wo der General Lanza sich an Bord der Fregatte begeben hatte, welche ihn nach dem Festlande führen sollte, befahl er die Zerstörung des Forts Castellamare, des Zwinguri Palermos. Nach der Konstituirung der Garibaldischen Regierung in Neapel nahm Crispi in derselben eben die mächtige Stellung ein, welche er in Sicilien eingenommen hatte. Er war die Seele der ganzen administrativen Verwaltung und der innern Politik. Ihm Organisations- und Administrations-Fähigkeit abzusprechen, zeugt von vollständiger Unbekanntschaft mit den neapolitanischen Verhältnissen oder von einem aus politischer Feindschaft hervorgegangenem Urtheil.

Auch in der so seltenen Tugend der Uneigennützigkeit gleicht Francesco Crispi seinem großen Freunde Garibaldi. Nach der Uebergabe von Palermo berief Garibaldi Crispi zu einem der bedeutendsten Staatsämter Siciliens. Die offizielle Zeitung von Palermo brachte in Betreff dieser Ernennung folgende Mittheilung: „Der General Garibaldi hat den früheren Minister des Innern, Herrn Franz Crispi zum General-Prokurator am großen Appellhofe zu Palermo mit einem jährlichen Gehalt von 20,000 Frcs. ernannt.“

Garibaldi erhielt sodann von seinem Freunde Crispi folgendes Schreiben:

„General!

„In Ihrer Verfügung vom 29. Juni, durch welche Sie mich zum General-Prokurator des ersten Gerichtshofes von Palermo ernannt haben, kann ich nur einen Beweis Ihrer Achtung sehen, auf welche ich, wie Sie wissen, so stolz bin. Aber Sie wissen auch, General, daß wir nicht auf diese Insel gekommen sind, um reich zu werden oder um hohe Stellungen zu erobern. Wir sind hierher gekommen, um diesem edelmüthigen Volke zu helfen, die Ketten bourbonischer Knechtschaft zu brechen und mit ihm die Konstituirung eines einigen und freien Italiens anzustreben, diesen süßen Wunsch unserer Jugendjahre, diese einzige Hoffnung und diesen einzigen Trost in den Schmerzen unserer Verbannung. Gestatten Sie mir deshalb, daß ich auf diese große und ehrenvolle Stellung verzichte, indem ich immer mich nennen werde

Ihren ganz ergebenen Freund Franz Crispi.

Palermo, 1. Juli 1860."

Vierzehntes Kapitel.

Garibaldi's Feldzug auf dem neapolitanischen Festlande.

Bestand der Garibaldi'schen Armee auf Sicilien. Oberst Peard. Die Landung in Calabrien. Angriff auf Reggio. Der Aufstand in Calabrien. Uebergabe von Torre de Cavallo und Scylla. Monteleone. Der Marsch auf Neapel. Capitulation der bourbonischen Truppen bei San Pietro. Aufstand in der Basilicata. Garibaldi-Enthusiasmus. Die Truppen bei Salerno. Der Zustand Neapels. Flucht des Königs. Garibaldi's Einzug in Neapel. Die Schwierigkeiten in seiner Regierung. Garibaldi's Mäßigung und zuwartende Politik. Die Gefechte vor Capua und bei Cajazzo. Die Schlacht am 1. October. Folgen der Schlacht. Garibaldi's Proclamation und Abschied. Ankunft des Königs von Italien. Die Garibaldi'sche Armee.

Garibaldi's Zug durch Calabrien war ein militairischer Spaziergang. Die Garibaldi'sche Armee auf Sicilien bestand am 18. August, wo die Landung auf der calabrischen Küste stattfand, aus 25,000 Mann regulärer Truppen. Von diesen 25,000 Mann waren 18,000 Mann in und um Messina zusammengezogen, während Bixio's Colonne die Besatzungen von Augusta

und Syracus beobachtete. Die ganze Streitmacht war in vier Divisionen getheilt, welche unter dem Commando der Generale Türr, Cosenz, Medici und Piancini standen. Die Reiterei bestand aus 500 Mann; die Zahl der Artilleristen war 450, der Ingenieure 120. Die Flotte bestand aus einer Dampfkorvette und eilf Transportdampfern, die Artillerie aus 17 Gebirgshaubitzen und Feldgeschützen. Fast die ganze Armee war mit Enfieldbüchsen ausgerüstet; 40,000 Gewehre lagen in Messina bereit, um nach Calabrien hinübergeschafft zu werden. In der Armee war eine ungarische Compagnie von 50 Mann, eine Schweizer-Compagnie von 120 Mann, eine französische Compagnie von 17, eine englische von 25 Mann. Oberst Peard commandirte eine vortreffliche Compagnie von Revolverbüchsenschützen. Es ist dies derselbe Engländer, von dem conservative und im österreichischem Solde schreibende deutsche Blätter während des Feldzuges von 1859 die alberne Geschichte erzählten, daß er sich aus Blutdurst den Alpenjägern angeschlossen habe, mit seiner Büchse in wunderbarer Entfernung treffe und sich jeden getödteten Oesterreicher in sein Taschenbuch notire. Es giebt nichts so Erbärmliches, was nicht von jenem Theil der deutschen Presse erfunden und erlogen wird, um die italienische Bewegung zu verdächtigen. Mr. Peard ist ein Gentleman aus Cornwallis, ein in jeder Beziehung respectabler Mann, dazu ein Mann von Herz, von Geist und von Charakter. Er hat lange Zeit in Italien gelebt und kennt die italienischen Verhältnisse genau. Er schloß sich als gemeiner Soldat

dem Corps der Alpenjäger an. An jener albernen Geschichte ist nur Das wahr, daß er statt mit der Muskete mit einer Doppelbüchse bewaffnet war. Er nahm an der Expedition in Sicilien Theil, und hat sich auch hier durch Tapferkeit und Intelligenz vielfach ausgezeichnet. Die Zürückziehung der bourbonischen Truppen von Salerno in die Gegend von Caserta war Werk seiner mit großer Klugheit ausgeführten Manoeuvres. Nach der Schlacht bei Melazzo, wo er mit ausgezeichneter Tapferkeit focht, ernannte ihn Garibaldi zum Obersten. Das beste Zeugniß für Oberst Peard ist wohl, daß er Garibaldi's Freund ist und daß er von Garibaldi sehr geachtet und geliebt wird. Braucht es ein weiteres Zeugniß, um jene albernen Lügen zu entkräften? Aus der von mir mitgetheilten Zusammensetzung der Garibaldi'schen Armee auf Sicilien wird ebenso die Unwahrheit der in Deutschland vielfach und absichtlich vertretenen Meinung nachgewiesen, daß diese Armee aus Lumpengesindel, welches aus allen Theilen Europa's nach Sicilien zusammengekommen sei, bestanden habe. Außer den oben von mir mit Zahlen angegebenen Fremden bestand die Armee nur aus Italienern, die Mehrzahl aus Freiwilligen, welche meistentheils den angesehenen Klassen der Gesellschaft angehörten. Die große Masse diente in dem Bewußtsein, für die Freiheit ihres Landes zu fechten, aus Patriotismus, ohne alle egoistische Interessen. Wer Mittel besaß, bestritt die Kosten seiner Ausrüstung und Erhaltung selbst. Die Offiziere erhielten von Garibaldi abwärts nur zwei Francs täglichen Sold. Daß

sich in dieser Armee auch Abenteurer und Lumpengesindel vorfand, bedarf wohl keiner Erwähnung. Es liegt in der Natur der Dinge.

Die Expeditionsarmee, welche zwei Dampfer in der Nacht des 18. August nach dem Festlande übersetzten, bestand aus 4200 Mann, ein Theil der Brigade Bixio, ein Theil der Brigade Eber, 1000 Freiwillige unter Zacchi. Garibaldi's Sohn, Menotti Garibaldi, befehligte das Geschütz, bestehend aus vier Gebirgshaubitzen und einer vortrefflichen Compagnie Bersaglieri. Die Expedition wurde von Bixio und Garibaldi commandirt. Man hat sich in Deutschland vielfach den Kopf darüber zerbrochen, warum die neapolitanische Flotte den Uebergang der Garibaldi'schen Truppen nach Calabrien nicht gehindert hat und über Verrath und Unfähigkeit der auf der Flotte commandirenden Offiziere geschrieen. Das Alles war nicht der Fall. Die Landung in Marsala wurde einem Einverständniß mit englischen Schiffen zugeschrieben. Ich habe die Möglichkeit der Landung in Marsala im vorigen Kapitel erzählt. Die Landung in Calabrien wurde einfach deshalb von den neapolitanischen Dampfern nicht verhindert, weil diese durch eine Diversion in Messina getäuscht wurden. Tagelang hatte man dort in aufsehenerregender Weise Truppen und Kriegsmaterial an Bord genommen und die Dampfer zur Landung fertig gemacht. Während die neapolitanischen Dampfer nun Reggio bewachten, ging die Expedition an einem dunkeln, stürmischen Abend am Fuße des Aetna ab und landete an einer steil aufsteigenden Stelle der calabrischen Küste,

wo man gar keine Landung erwartete. Der Curs betrug in dieser Richtung nur 15 englische Meilen. Bekanntlich gerieth eins von den Garibaldi'schen Transportschiffen, der „Torino" bei der Landung auf den Strand. Das Schiff wurde von dem „Fulminante" und zwei andern neapolitanischen Dampfern, welche eintrafen, als die Landung gerade vollführt war, in Brand geschossen. Die Garibaldi'schen Truppen marschirten sofort auf Reggio, welches nur 15 englische Meilen von dem Landungsort entfernt war.

Die Königliche Armee in Calabrien bestand aus 20—30,000 Mann. Das Gros derselben stand in Monteleone. 12,000 Mann waren längs der Küste in einem Halbkreise staffelweise bis nach Reggio aufgestellt. In dieser Armee war man ebenfalls überzeugt, daß Garibaldi in Reggio landen würde, und hatte sich auf die Landung in Reggio vorbereitet. Ueber Zusammensetzung und Gesinnung der neapolitanischen Armee habe ich bereits im vorigen Kapitel gesprochen. Die Armee in Calabrien war nicht besser und nicht schlechter, wie die andern Truppencorps. Die Soldaten waren Soldaten ohne Princip und ohne Bewußtsein, ohne militairische Traditionen, ohne Lust zu einem ernstlichen Gefecht, auf der Parade recht hübsch anzusehen, schlecht befehligt, eigentlich weiter nichts, als eine bewaffnete Polizei, mit der König Bomba seine rebellirenden Unterthanen im Zaum hielt. Die Armee war mit Kriegsmaterial, mit Vorräthen und mit Artillerie reichlich versehen. Außer allen diesen Fehlern und Schwächen der Königlichen

Truppen kam Garibaldi eins auf seinem ganzen Zuge durch Calabrien zu Hülfe, das mächtigste Element, um Truppen kampfunfähig zu machen und ihre Wirksamkeit auf allen Punkten zu neutralisiren — der Aufstand, der an allen Punkten des calabrischen Festlandes, so wie der erste Garibaldi'sche Soldat den Fuß auf das Land setzte, zum Ausbruch kam. Dazu kam ein zweiter Umstand, daß sich die niedere Geistlichkeit in Calabrien, so wie es in Sicilien geschehen war, an die Spitze des Aufstandes stellte. Ueberall wurden von den Bewohnern die Behörden abgesetzt, provisorische Regierungen ernannt, die Tricolore aufgepflanzt; in allen Dörfern erhoben sich die Bewohner und eilten zu den Sammelplätzen. In wenigen Tagen waren über 20,000 Calabresen auf den Beinen und unter Waffen, wenn auch diese Waffen nur in alten Feuergewehren und schweren Büchsen bestanden. Als Garibaldi den Baron Stocco, der den Aufstand in San Pietro organisirte, fragte, wie viel Leute er bewaffnen könne, antwortete er, ganz der Wahrheit gemäß, so viel Flinten er habe. Es wurden sofort 10,000 Flinten von Messina nach Nicastro herübergeschafft. Die Verwirrung und die Muthlosigkeit in der neapolitanischen Armee nahm von Tag zu Tag zu, je weiter Garibaldi vorrückte und desto größere Dimensionen der Aufstand annahm. Bei San Pietro liefen 7000 Mann neapolitanischer Truppen vor den Vorposten der Garibaldischen Armee davon. Sie waren ohne Arrieregarde und ohne Avantgarde aufgestellt, auf einen Haufen zusammengedrängt. Sie hatten weder Vedetten noch

Vorposten ausgestellt, und als Oberst Peard sie aufforderte, sich zu ergeben, warfen die Soldaten Gepäck und Waffen von sich und kletterten die Berge in der Richtung von Cosenza hinauf. Nach Verlauf von einer Stunde war kein Neapolitaner mehr in der Stadt.

Am Abend des 20. August erschien Garibaldi mit seiner kleinen Armee vor Reggio. Reggio liegt sehr malerisch auf einem Abhang an der Seeküste. Das Schloß ist stark und beherrscht vollständig die Stadt. Die neapolitanischen Truppen in demselben beliefen sich auf 1500 Mann, und wurden von dem alten General Gallotta befehligt. Die verschiedenen Abtheilungen des Feindes, welche sich in der Richtung befanden, in der Garibaldi marschirte, zogen sich auf das Schloß zurück. Ein anderes Corps rückte zur Unterstützung Gallotta's von San Giovanni heran. Um die Aufmerksamkeit der bourbonischen Truppen auf einen andern Punkt zu richten, hatte General Cosenz Befehl erhalten, während der Nacht mit 1200 Mann über den Faro zu setzen und in Bagnara zu landen. Sowohl General Gallotta, der in Reggio commandirte, als General Melendis, der die Truppen von San Giovanni heranführte, waren der Meinung, daß der Angriff auf Reggio von vorne von der Seeseite her geschehen würde. Als nach dem Abschluß der Kapitulation General Gallotta gefragt wurde, warum er sich habe überfallen lassen, antwortete er: „Jo sono vecchio soldato ed io aspettava, che Garibaldi mi attaccese d'avanti, ed invece venuto di dietro — cosa volete!“ Die Nationalgarde in Reggio war mit

Garibaldi im Einverständniß. Garibaldi hatte deshalb seine Dispositionen so getroffen, daß Bixio mit seiner Brigade auf der Hauptstraße eindrang, um eine Verbindung mit der Nationalgarde auf der Piazza unmittelbar unter dem Schlosse herzustellen, während er selbst mit dem Haupttrupp durch die Vorstadt im Rücken der Stadt vordringen und das Schloß von dieser Seite einschließen würde. Vor Tagesanbruch fand der Ueberfall statt. Bixio stellte die Vereinigung mit der Nationalgarde her, ohne einen Schuß abzufeuern. Garibaldi drang durch die Vorstadt ein. Das Marinafort wurde genommen; alle Zugänge zum Schloß, welches jetzt ein ganz unnützes Feuer auf die Stadt eröffnete, wurden verbarrikadirt. Während der Zeit hatte General Cosenz seine Landung in Bagnara glücklich bewerkstelligt, und General Missori erschien mit seinem Corps auf den Höhen oberhalb des Schlosses. Nun wurde der alte Gallotta zur Uebergabe aufgefordert. Der Ueberfall war vollständig gelungen. Reggio ergab sich unter denselben Bedingungen, wie Melazzo. Die Truppen im Schloß befanden sich in der größten Auflösung. Die Aufnahme, welche Garibaldi's Truppen in der Stadt fanden, war außerordentlich warm und herzlich. Von allen Seiten strömten bewaffnete Trupps herbei, um sich der Expeditionsarmee anzuschließen. Ueberall stand die Herzlichkeit an der Spitze der Bewegung und des Aufstandes. General Cosenz erhielt Befehl, einen Gewaltmarsch zu machen und zum Hauptcorps zu stoßen. In der Nacht des 23. August setzte

der größere Theil der Division Medici mit der ganzen Artillerie nach Reggio über. Die Garibaldiner waren jetzt Herr der Meerenge, da sie das Fort Pezzo genommen hatten, welches die Straße beherrscht. In den nächsten drei Tagen ergaben sich die drei festen Schlösser Alta-Fiumara, Torre de Cavallo und Scylla. Ueber Melitto rückte die Garibaldi'sche Armee nach Monteleone, täglich vergrößert durch die in allen Dörfern und Städten aufstehenden Calabresen. Ueberall übernahmen die großen Grundbesitzer die Führung ihrer tapfern Landsleute. Vor dieser Armee waren die Königlichen Truppen in vollem Rückzuge und in voller Unordnung nach Neapel unterwegs. Sie waren in vollständiger Auflösung, hatten den General Briganti ermordet, und desertirten massenweise. Auch in ihrem Rücken war der Aufstand überall ausgebrochen und wurde vom Baron Stocco organisirt. Als Garibaldi in Monteleone einrückte, hatten die neapolitanischen Truppen bereits die Stadt verlassen.

Bei San Pietro auf dem Schlachtfelde von Maida wurde der General Ghio mit 7000 Mann der Königlichen Truppen eingeholt. Sie ergaben sich dem Obersten Peard ohne Flintenschuß und wurden gegen das Versprechen, nicht wieder dienen zu wollen, entlassen. Der Aufstand hatte nun auch bereits Calabria citra ergriffen. Die Hauptstadt Cosenz befand sich bereits in den Händen einer provisorischen Regierung, und die Colonne des Generals Caldarelli hatte sich schon auf Neapel zurückgezogen. Zwischen Cosenz und Neapel befanden sich

keine königlichen Truppen mehr, außer in Salerno. Auch in der Basilicata war der Aufstand siegreich; Neapel war in der größten Aufregung, die wunderbarsten Gerüchte überstürzten sich dort. Potenza, die Hauptstadt der Basilicata war auch bereits in den Händen einer provisorischen Regierung. Ueberall, wo Garibaldi mit seiner Vorhut erschien, wurde er mit Ehrenpforten und Ehrenbezeigungen aller erdenklichen Art empfangen. War es ein Wunder! Die Polizei des Königs Bomba hatte auf die Basilicata immer ein besonderes Augenmerk gehabt. Jeder zehnte Mann war von ihr durchschnittlich verfolgt oder eingesperrt worden.

In Salerno standen noch 12,000 Mann bourbonischer Truppen, um die Straße nach Neapel zu decken. Die Regierung in Neapel hatte vollkommen den Kopf verloren. Die wunderbarsten Gerüchte kreuzten sich in der Stadt jede Minute. Bald sollte Garibaldi in Salerno, bald in Bajä, bald in Castellamare gelandet sein. Aus Eboli, dem letzten Ort jenseits Salerno, erhielt die Regierung die sonderbarsten Depeschen. Die Stärke der Garibaldi'schen Armee wurde von dem dortigen Telegraphendirektor auf 20,000 Mann angegeben, Rationen, Unterstützungen, Artillerie an den verschiedensten Punkten verlangt; die letzte Depesche, welche die Regierung von dort erhielt, lautete: „Eboli, Nachts 11 Uhr. Garibaldi ist mit 5000 Mann seiner Truppen soeben eingetroffen, andere 5000 Mann sind im Anzuge, Landungen stehen in der Bucht von Neapel in der Nacht bevor. Auf das Angelegentlichste empfehle

ich, Salerno räumen zu lassen, da die dort stehenden Truppen sonst abgeschnitten werden." „Wo ist die Division Calandrelli?" fragte der Kriegsminister aus Neapel. „Uebergegangen," war die Antwort. Der Kriegsminister ahnte nicht, daß der Königliche Telegraphen-Direktor in Eboli eingesperrt war, und daß Oberst Peard mit ihm statt seiner mit dem Telegraphen correspondire. Die List gelang vollständig. Die Truppen erhielten Befehl, sich auf Caserta und Capua zurückzuziehen. Franz der Zweite, der „Re Bombino" entschloß sich zur Abreise. Der Minister des Innern veröffentlichte eine Proclamation an die geliebten Unterthanen voll Würde und Ergebung. Wir haben derartige Proclamationen von Gaeta aus während der Belagerung vielfach gelesen. Der Schmerz um die geliebten Unterthanen, welche Vater und Sohn seit vierzig Jahren geprügelt und gefoltert hatten, deren Wohl nur einen Zweck gehabt hatte, sie soviel Steuern bezahlen zu lassen, wie irgend möglich, spielte darin die Hauptrolle, während in Folge der geheimen Instruktionen desselben fast schwachsinnigen Königs bourbonische Banden, aus dem nichtsnutzigsten Gesindel zusammengesetzt, die Terra di Lavoro verwüsteten. So stand es auch mit der Proklamation an die geliebten Unterthanen bei der Abreise aus Neapel. Mit der einen Hand unterzeichnete „der junge, unglückliche König", wie ihn die conservativen Zeitungen nannten, diesen schmerzlichen Abschied, mit der andern unterschrieb er zwei andere Decrete, bei Ankunft Garibaldi's das Castell nuovo in die Luft zu sprengen, St. Elmo zu

beschießen und die Sträflinge frei zu lassen. Deutsche conservative Zeitungen haben die Nachricht verbreitet, Franziskus der Zweite habe Neapel geräumt, um die schöne Stadt nicht den Gräueln eines Straßenkampfes preiszugeben. Das ist eine Unwahrheit! Franziskus der Zweite wollte nur seine Person salviren; er war entschlossen, Neapel in Flammen aufgehen zu lassen, wie Palermo. Nur die Nichtbefolgung dieser Befehle und die schleunige Ankunft Garibaldi's retteten die Stadt vor einem so entsetzlichen Schicksal. Wo hätte je ein Bourbon ein menschliches Herz gezeigt! König Franz, der blutbefleckte junge König und sein Bruder waren wüthend, als sie in Capua hörten, das Castell sei nicht in die Luft gesprengt, und man habe von St. Elmo aus nicht bombardirt. Garibaldi's schneller Einzug in Neapel war auch keine Unvorsichtigkeit, wie in der deutschen Presse vielfach behauptet worden ist, sondern sie war eine für die Stadt dringende Nothwendigkeit. Die Garibaldi'sche Parthei und die Parthei Cavours, welche sofort die Annexation verlangte, war in offenen Zwiespalt gerathen; ein Bruch wäre der nationalen Sache unendlich schädlich gewesen, wenn er nicht gar einen Bürgerkrieg zur Folge gehabt hätte. Es war bereits zur Bildung eines Ministeriums im Sinne der Cavour'schen Parthei gekommen; die Ordnung konnte jeden Moment gestört werden; die Haltung der Truppen, welche noch das Castell nuovo und St. Elmo besetzt hielten, war finster und drohend. — Garibaldi's Ankunft, welcher mit General Cosenz und einigen Offizieren seines Stabes in Begleitung einiger

Guiden in einem offenen Wagen einzog, machte dem Zuwarten aller Unschlüssigen und Schwankenden, dem ganzen Getriebe der Partheien, dem etwaigen Widerstande der zurückgebliebenen bourbonischen Truppen ein Ende. Die Neapolitaner kennen in ihrem Enthusiasmus keine Grenzen. Alle Häuser waren bis zu den Dächern mit dreifarbigen Fahnen bedeckt, ein endloser Sturm von Evviva's und Beifallsklatschen begrüßte den einziehenden Dictator; die bourbonischen Truppen ließen die Lunten neben den Kanonen sinken; ein wohlgezielter Kartätschenschuß hätte Garibaldi und seine Begleiter zerschmettern können; aber, es fiel kein Schuß, ungefährdet fuhr er in den Hof des Palastes der Königin Mutter am Ende der Toledostraße ein, und redete von dem Fenster des Palastes das Volk an. Bis Mittag hatte General Cosenz bereits eine Regierung gebildet, am Abend hielt General Türr mit der Avantgarde seiner Division seinen Einzug. An demselben Tage räumten die bourbonischen Truppen des Castell vecchio und einige andere befestigte Punkte; am andern Tage capitulirte St. Elmo, wo ein Zwiespalt zwischen den Offizieren und Soldaten ausgebrochen war. Garibaldi übergab seinem alten Freunde, dem Admiral Persano, den Befehl über die Flotte, und schickte einen Dampfer nach Genua, um dem Marchese Pallavicino die Prodictatur anzubieten. Die Nationalgarde bildete sich. Ganz Neapel war in Garibaldienthusiasmus aufgegangen. Ich habe den Zustand der Stadt bereits in einem früheren Kapitel geschildert. Täglich zogen Garibaldi'sche Truppen ein; bald war

die Hauptmasse derselben in der Stadt versammelt; zu Tausenden erschienen die Calabresen in Salerno, um ihre Hülfe anzubieten. Garibaldi benahm sich außerordentlich mäßig und klug. Seine Stellung war schwierig inmitten der Annexionisten, Republikaner und den früheren Soldaten und Offizieren der neapolitanischen Armee. Immer das Ziel seines Lebens und seiner Kämpfe, die nationale Einheit Italiens im Auge, immer bedacht, das Ziel ohne Blutvergießen zu erreichen, suchte er die Republikaner und Annexionisten zu versöhnen, bildete aus den neapolitanischen Soldaten und Offizieren eine eigene Division und nahm mit dem Haupttheil seiner Armee eine feste Stellung in und um Caserta ein, um die Ankunft der Piemontesen, welche bereits in die römischen Staaten eingerückt waren, zu erwarten, und den Thron der Bourbonen ohne weiteres Blutvergießen zu stürzen. „Wenn Ihr Garibaldi nicht als Waffengefährten verschmäht, so wünscht er nur neben Euch die Feinde Eures Vaterlandes zu bekämpfen. Lassen wir also die Zwietracht — die ewige Krankheit unseres Landes. Italien tritt die Reste seiner Ketten mit Füßen, und deutet nach dem Norden — der Pfad der Ehre führt es nach dem letzten Schlupfwinkel der Tyrannei. Ich verspreche Euch weiter nichts, als Euch in den Kampf zu führen," redete er in einer Proclamation die bourbonischen Soldaten in Capua und auf den Ebenen von Sessa an, weil er die Reste der neapolitanischen Armee lieber dem Vaterlande erhalten wollte, als sie zerstören. Garibaldi hatte niemals die Absicht, die in den beiden Festnngen befindlichen Armee

wirklich anzugreifen; er suchte sie nur zu beschäftigen, da er ganz richtig schloß, daß die Ankunft des Königs Victor Emanuel mit der italienischen Armee, mit einem Schlage die Uebergabe der Festungen herbeiführen würde. Garibaldi hätte Capua durch ein Bombardement täglich nehmen können, wenn er es gewollt hätte. Er bombardirte die Festung nicht, weil er der Meinung war, daß die Festung sich spätestens bei der Ankunft der Piemontesen von selbst ergeben würde. So war seine Politik eine zuwartende und gemäßigte, bei der Lage der Dinge für das Land und für das Ziel, welches er sich gesteckt hatte, jedenfalls die heilsamste, und alle die Tadler und Krittler des großen Mannes, dessen organisatorische Talente ich bereits bei Gelegenheit seiner Civilregierung in Neapel geschildert habe, hätten, wenn sie nicht absichtlich aus egoistischen und Parteirücksichten von vornherein als seine Tadler auftreten wollten, sondern den richtigen Maßstab an seine Regierung aus den für ihn maßgebenden Principien angelegt hätten, der Meinung sein müssen, daß die Fortdauer dieser Garibaldischen Regierung für Süditalien weit heilsamer gewesen wäre, als die später nach der Annexation eingetretene Aenderung.

Der Kampf und die Stellung vor und um Capua ist lediglich von dem so eben angegebenen Gesichtspunkte zu betrachten. Die Stärke der Königlichen Truppen in der Festung Capua und in der Umgegend der Festung war wenigstens auf 40,000 Mann zu berechnen. Garibaldi konnte dieser Armee höchstens 22,000 Mann kampffähiger Leute entgegenstellen, da der übrige Theil

seiner Armee entweder durch Fieber kampfunfähig war oder als Besatzung in Neapel oder zu anderen Zwecken verwendet werden mußte. Seine Stellung zwischen Capua und Neapel kann deshalb nur als eine Defensivstellung betrachtet werden, welche den Neapolitanern das Vorrücken auf Neapel unmöglich machte, und bei der darauf gerechnet wurde, daß die piemontesische Armee im Rücken der bourbonischen Truppen erscheinen und Gaeta bedrohen werde. Die Stellung der Neapolitaner war eine feste, so lange dies Ereigniß nicht eintrat. Sie stützte sich auf die Volturnolinie und Capua, und hatte als zweite Basis Gaeta und den Garigliano, fast die erste Linie von der Garibaldi'schen Linie durchbrochen werden sollte. Der Aufschub des Bombardements von Capua war allerdings ein Fehler, wenn man annimmt, daß es Garibaldi's Plan war, die bourbonischen Truppen aus ihrer ersten Vertheidigungslinie in die zweite zurückzuwerfen, und nach der Einnahme von Capua die Belagerung Gaeta's zu eröffnen. Wenn man aber weiß, daß Garibaldi, um das weitere Blutvergießen zu verhindern und um die neapolitanische Armee nicht zu zerstören, welche der italienischen Sache als Theil der italienischen Armee große Dienste in der Zukunft leisten konnte, nicht die Absicht hatte, angriffsweise gegen die Stellung der Königlichen Truppen vorzugehen, sondern die Uebergabe der Festungen und das Ende des Krieges von dem Erscheinen der piemontesischen Armee im Rücken des Feindes erwartete, so ist die Politik Garibaldi's vollständig gerechtfertigt. Sie war dann klug, mäßig,

vollkommen ihrem Zweck entsprechend und der Sache der italienischen Einheit nützlich, und stimmte zugleich mit der humanen Gesinnung ihres Trägers überein. Garibaldi hätte durch ein Bombardement und durch einen Sturm Capua alle Tage nehmen können. Das Bombardement und der Sturm fand nicht statt, weil beides außer dem oben entwickelten Plane des Generals lag.

Der Volturno kommt aus den Abruzzen, ist an einigen Stellen tief und reißend, und fließt in einer Menge von Wendungen durch die Terra di Lavoro in den Meerbusen von Gaeta. Die Festung Capua liegt auf seinen beiden Ufern. Sie ist von Vauban erbaut, wird von drei Seiten vom Volturno umflossen, und ist eine Festung vierter Klasse; eine feste Brücke führt über den Fluß. Der Volturno ist nur auf dieser Brücke, und weiter oben, eine Stunde von Cajazzo durch eine Furth zu überschreiten. Cajazzo, welches auf dem rechten Ufer liegt, war Anfangs in den Händen der neapolitanischen Truppen. In dieser Stellung waren sie jeden Augenblick im Stande, den Fluß zu überschreiten und auf dem linken Ufer zum Angriff gegen die Garibaldische Armee überzugehen. Gelang der Angriff, was bei der Stärke der bourbonischen Truppen, unter welchen 40,000 an der Volturnolinie aufgestellten Soldaten sich allein 8000 Mann Reiterei und eine vortreffliche und gut ausgerüstete Artillerie befanden, leicht möglich war, so stand der bourbonischen Armee der Zugang nach Neapel offen. Die Stellung war so bedrohlich, daß die Garibaldi'sche Armee nicht

lange bei und um Caserta stehen bleiben konnte. Garibaldi mußte sich in Besitz von Santa Maria, San Angelo und Cajazzo setzen. General Türr führte den Oberbefehl in Caserta. Er bemächtigte sich der Höhen von San Lucia hinter Caserta, und besetzte Santa Maria und San Angelo. Am 17. September wurde Cajazzo, welches die Neapolitaner mit 2200 Mann besetzt hielten, von 600 Mann Garibaldi'scher Truppen unter den Befehlen der Majore Gudaso und Catabene gestürmt, während Oberst Rüstow und Oberst Spangaro von Santa Maria aus einen Scheinangriff auf Capua und eine Recognoscirung der ganzen Linie der bourbonischen Armee vornahmen. Die Bewegung sowohl wie der Angriff auf Cajazzo hatten den vollständigsten Erfolg. Die Stellung von Cajazzo wurde genommen, und die Neapolitaner wurden auf dem linken Ufer des Flusses bis in die Festung hinein geworfen. Daß damals in der deutschen Presse von einer Niederlage Garibaldi's vor Capua vielfach die Rede war, ist ganz unbegreiflich, und kann nur aus der vollständigen Unbekanntschaft in Neapel befindlicher Correspondenten mit der Lage der Dinge oder absichtlichen Verläumdung zugeschrieben werden. Eine Niederlage erlitten die Garibaldischen Truppen am nächsten Tage, wenn man die Räumung Cajazzo's, nachdem sich 300 Mann einen halben Tag gegen 5000 von den bourbonischen Truppen geschlagen hatten, und von ihnen 200 todt auf dem Schlachtfelde und in den Straßen der Stadt lagen, eine Niederlage nennen will. Major Catabene hätte sich zurückziehen sollen — er hatte den Befehl,

die Stadt zu halten, außer falls die Königlichen mit überlegener Macht angriffen —, indeß die Garibaldischen Soldaten hatten seit den Erfolgen in Sicilien und Calabrien ein solches Bewußtsein ihrer Ueberlegenheit erlangt, daß sie es nöthigenfalls mit der ganzen neapolitanischen Armee aufgenommen hätten. Der Fehler lag darin, daß man, falls es in der Absicht lag, Cajazzo zu halten, die Stadt auch mit einer gehörigen Truppenmacht hätte besetzen müssen.

Für die neapolitanische Armee gab es, da die Truppen des Papstes unter dem Commando des Generals Lamoricière bei Castelfidardo geschlagen waren, da Persano Ancona genommen hatte, und die Generale Fanti und Cialdini schon im Rücken der königlichen Truppen auf neapolitanischem Gebiete standen, nur eine Hülfe, nämlich die Garibaldi'sche Armee zu durchbrechen und Neapel wieder zu nehmen. Dazu rüsteten sie sich, und der Geburtstag des Königs, der 1. October, wurde als der Tag ausersehen, an dem diese Entscheidungsschlacht geschlagen wurde. Tags vorher wurde in Capua den bourbonischen Truppen versprochen, daß, falls es ihnen gelinge, die Garibaldische Armee zu schlagen, sie den Geburtstag des Königs auf ihre Weise, nämlich durch Rauben, Plündern und alle erdenklichen Schandthaten in den Straßen von Neapel feiern dürften. Es waren dazu 40,000 Mann disponibel, denen Garibaldi höchstens 24,000 Mann entgegensetzen konnte. In Neapel herrschte Tags vorher und bis Mittag des 1. October kein geringer Schrecken, da das Schicksal der Stadt, falls der Angriff der

bourbonischen Truppen gelungen wäre, ein entsetzlicher gewesen wäre.

Um vier Uhr Morgens begann bereits das Schießen. Die bourbonischen Truppen warfen sich auf das Capuathor von Santa Maria und auf Maddalone, um durch das Gewicht ihrer Massen die Linie der Garibaldi'schen Truppen zu durchbrechen. Zu gleicher Zeit donnerten die Kanonen von San Angelo. General Millwitz mit den alten Alpenjägern hielt Santa Maria besetzt. Das Angriffscorps der Neapolitaner betrug an diesem Punkte 15,000 Mann. Auf drei Seiten versuchte dasselbe in die Stadt einzudringen, um das alte römische Amphitheater herum, von der Eisenbahn her und durch das Capuanische Thor, um das Corps des Generals Millwitz von Caserta abzuschneiden. Es gelang ihm dies auf der linken Seite; der Angriff rechts schlug vollständig fehl. Ebenso blieben alle Versuche, die Eisenbahnbatterie zu nehmen, erfolglos. Immer neue Bataillone wurden von den Neapolitanern vorgeschickt; um 11 Uhr erfolgte ein allgemeiner, heftiger Angriff. Der Angriff wurde von den tapferen Truppen des Generals Millwitz zurückgeschlagen. Um 1 Uhr erfolgte wiederum ein heftiger Angriff. Die Reiterei der Neapolitaner drang bis zwischen die Stücke der Eisenbahnbatterie vor. Ein wohlgezieltes Feuer warf sie zurück. Zu gleicher Zeit wurde Santa Maria von den Wällen von Capua beschossen. Ein Magazin flog auf. Die Garibaldiner hielten unerschütterlich Stand.

Als Garibaldi, der um 4 Uhr aus Caserta in San Maria eintraf, den Geschützesdonner in San Angelo

hörte, eilte er zu Wagen dorthin. Es lag ein dichter Nebel. Kaum war der General aus dem Orte hinaus, da gerieth er mitten unter die neapolitanischen Soldaten, welche die Vorpostenkette durchbrochen hatten, welche San Angelo mit Santa Maria verband. Auf dem Wege dorthin wurde eines seiner Wagenpferde erschossen. Immer von dem dichten Nebel und von seinem eminenten Glücke begünstigt, gelangte Garibaldi glücklich nach San Angelo. Dort hatten die neapolitanischen Truppen, welche den Angriff mit 10,000 Mann machten, im ersten Sturm bis auf die Abtei und die sie umgebenden Gebäude Alles genommen. Man kann überhaupt den Neapolitanern nicht vorwerfen, daß sie sich an diesem Tage nicht gut geschlagen hätten. Ich erinnere an eine früher von mir erwähnte Aeußerung eines Oberst der königlichen Truppen in Sicilien: „Versprecht diesen Banditen die Plünderung, und sie schlagen sich wie die Teufel.“ Die Tages vorher ihnen im Namen des Königs gemachten Versprechungen, den Geburtstag des Königs in Neapel auf ihre Weise zu feiern, war für sie zu lockend gewesen. Garibaldi ging sofort daran, den Ort wieder zu nehmen und die Verbindung mit Santa Lucia wiederherzustellen. Dann stellte er sich an die Spitze aller verfügbaren Truppen, ergriff die Offensive und warf die Neapolitaner zurück. Hier focht Oberst Wyndham mit den Bersaglieri — es waren dies die Garibaldi'schen Bersaglieri, von denen fälschlich in der deutschen Presse behauptet wurde, daß es die piemontesischen Bersaglieri gewesen wären

und die Schlacht gewonnen hätten —, hier focht Hauptmann Dowling und Oberst Pace mit den Calabresen. Um 12 Uhr waren die neapolitanischen Truppen auf der ganzen Linie im Rückzuge begriffen, und Dowling's vier Kanonen rissen weite Lücken in die zurückweichenden Massen. Garibaldi eilte zurück nach Santa Maria.

Unterdessen hatte General Bixio die Colonne der neapolitanischen Armee, welche in der Stärke von 7000 Mann gegen Maddalone vorgerückt war, vollständig nach einem heftigen Kampfe geschlagen. Hier fochten 227 Garibaldi'sche Bersaglieri unter Major Bronghetti zwei Stunden lang gegen 2000 Mann bourbonischer Truppen, bis die letzte Patrone verschossen war. Nun sandte Bixio Verstärkungen auf der Eisenbahn nach dem immer von neuen, heftigen Angriffen bedrängten Santa Maria. General Türr traf mit 1000 Mann von der Brigade Milano zuerst ein; dann folgte General Eber mit seiner Brigade. Zu gleicher Zeit kam Garibaldi von San Angelo. In der Eisenbahnbatterie waren fast alle Garibaldi'schen Artilleristen gefallen. Sie wurden durch piemontesiche Artilleristen, welche aus Neapel angekommen waren, ersetzt. Dies waren die einzigen piemontesischen Soldaten, welche in der Schlacht vor Capua gefochten haben. Zufälligerweise waren auch zwölf englische Matrosen von einem im Golf von Neapel ankernden englischen Schiffe anwesend. Sie waren nach Santa Maria hinausgefahren, um sich das Gefecht mit anzusehen. „Was stehen wir hier müßig," sagte Einer von ihnen, „fassen wir mit an." Und sie halfen die Stücke in einer der Batte-

rien bedienen. Einer oder zwei von ihnen blieben, wenn ich in der Zahl nicht irre, todt auf dem Platze. Auf diese zufällige Theilnahme der zwölf Matrosen beschränkt sich die „Hülfe durch die Mannschaft der englischen Kriegsschiffe," von der in der deutschen conservativen Presse gefabelt wurde. So wie Garibaldi in Santa Maria angekommen war, ordnete er ein allgemeines Vorrücken an. Nach einem einstündigen heißen Kampfe waren die Gebäude des Städtchens, in denen sich die um die Ruinen des Amphitheaters herum eingebrochenen bourbonischen Truppen festgesetzt hatten, wieder genommen. 69 ungarische Husaren warfen drei Schwadronen bourbonischer Dragoner. Hier schlugen sich auch die sicilianischen Truppen unter dem Befehl des General Eber mit großer Energie. Um zwei Uhr telegraphirte Garibaldi an General Cosenz nach Neapel: „Großer Sieg auf der ganzen Linie, die bourbonischen Truppen sind überall zurückgeworfen." Um fünf Uhr stand eine Garibaldi'sche Vorpostenketten eine viertel Stunde vor den Mauern der Festung. Die Neapolitaner hatten sämmtliche Stellungen auf der Ebene geräumt. Die Schlacht vom 1. October, die bedeutendste sowohl im italienischen Feldzuge, wie in dem Feldzuge auf dem neapolitanischen Festlande, war zu Ende. Sie war heiß und blutig gewesen. 9400 Garibaldiner hatten bis zur Ankunft der 5000 Mann Reserven mit nur wenigem Geschütz gegen 30,000 Mann bourbonischer Truppen mit einer zahlreichen Artillerie von fünf Uhr Morgens bis 5 Uhr Abends gefochten. Aber es

lagen an 1500 Todte und Verwundete auf dem Schlachtfelde oder stöhnten in den Hospitälern und Häusern von Santa Maria und San Angelo an ihren Wunden. Die bourbonische Armee hatte nicht weniger als 2500 Mann verloren. Am andern Morgen wurden von der neapolitanischen Colonne, welche sich Tags vorher bei Castell Morone gezeigt hatte, 2500 Mann gefangen genommen. Garibaldi hatte die Nacht nach der Schlacht in San Angelo zugebracht, und brach um zwei Uhr früh mit 2500 Calabresen, welche Baron Stocco befehligte, mit zwei Compagnien piemontesischer Bersaglieri und zwei Compagnieen piemontesischer Liniensoldaten von Caserta auf, um sie gefangen zu nehmen, während Oberst Spangaro von San Angelo gegen die neapolitanischen Truppen, welche die Höhen von Caserta besetzt hatten, auszog. An diesem Tage sind die Piemontesen zum ersten Male in dem Feldzuge Garibaldi's gegen Capua in's Gefecht gekommen. Sie waren Abends vorher auf der Eisenbahn von Neapel in Caserta eingetroffen, nachdem die Schlacht bereits vollständig zu Ende war. Ich sah sie Abends des 2. October in den Straßen des Städtchen Caserta. Das Gefecht war übrigens an diesem Tage von keiner Bedeutung. Die Calabresen nahmen Caserta vecchia, wo sich die Neapolitaner festgesetzt hatten, im ersten Anlauf. In Castel vecchio wurden ungefähr 300 Gefangene gemacht. Oberst Zacchi nahm in der Ebene 1500 Mann gefangen. Ein Theil der neapolitanischen Colonne drang in die Stadt Caserta ein, wurde aber, da sie mehr an's Plündern, wie an ihre Vertheidigung

dachten, von General Sirtori nach einem ganz kurzen Gefecht wieder hinausgeworfen. Am Abend befanden sich über 2000 gefangene neapolitanische Soldaten im Hofe des Schlosses von Caserta.

Die Schlacht am 1. October entschied den Feldzug auf dem neapolitanischen Festlande. Der Angriff des 1. October war die letzte energische Anstrengung, welche Franz der Zweite machte, um sich wieder in Besitz Neapels zu setzen und die Garibaldi'sche Armee auseinander zu sprengen. Der Versuch mißlang gänzlich. In der auf die Schlacht folgenden Woche geriethen 7—8000 neapolitanische Soldaten in Gefangenschaft. Täglich wurden Züge von Gefangenen nach Neapel gebracht. Der moralische Muth in Capua war gänzlich gebrochen. Garibaldi würde, wenn er am 3. October hätte Capua bombardiren lassen, die Festung mit Leichtigkeit genommen haben. In seiner unermüdlichen Großmuth und Herzensgüte that er es nicht. Er wußte, daß die piemontesische Armee unter dem Oberbefehl des Königs von Italien in acht bis zehn Tagen im Rücken der neapolitanischen Stellung eintreffen mußte, und konnte mit vollem Recht der Meinung sein, daß die neapolitanischen Truppen Capua freiwillig räumen, und sich in ihre zweite Position hinter den Garigliano mit Gaeta als Basis zurückziehen würden, um nicht von Gaeta abgeschnitten zu werden. In einer üblen Lage befand sich Garibaldi aber mit seiner Armee zur Zeit, als General Cialdini mit seinem Corps eintraf, am Volturno durchaus nicht. Garibaldi befand sich am Volturno in der Lage des Siegers nach einer großen,

gewonnenen Schlacht, einer Schlacht, durch welche der Königlichen Armee außer dem materiellen Schaden eines Verlustes von 8—10,000 Mann jede Zuversicht und jeder moralische Muth genommen war. Alle Arbeit war gethan. General Cialdini brauchte nur einige Bomben in Capua hineinzuwerfen, als die Festung sich ergab. Wie Cialdini in seinem viel besprochenen Briefe behaupten konnte, daß die Garibaldi'sche Armee sich bei seiner Ankunft am Volturno in übler Lage befunden habe, wird Niemand begreifen können, der die Situation aus eigener Anschauung kennen gelernt hat. Ebenso unbegreiflich und rein aus der Luft gegriffen sind die andern Vorwürfe, welche Garibaldi damals von verschiedener Seite bei seiner kurzen Anwesenheit in Turin gemacht worden sind. Die Vorwürfe widerlegen sich am besten durch Garibaldi's Proclamation vom 12. October, in der er den Bürgern von Neapel die Ankuuft des Königs ankündigt. „Laßt uns den von der Vorsehung Gesandten würdig empfangen, und als ein Pfand unserer Erlösung und unserer Liebe auf seinen Pfad die Blumen der Eintracht streuen, die ihm so erfreulich, ihm so nothwendig sind," heißt es in dieser Proclamation, „keine politische Farben, keine Partheien, keine Zwietracht mehr." Am 25. October traf Garibaldi mit dem Könige nicht weit vom Dorfe Marganello zusammen. Er begrüßte ihn mit den Worten: „Re d'Italia". Als sie dann durch Teano ritten, konnte Garibaldi die Bewohner nur schwer bewegen: „Evviva il Re d'Italia Vittorio Emanuele" zu rufen. Der Ruf: „Evviva Garibaldi" war ihnen

so zur Gewohnheit geworden, daß sie sofort wieder in das Alles übertönende Rufen: „Evviva Garibaldi“ umschlugen. „Ach,“ sagte Victor Emanuel lachend, „er ist hier der König.“ Am 21. October ergab sich Capua nach einem mehrstündigen Bombardement mit einer Besatzung von 9000 Mann. Am 4. November vertheilte Garibaldi auf dem Largo del Palazzo an den Rest der Tausend, welche mit ihm in Marsala gelandet waren, die Medaillen von Palermo. Nur die Hälfte konnte beim Verlesen der Namen antworten, die andere Hälfte schlief den ewigen Schlaf auf den Schlachtfeldern von Catalafimi, Melazzo, Palermo und Volturno. Sie waren für die Freiheit Italien's gestorben. „Weil ich Euch kannte,“ sprach „der Richter von Italien“ zu den noch Lebenden, „wagte ich mit Euch ein Unternehmen, das jeder Andere für unmöglich hielt. Ich wußte, daß ich mit Männern, wie Ihr seid, Alles versuchen konnte. Ihr habt das Unmögliche zur Erfüllung gebracht. Aber Viele von denen, die mit uns gingen, sind jetzt nicht mehr — ihre Gebeine bleichen auf den Feldern von Catalafimi und Palermo, die Montanara, die Schiaffini, die Tuckori; sie werden jedoch nicht vergessen werden. Ihre Familien mögen das Gedächtnißzeichen ihrer Tapferkeit als Erbe behalten, und Ihr, junge Veteranen, die Ihr es erlebt habt, es mit eigenen Händen zu empfangen, vergeßt nicht, daß noch nicht Alles gethan ist, und daß ich auf Euch vertraue und auf Euch rechne, sowie Eure Dienste wieder erforderlich sein sollten. Laßt uns mit der Vertheilung bei denen beginnen, welche in unserer

heiligen Sache gefallen sind.“ Am 8. November überreichte der Dictator beider Sicilien dem König von Italien das Plebiscit, und legte hiermit seine Dictatur nieder. Vor Tagesanbruch schiffte er sich am andern Morgen auf dem „Washington“ nach Caprera ein. Zum letzten Male sprach er öffentlich seine politische Meinung bei der Gelegenheit aus, als er der ungarischen Legion in Neapel eine Fahne zur Erinnerung an die Thaten ihrer Tapferkeit und Aufopferung für Italien übergab. Ich gebe die Rede hier wörtlich wieder, weil sie nicht allein die Gesinnung Garibaldi's, sondern die Gesinnung des größten Theils des italienischen Volkes charakterisirt, und schließe damit den ersten Theil meines Werkes: „Dies ist ein denkwürdiger Tag für Euch,“ so sprach der große Befreier von Süditalien von der depravirenden Herrschaft der Bourbonen; „denn er kittet den Bund zweier Nationen fest zusammen, und begründet die Brüderschaft des Volkes. Heute habt Ihr das selbstsüchtige Princip vernichtet, welches die Nationen getrennt gehalten und so die Knechtung Aller erleichtert hat. Das Volk, mit dem Ihr Euch heute verbrüdert habt, hat dieselben Feinde, die auch Euch bedrohen. Eure Sache ist die seinige, und seine Sache ist die Eurige.“

„Aber ehe Ihr diesen Feind draußen bekämpft, habt Ihr im Innern Feinde zu bekriegen, und ich sage Euch, der vornehmste derselben ist der Papst. Wenn ich mir um Euch ein Verdienst erworben habe, so ist es dadurch geschehen, daß ich Euch offen und ohne Schleier die Wahrheit sage. Indem ich von diesem

Vorrecht Gebrauch mache, sage ich, daß Euer vornehmster Feind der Papst ist.“

„Ich bin Christ, so gut wie Ihr, ja ich bekenne mich zu der Religion, welche die Ketten der Sclaverei gebrochen und die menschliche Freiheit verkündet hat; der Papst, der seine Unterthanen bedrücket, und ein Feind der italienischen Unabhängigkeit ist, ist kein Christ; er verleugnet das Christenthum in seinem ersten Grundsatze — er ist der Antichrist.“

„Diese Wahrheit müßt Ihr unter allen Denen verbreiten, die Euch nahe stehen; denn erst, wenn alle Italiener von dieser Wahrheit gründlich überzeugt sind, wird Italien wirklich frei und einig sein.“

Druck von Hugo Preuß in Berlin.

BERLIN

Verlag von A. Vogel & Co.

Lith. Atel. v. Louis Veit, Burg Str. 6. Berlin.